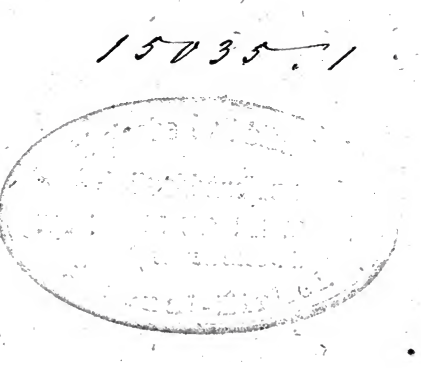
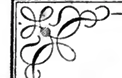
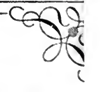




Erzählungen

von

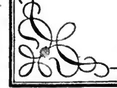
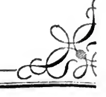
Dr. Falkner.

Erster Theil:

Meister Anton von Brünn.
Ein Roman nicht ganz in der Alltagsweise.
Eine alte Jungfer.
Der Teufel und die Witwe.



Leipzig,
Verlag von Christian Ernst Kollmann.
1857.

Dr. Falkner's

gesammelte Schriften.

Erster Band.

Erzählungen.

Erster Theil.

Leipzig.
Verlag von Christian Ernst Kollmann.
1857.

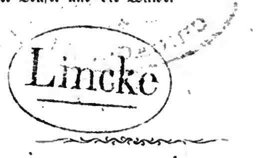
Erzählungen

von

Dr. Falkner.

Erster Theil:

Meister Anton von Brünn.
Ein Roman nicht ganz in der Alltagsweise.
Eine alte Jungfer.
Der Teufel und die Witwe.



Leipzig.
Verlag von Christian Ernst Kollmann.
1857.


THE UNIVERSITY OF CHICAGO
LIBRARIES
CHICAGO, ILL.

Herrn

Joseph Feil

in Wien,

K. K. Ministerial-Secretär,

dem unermüdlichen und geehrten Forscher vaterländischer
und vorzugsweise der Local-Geschichte
Wien's

in

Achtung und Freundschaft

geweiht
vom
Verfasser.

Inhalt des ersten Theiles.

Meister Anton von Brünn.

(Charaktergemälde aus dem 16. Jahrhundert*).

Die echte Liebe ist die Rose in des Menschen Leben — die unechte die Distel! Jene die Mutter großer Thaten — Diese die Säugamme schändlicher Verbrechen! Jene das sanfte Mailüftchen, das jede Blüthe unserer Seele entfaltet — Diese ein eisiger Hauch, der, jeglicher Blume feind, frühen Winter herbeiführt! Jene die milde Trösterin in allem irdischen Leid und Drangsal — Diese die Erzeugerin der folterndsten Qual, die keinen Tröster kennt! Jene ein rosiges Kindlein, blühend und prangend am Busen der Treue — Diese ein scheußliches Ungethüm, unter der Larve des Lammes, dem Edlen und Reinen mit gierigem Zahne Verderben drohend! — — Die echte Liebe ist das heiligste, wahrhaft Gott entstammte Gefühl — die unechte, der finstere Geist des Abgrundes, der nur zu leicht den schwachen Menschen faßt! —

1.

Auf der südwestlichen Abdachung des Schweinsberges**) befand sich an einer Stelle, von welcher aus sich jetzt die

---

*) Ich erlaube mir bei dieser Gelegenheit den Leser auf den mit großer Sachkenntniß und seltenem Scharfsinne verfaßten, und in den Blättern für Literatur und Kunst, (1844 Nr. 18—31) enthaltenen Aufsatz: „Die Metropolitankirche zu St. Stephan,“ von dem geachteten vaterländischen Geschichtsforscher Herrn Joseph Feil, aufmerksam zu machen, und zwar um so mehr, da ich eben diesem Aufsatze, wie den gütigen mündlichen Mittheilungen seines Verfassers, mehrere bisher unbekannte Daten dieser Erzählung verdanke. Der Verfasser.

**) Jetzt Kahlen- oder Josephsberg.

Fernsicht über Wien und die umliegenden Ortschaften, wie nicht minder das reizende Donaugelände so malerisch einerseits bis an die den südwestlichen Horizont ganz zart umsäumenden ungarischen Gebirge und andererseits die steirische Alpenkette und ihre Ausläufer eröffnet, eine einsame, nur spärlich hie und da aus dem dicht umschattenden Eichenwald hervorragende Hütte. Ganz roh aus Baumstämmen zusammengezimmert, bot sie eben nicht allzu große Bequemlichkeit. Doch gewährte sie Schutz vor Sturm und Unwetter, und zur heißen Sommerszeit kühlen, labenden Schatten, wie im Gegentheile behagliche Wärme an der gastlichen Flamme, wenn des Winters schneidende Kälte draußen regierte, und der Frost so Mensch, als Thier und Pflanze den schweren Druck seines eisernen Scepters fühlen ließ. Und dieses Letztere kann keineswegs befremden, da alle Fugen und Risse derselben mit Lehm und warmhaltendem Moose sorgfältig verstopft der Kälte jeden Zutritt standhaft verweigerten, wenn diese denselben auch mit noch so großer Härtnäckigkeit zu erzwingen suchte.

Schon das äußere Aussehen der Hütte an diesem abgelegenen Orte mußte sie als den Wohnort eines frommen Waldbruders zu erkennen geben, wie solches in jenen gottesfürchtigen und durch Krieg und allerhand Drangsal reger und wilder bewegten Zeiten häufig zu treffen war. Das einfache, aus zwei Holzstücken roh zusammengefügte Kreuz auf dem Giebel des Daches ließ an der frommen Gesinnung des Bewohners um so weniger zweifeln.

Ein kleines Gärtchen grenzte zur Linken daran. Die erfahrene Hand seines Pflegers zog hier manch' nützliches Kraut theils zur Nahrung, theils zur Heilung schweren Siechthums, dieser und jener zierlichen, damals noch selteneren Blume nicht zu vergessen, dem Ganzen zum nicht geringen Schmucke. Was aber das Gärtchen am meisten auszeichnete, war ein an seinem Ende befindlicher, ziemlich geräumiger und von Bäu-

men und höheren Gesträuchen nach vorne völlig freier Platz, von dem aus man der entzückenden Aussicht über das blühende Land ungehindert genießen konnte. Eine an eben der Stelle von der Hand des Eremiten selber bereitete Rasenbank bewies, wie sehr auch er den hohen Genuß zu schätzen wußte, der sich hier dem dafür Empfänglichen bot. —

Seit Jahren bereits lebte der fromme Mann in seiner reizenden Abgeschiedenheit. Kurze Zeit nach König Mathias', des Korviners Hintritte zu Wien, selbst noch in der Blüthe des männlichen Alters hatte er, von dem Niemand wußte, wer er eigentlich war, noch woher er gekommen, sich an diesem Orte niedergelassen, ursprünglich eine natürliche Höhle in dem Berge, die er aufgefunden, als Wohnung benützend.

Jägersleute von Klosterneuburg auf ihren Streifzügen durch das Gebirge, wie auch Einwohner der nahe liegenden Dörfer Grinzing und Heiligenstadt hatten hier zuerst seine Bekanntschaft gemacht. Und zwar galt dieses vorzüglich von Letzteren, da er wöchentlich nach dem am Fuße des Berges liegenden Dörfchen Heiligenstadt hernieder zu steigen pflegte, um in der vom Markgrafen Leopold dem Heiligen, im Jahre 1095, daselbst gegründeten Kirche zu St. Jacob seine Andacht zu verrichten. Sonach war der stille, würdige Mann unter den Umwohnenden, denen er sich auch in keiner Beziehung unzugänglich wies, bald kein Fremder mehr.

Viele stiegen empor zu seinem einsamen Wohnsitze und kehrten belehrt, oder getröstet zurück in ihre Hütte. Manchen Streithandel hatte er geschlichtet durch seinen weisen Spruch und die empörten Geister zur Ruhe verwiesen, manche schmerzende Herzenswunde geheilt durch den Balsam seiner eindringenden Rede, manches, verschiedener Unglücksfälle wegen, an seinem Gotte verzagende Gemüth auf den rechten Weg zurück-

geleitet, ja auch manches körperliche Uebel, hartnäckiger und bisher unheilbarer Art, bezwungen oder doch wenigstens gemindert durch den Heilborn seines Wissens und seiner seltenen Erfahrung.

War's ein Wunder, daß ihn das Volk theils den Frommen, theils den Weisen hieß, und ihm nahte in allen Nöthen und Beschwerden? War's ein Wunder, daß unter solchen Umständen der Name des guten Vaters Bernhard von Aller Lippen mit Ehrfurcht und Liebe ausgesprochen ward, sein Ruf selbst bis in die Stadt drang, und der unbekannte Alte vom Kahlenberge, wie man ihn in der Folge an vielen Orten hieß, auch von dorther mitunter Besuche, und zwar nicht eben niedrig gestellter Personen erhielt?

Schon in der Erstlingszeit seines Aufenthaltes auf dem Berge hatte ihm die Liebe des Landvolkes darum die wohnlichere Hütte erbaut, und ihn nach Kräften mit allen Bequemlichkeiten versehen wollen, die es ihm zu verschaffen im Stande war, was er jedoch nie gestattete, da er sich selber immer nur auf das Nothwendigste zu beschränken pflegte.

Ueber fünfzehn Jahre waren nun schon verstrichen, seit der fromme Eremit auf dem Berge seinen Wohnsitz aufgeschlagen, während dieser Zeit war sein Haar allmälig grau, seine Gestalt hagerer und sein Antlitz gefurchter geworden, ohne daß, mit Ausnahme seines frühzeitigen Alterns, die mindeste Veränderung in seinem übrigen Wesen sich bemerkbar gemacht, oder man über seine Herkunft wie über sein früheres Leben und Treiben Aufschluß erhalten hätte.

Einer von Vater Bernhard's eifrigsten Besuchern, besonders zur Sommerszeit, in der ihm seine Geschäfte dieses erlaubten, war Herr Konrad Pickel*), der unter dem, nach

---

*) Er war 1459 im Dorfe Wipfeld unweit Schweinfurt geboren und der erste Deutsche dem die Ehre wiederfuhr, von Kai-

damaliger Sitte latinisirten, Namen Protucius Celtes in der gelehrten Welt allgemein bekannte vorzüglichste lateinische Dichter Oesterreich's und Lehrer der Dichtkunst und Beredsamkeit an der Wiener Universität. Seiner schwächlichen Gesundheit willen, denn er war schon in jungen Jahren von der bösen Gicht gar absonderlich geplagt und heimgesucht, bewohnte er alljährlich zur Sommerszeit ein kleines, zierliches Landhaus zu Heiligenstadt, um daselbst auf Anrathen seines ehemaligen Schülers, nun Freundes und Leibarztes Cuspinian's in der heilenden, wie man sagte, schon zur Römerzeit gekannten Badequelle seine verlorene Gesundheit wieder zu finden. Trotz aller treu befolgten ärztlichen Vorschriften wollte dieses aber durchaus nicht gelingen, und mußte er sich immer nur mit einer spärlichen Erleichterung seines Zustandes begnügen.

Dieser war also, wie gesagt, einer von Vater Bernhard's eifrigsten Besuchern, ja eigentlich der eifrigste von Allen, da es ihm, dem geisteskräftigen, nie völlig ruhenden Manne, um eine ihm entsprechende Gesellschaft zu thun war. In so fern Cuspinian dem Kranken während dessen alljährlicher Urlaubszeit den Besuch der Stadt streng untersagt hatte, und diesem, trotz seiner großen Menschenliebe, der beständige Umgang mit dem Landvolke, wenigstens nicht in jeder Beziehung genügte, so mußte ihm das öftere Zusammensein mit einem so verständigen und vielerfahrenen Manne, als welchen der würdige Klausner sich erwies, der, wenn er auch jetzt in strenger Zurückgezogenheit lebte, doch früher eine nicht ganz unbedeutende Rolle in der Welt gespielt haben mochte, um so willkommener sein.

Man sah daher den kranken Dichter an solchen Tagen,

---

sers Hand zum Dichter gekrönt zu werden. Solches geschah unter der Regierung Friedrich's IV. am 1. Mai 1487.

wo er keinen Besuch aus der Stadt zu erwarten hatte, recht fleißig nach Vater Bernhard's Höhe empor steigen, und, nachdem er dort oft stundenlang verweilet, gewöhnlich, noch ehe die Feuchtigkeit des niedersinkenden Abends diesen seinem Zustande gefährlich machte, an der Seite des Eremiten, der ihn meistens eine ziemliche Strecke weit begleitete, wieder heimkehren. Einmal, an einem schönen Nachmittage, im Hochsommer des Jahres 1506 (in dem unsere Erzählung beginnt), hatte Herr Konrad Celtes diesen seinen liebsten Spaziergang in Begleitung eines schlanken, blondgelockten jungen Mannes unternommen. Dieser sowol, als der Klausner, mochten an einander ziemliches Interesse gefunden haben, weil derselbe junge Mann kurze Zeit darauf, und dann fortwährend, nicht minder oft als Herr Celtes selber, den Berg auf flinken Beinen hinaneilte, gewöhnlich erst am späten Abende, oder gar nach Einbruch der Nacht zu seiner Heimkehr sich anschickend. — —

— — — Und so war es denn an einem wunderlieben Herbstabende am Schlusse Septembers des Jahres 1506, daß die beiden Letzteren auf der früher erwähnten Rasenbank im Gärtchen des Eremiten im eifrigsten Gespräche neben einander saßen.

Hoch am Himmel stand der klare, unbewölkte Mond und goß sein Licht herab auf das bleiche, vorzüglich markirte Angesicht des Alten, und das von Leidenschaft und innerer Aufregung erglühende des Jünglings. Ringsum herrschte Todesstille, nur auf Momente unterbrochen durch das schwach vernehmliche Bellen eines in den nahe liegenden Dörfern noch wachenden Hundes, oder durch das von einem günstigen Luftzuge heraufgetragene Liedchen eines unten am Berge vorüberziehenden Bauers oder Waidmannes.

Wie von einem magischen Schimmer erhellt lag die reizende Landschaft vor ihnen. Wol war die Stadt selber kaum

zu unterscheiden, da sie von einem dichten Dunstkreise verhüllt ward, zu dessen Entstehen nebst den schon merklicher sich einstellenden Herbstnebeln Rauch und Staub das Ihrige beitrugen. Nach Außen aber in der Ebene war Alles hell und klar, welcher Ansicht das Blinken der Wogen des mächtigen Donaustromes, in denen sich des Mondes Strahl glitzernd brach, einen neuen und eigenthümlichen Zauber verlieh.

Die Luft war feucht, nicht minder das Gras von dem reichlich fallenden Thau, indeß das liebliche Duften der Wiesen die Nerven heilsam und angenehm erregte, und nur die merkbarere Kühle beurkundete, daß die schönere Jahreszeit ihrem Ende näher gerückt. —

„Nein, mein würd'ger Vater,“ rief der Jüngling hingerissen von der Macht seiner Gefühle, „Ihr verlangt, was ich nicht leisten kann! Ich kann dem Herzen nicht befehlen, wie Ihr meint — es nicht zur Liebe zwingen, wo es nicht mehr liebt — — — und nimmer lieben wird!‘ — —

„Mein theurer Sohn!“ suchte der Alte den Aufgeregten zu beschwichtigen, „gieb Dich so wehrlos nicht der Leidenschaft, nicht ohne Widerstand solch wahnbethörtem Streben hin — ein solches Treiben würde nimmer fröhlich enden!“

„Vater, ich kann nicht widerstehen,“ jammerte der Letztere unter Thränen, „ich kann nicht anders handeln, verlangt mein Blut, mein Leben, verlanget Alles, doch nur Dieses nicht — nicht das Unmögliche!“

„O verachte nicht die Warnung und das wohlgemeinte Wort eines vielerfahrenen Mannes! Eines Mannes, der Dich liebt, und dem Dein Schicksal nahe geht! Gebiete Deiner Leidenschaft, denn Du rennst so in Dein Verderben! Dämpfe mit männlich kräftigem Sinn den frevelnden Brand in Deinem Herzen, daß sich Sünde nicht an Sünde reihe! — Ein Schritt hinaus über der Tugend enge Kreise zieht deren viele

ärgere nach sich! — — Sei nicht gleich dem schwanken Rohr im Winde, das jedes Lüftchen hier und dorthin neigt, dem Wachse nicht, das jeden Eindruck annimmt, aber keinen wahrt! Sei ein Mann und dieses Namens werth — bekämpfe Dich, befleiße Dich des Sieges über's eig'ne Herz!" — —

Eine Pause trat nun ein, von keinem Worte, sondern nur von dem hörbaren, ungestümen Athmen des erregten Jünglings unterbrochen. Plötzlich sprang dieser auf, barg das Antlitz in seinen Händen, und rannte wie ein Unsinniger auf und ab.

„Sieh, mein Heinrich," begann der Alte wieder, gleichfalls sich erhebend und ihm in den Weg stellend, „wie undankbar Du handelst an des Ew'gen Vaterhuld, der Dir das größte, unschätzbarste Glück zukommen ließ, zumeist geeignet, die Zufriedenheit, Deines Lebens Seligkeit zu gründen; der ein gutes, tugendhaftes Weib für Dich bestimmte, und Dich im blinden Ungefähr die seltne Perle finden ließ! Sei nicht unwerth solcher Gnade! Wie Mancher ringt darnach mit aller Macht, und müht sich ab vergebens; und Du, Du suchest nicht einmal und findest, und willst verschmähen, was Tausende beglücken würde? Nein, nein, das kannst Du nicht, das müßte ja des Himmels schwerste Strafe auf Dich laden! — Und überdies, schmückt nicht der Reiz gar seltener Schönheit Deines Mädchens zarten Leib, thront fromme Unschuld nicht in ihrer reinen Brust, und ist dies makellose Herz ein Tempel nicht der innigsten und reinsten Liebe zu Dir, Du Undankbarer? — Um eines Weibes willen, einer Buhlerin, die Deine Sinne flüchtig nur erregt, die Du nicht achten, nimmer lieben kannst, solch' eines Weibes willen wirfst Du die seltne Blume weg, die Dir nur blüht, um Dir den Dorn fruchtloser Reue in Dein leicht bewegtes Herz zu drücken? — — O stehe ab von solchem Thun, flieh' die Versuchung, vermeide ihre trügerische Nähe!" — —

„Ich kann nicht — — kann nicht, Vater, was Ihr verlangt! Ihr saht sie nie, darum sprecht Ihr so. Euch strömt das Blut durch Eure Adern ruhig hin, und kühlt der Schnee auf Eurem Haupte das ungestüme, glühende Verlangen Eures Herzens! Ihr habt nie geliebt — wißt nicht, was Liebe ist, — nimmer könntet Ihr zu einem Jüngling also sprechen! — Sie missen — — und gälte es mein Leben — — meine Seligkeit — ich kann nicht von ihr lassen!" — —

„Mein Sohn," erwiderte der Eremit mit zitternder Stimme, und Thränen perlten in seinem Auge, „mit rauher Hand berührest Du die wunde Stelle meines Herzens, die nimmer heilt! — Ich war wie Du einst jung, wie Du einst feurig, ungestüm — ich wüthete wie Du gegen die Schranke, die dem Sehnen meines Busens wehren wollte! Ich stand wie Du einst an dem Abgrund, an dessen grausem Rand ich Dich jetzt wanken sehe. Ich wollte auf die Stimme der Vernunft nicht hören wie Du, und that, was ich nicht lassen konnte! Doch ward die That mir zum Verderben, und vollbrachte ich durch sie, was keine Reue, keine Buße sühnen kann — — denn durch sie ward ich — — was ich ward!" — —

Der Alte sank im höchsten Schmerz auf die Rasenbank, und barg sein Antlitz in dem schwellenden Teppiche, der sie deckte. Sogleich raffte er sich aber wieder empor, und schloß seine Rede mit dem letzten Aufwande seiner Kräfte.

„D'rum laß Dich bedeuten, laß Dich warnen, kehre um auf jenem Wege, der, wie einstens mich, Dich sicher in's Verderben führt — — flieh' die Sünde und ihren trügerischen Reiz!" —

Und wieder entstand eine Pause, während welcher der junge Mann, den Sturm seiner Brust mühsam bekämpfend, sein Auge über die vom Monde verklärte Gegend schweifen ließ.

„Vater Bernhard," stammelte er noch mit bewegter

Stimme, „die Nacht ist kühl, — — leicht möchtet Ihr erkranken, — — geht zu Bette, — auch ich will heim, — — ich will mich fassen, — — ich will — — —" wonach er des warnenden Freundes kalte Hand küßte und im nächsten Augenblick auch schon verschwunden war in dem dichten Schatten des Waldes, heimwärts eilend.

Der Alte aber streckte die Arme gen Himmel, und betete inbrünstig für den Verblendeten:

„Allerbarmer! Lenker unsrer Lose! ziehe Deine Hand nicht ganz von ihm, — schütze ihn, auf daß er nicht erliege in dem Kampfe, der ihm droht, wahre seine unerfahrne, allzurasche Jugend vor verdammungswerther That, sein Herz vor fruchtlos-später Reue!" — —

Erschüttert durch das Vorgefallene, schwankte er hierauf in seine Hütte, um auf dürftigem Lager die Nacht entweder schlaflos, oder gequält von beunruhigenden Träumen, gezeugt von seiner wild aufgeregten Erinnerung hinzubringen.

2.

In Herrn Jörg Oechsel's, des berühmten Baumeisters zu St. Stephan Hause, unter den Riemern*), saß im Erkerstübchen des ersten Stockwerkes dessen einzige Tochter Anna. Eine schlanke, mit der Edeltanne an Wuchs wetteifernde, stattliche Jungfrau, war sie unter den Töchtern ihres Vaterlandes, was Liebreiz und körperliche Anmuth betraf, gewiß nicht eine der letzten, und an Adel des Geistes wie des Herzens den meisten noch weit mehr überlegen. Das üppige dunkle Haar, das beredte Auge und die junonische

*) Die heutige Riemerstraße.

Gestalt theilte sie genau mit ihrer Mutter, die darum zu ihrer Zeit manches Mannes Blick wie magisch an sich gefesselt hatte, nun aber leider schon seit zwölf Jahren zum nie zu heilenden Kummer ihres Gatten im Grabe ruhte. Wie die Mutter einstens, fand daher auch nun die Tochter in der vollen Entwicklung ihrer jugendlichen Reize Gnade vor Aller Augen, obgleich Keiner, wenn er es wagte, ihr mit bescheidener Werbung zu nahen, seines Unternehmens froh ward, da Anna's Herz nicht mehr frei, das Bild eines Mannes von seinem Grunde zurück strahlte, der dessen leider nur zu unwerth war.

Dieser Umstand mochte wol freilich Manchem nur schlecht behagen, der es mit des geachteten Meisters liebreizender Tochter gewiß nur gut und ehrlich im Sinne hatte. Und solcher Männer und Jünglinge gab es nicht etwa blos wenige, ja es waren sogar welche darunter nicht geringen Standes und Ansehens, und schier unermeßlichen Vermögens.

Doch was war zu thun? Anna war verlobt, nicht blos mit dem Munde und der leeren äußeren Form nach, sondern auf Antrieb ihres Herzens, und sonach mußte alle weitere Werbung fruchtlos sein! —

Kaum eine Woche nach jener Scene, die sich in des Klausners Gärtchen auf dem Kahlenberge zur späten Abendstunde zugetragen, saß die schöne Anna an einem nicht minder freundlichen Vormittage in der besagten Stube am geöffneten Fenster.

Sie hatte einen umfangreichen Stickrahmen vor sich, und schuf ohne Ruhe und Rast, und ließ Blumen ihrer gewandten Nadel entsprießen auf dem feinen Gewebe, wie sie der Lenz der wonnige, ewig lächelnde Knabe aus seinem unerschöpflichen Füllhorne nicht bunter und lieblicher hervorzuzaubern vermag. Ein niedliches Vogelpaar, in einem zierlichen Käfige auf dem Simse hart nebenan, flatterte lustig

in dem engen Raume umher und hüpfte behende von Sproße zu Sproße und zwitscherte sein natürliches, ungekünsteltes Liedchen in seiner Freude über die Nähe der geliebten Herrin.

Diese achtete der kleinen Sänger aber kaum, sondern arbeitete emsig fort, als sollte ihr Werk sich noch heute seiner Vollendung erfreuen, wiewol die Frist, in der es beendet sein mußte, noch lange nicht abgelaufen war. Doch schritt ihre Arbeit nur ganz mechanisch weiter, da ihr Geist lange nicht bei den Blumen war, die sich vor ihrem Auge immer reichlicher und prächtiger entfalteten, — sondern bei ihm, — den sie so sehr liebte, und dem sie jede Lust und Freude des Lebens so vom Herzen gönnte, und auch gern bereitet hätte.

Wo aber weilte er? Seit vierzehn Tagen hatte sie ihn nicht gesehen, ihn, der sonst auch nicht einen Tag von ihres Vaters Hause fern geblieben war. Gewiß, würde er die Sehnsucht gekannt haben in der Brust der ihm nur Ergebenen, auf den Flügeln gleich sehnenden Verlangens hätte er in ihre Arme eilen müssen.

Doch entstand darum keine Unruhe in dem Herzen der Jungfrau, sie wußte ja, warum er ferne blieb, sie wußte ja, wie seine Pflicht ihn von ihr trennte, und wenn sie dies auch nicht gewußt hätte — so vertraute sie ihm blindlings und zuversichtlich.

„Mein guter Heinrich,“ dachte sie, und die Nadel ruhte in ihrer Hand, indeß ihr Auge starr auf einen Punkt gerichtet war, „könnte ich Dir sagen, schildern nur wie ich Dich liebe, wie ich ewig und von ganzer Seele Dein nur bin! — Könnt' ich die Welt zu einem Garten Dir gestalten, voll seltner, duft'ger Blumen, und jedes Leid, auch den geringsten Kummer fern Dir halten, wie wollt' ich dessen mich bestreben — — ich liebe Dich ja mehr als Alles — — doch fühlst auch Du so warm und innig? — Ja — kann der Mann

so lieben wie das Weib — aus ganzem Herzen, so mit ganzer Seele? — Kann er sein volles Glück, sein Alles finden an ihrer treuen Brust? — — — Sei's wie es sei — Du sollst es können — ich — — ich will Dich's lehren! — — — Dein Sinn ist rein, ist ohne Falsch! Kennte Dich mein Vater so wie ich, er spräche nicht so manchen finstren Zweifel aus, so manchen Zweifel, der mich tief betrübt, doch nimmer wanken macht in meiner Zuversicht! — Der gute Vater — er ist alt und mürrisch, sein Herz traf mancher schwere Schicksalsschlag — er mißtraut darum der Welt! — doch wollen wir ihn seines Irrthums überweisen, er soll sehen, wie Du mich lieben wirst fortan, und Balsam finden für die eig'ne Brust in seines Kindes neideswerthem Loos!" —

Und wieder regte sich ihre Nadel geschäftig wie zuvor.

Nach einer kleinen Weile erhob sie sich und verließ die Stube, um nach der Magd und dem Stande der Dinge in der Küche zu sehen, da die Zeit des Mittagmahles herangenaht, ja sogar schon eine halbe Stunde darüber vergangen war, ohne daß der Vater heimgekommen wäre. Nie zuvor hatte sich dieser Fall ereignet. Der Tisch stand schon gedeckt in der Stube, der Gäste noch immer vergeblich harrend.

Sollte dem Vater etwas Unangenehmes begegnet sein; Er war ein alter Mann, den Siebzigen schon nahe; doch arbeitete er ja in der Nähe, wie hätte sie da nicht von jedem Unfalle sogleich Kunde erhalten sollen?

Nicht minder beschlich aber darum ein banges Gefühl ihr Herz, ein Gefühl, dem sie nicht den rechten Namen zu geben vermochte.

Um sich zu beruhigen, setzte sie sich wieder an ihre Arbeit, es wollte aber jetzt nicht vorwärts damit. Der Schattenstreifen an der Sonnenuhr am gegenüber liegenden Hause zeigte, immer weiter rückend, bald eine Stunde über die be-

stimmte Zeit. Sie wollte schon die Magd nach dem Dome senden, um den Grund des langen Zögerns ihres Herrn zu erfragen. Doch unterließ sie es noch. Es war ja morgen Sonntag, der Vater hatte eben an dem Orgelfuße zu arbeiten begonnen, der in dem Dome angebracht werden sollte, gewiß wollte er die Arbeit bis zu einem gewissen Grade fördern, ehe er für heute schloß. Dies war nicht undenkbar. Vielleicht harrte er auch noch des Freundes Herrn Mathäus Heyperger's, den er für heute zu sich gebeten, oder verzögerte sich sonst mit seinen Leuten.

Da machte der Schall zweier Männerstimmen auf der Straße, gerade unter ihrem Fenster mit einem Male all' ihrem weiteren Sinnen über diesen Gegenstand ein Ende. Sie waren es, die längst Erwarteten, eben traten sie in's Haus.

Freudig sprang Anna auf und eilte ihnen entgegen.

Voraus Herr Heyperger, hintendrein Herr Jörg Oechsel, langsam wie sein Alter es bedingte, so stiegen sie die Treppe herauf und traten über die Schwelle, an welcher das Mädchen sie willkommen hieß, gutmüthig schmollend über ihr langes Fernebleiben.

Welch' ein schmerzlich düsterer Ausdruck lag aber auf des Vaters Antlitz ausgearbeitet, um so bedeutungsvoller, da auch die Mienen des Anderen, die sonst stets fröhlich und heiter waren, sich weit ernster und gezwungener wiesen.

„Herr Jesu Christ, was fehlt Euch lieber Vater?" rief Anna besorgt, und den Greis liebevoll umfangend, „Ihr seht so ernst, so düster — ist Euch Uebles widerfahren?"

„Noch nicht, mein Kind," erwiderte Herr Jörg, „noch nicht, doch wird's wol bald — denn eine schwarze Wolke schwebt ob meinem Haupte — — und über Deinem, mein armes, armes Kind!"

„Was ist geschehen, Vater — o laßt mich's wissen — — mich verzehrt die Angst!"

„Ei nicht doch, nicht doch, liebwerthe Jungfrau, beruhigt Euch," nahm Herr Heyperger tröstend das Wort, „noch ist ja nichts geschehen — — — Euer Vater fürchtet nur — — — der fremde Meister, der von Brünn — — —"

„Der Pilgram — — ist nicht sein Name so? Was ist's mit dem?"

„Ganz recht, er nennt sich so, und seht da fürchtet Euer Vater — daß — —"

„Ja, ja, ich weiß, der Pilgram sucht Beschäftigung beim Bau im Dom, er kam darum hieher — — doch was soll's weiter, man bedarf ja seiner nicht — — die Stelle ist besetzt, denn es lebt der Vater und ist gesund und stark, und wirkt und schafft trotz seiner Jahre — — —"

„Nun freilich wohl, mein süßes Engelskind, das ist ja meine Meinung auch; Herr Oechsel ist ein verdienstvoll würd'ger und vielerfahrner Mann, der beim Bau geleistet hat, was je nur einer leistete, und den in seiner Stellung zu kränken Niemand sucht und strebt. Ein Jeder sieht das ein, nur er nicht, ihn quält und kümmert ein Ereigniß, das nie geschah und nie geschehen wird." —

So bestimmt dies immerhin gesprochen war, so würde sich doch Jeder, der nur einigermaßen seine Aufmerksamkeit auf den Sprecher gerichtet hätte, überzeugt haben, daß es auch diesem nicht so ganz damit Ernst sei, und derselbe vielleicht in seinem Innern bei weitem anders denke, als er sich eben verlauten ließ. Und wie die Sache stand, konnte man Herrn Oechsel's Furcht in der That nicht für völlig eitel erklären. Die Folge zeigte dieses leider nur zu bald.

Ziemlich schweigsam und keineswegs so fröhlich wie sonst, wenn Heyperger, Meister Jörg's treuester und ergebenster Freund daran Theil nahm, ging das Mahl zu Ende, da selbst des Ersteren sonst immerdar aufgeweckte Laune sich heute durchaus nicht finden ließ.

Insoferne aber auch Scherz und heitere Rede wahrscheinlich fruchtlos, ja, am unrechten Platze angebracht, etwa gar von entgegengesetzter Wirkung gewesen wären, versuchte es dieser auf eine andere Weise, den betrübten Greis zu zerstreuen, und zwar hauptsächlich durch die Lenkung des Gespräches auf Dinge ernsterer Art. Und da gab ihm seine Reise nach Rom *), die er vor Kurzem erst vollbracht, den reichsten Stoff an die Hand, indem er hier Gelegenheit fand, Gegenstände zu berühren, die für Herrn Oechsel unter allen Umständen das lebendigste Interesse besaßen. —

Ein halbes Stündchen hindurch, nachdem der Tisch abgeräumt worden, und Anna wieder an ihrem Stickrahmen Platz genommen, schien der alte Meister zerstreut durch die anziehenden Schilderungen Herrn Heyperger's, seines früheren Kummers durchaus vergessen zu haben, als ihn mit

---

*) Mathäus Heyperger gehörte einer reichen, ursprünglich aus Hall in Tirol herstammenden Bürgerfamilie an, die seit längerer Zeit in Wien ansäßig, im Besitze des im regsten Betriebe stehenden Gasthofes zum goldenen Hirschen, ihre Habe von Jahr zu Jahr bedeutend vermehrte, und voll wohlthätigen Sinnes durch viele kirchliche Stiftungen berühmt war. Als würdiger Sohn seiner Väter hegte auch er gleiche Gesinnung und war er überdies noch der Künste und Wissenschaften, zuletzt fast diesen allein nur lebend, unermüdlicher Förderer und Freund. So war er der Verfasser des 1502 in Wien gedruckten Buches von den Merkwürdigkeiten des Heilthumstuhles, welches 1514 in einer zweiten Auflage erschien, und hatte er mit seinem Gefolge auch im Sommer des Jahres 1505 die früher besprochene Reise nach Rom unternommen, um vom Papste Julius II. die Bulle und die Abläße für die Frohnleichnams- oder Gottsleichnams-Bruderschaft zu Wien, als deren eifrigen Unterstützer man ihn kannte, zu holen. In Folge dessen war er auch innig befreundet mit den beiden, mit ihm gleichzeitig zu Wien lebenden Heroen der Dichtkunst und Wissenschaft Konradus Celtes und Joannes Cuspinianus, die ihn seines edlen, echt christlichen Strebens wegen im hohen Grade liebten und achteten.

einem Male seine Schwermuth von Neuem beschlich, und er wieder um Vieles zerstreuter und einsylbiger wurde.

Ach, es lag ja ein zweites, viel tieferes Weh, als das, was zunächst ihn selbst bedrohte, mit Centnerslast auf seinem Herzen, ein Weh, durch das er sich noch weit mehr zu Boden gedrückt fühlte, da es zunächst die Brust seines guten, lieben Kindes mit Jammer erfüllen mußte.

Es wogte und arbeitete in seinem Gemüthe, daß er sich kaum zu fassen vermogte vor innerer Bewegung.

Schweigend hatte er sich von seinem Stuhle erhoben und mehrere fruchtlose Gänge durch das Gemach unternommen, ohne seine Ruhe und Fassung, oder auch nur die erforderliche Kraft zu dem zu finden, was ihm nun zu thun oblag.

Auch Herr Heyperger fühlte sich bang ergriffen, denn er ahnte, von welcher Scene er werde Zeuge sein müssen, und nur die Liebe zu seinem alten Freunde bewog ihn zu bleiben, da ihm sonst gewiß nicht der passende Vorwand gefehlt haben würde, sich zu entfernen.

Mit gesenktem Haupte hatte Herr Jörg hinter dem Stuhle seiner Tochter Halt gemacht, wo er, unschlüssig wie er beginnen solle, durch mehrere Minuten wie gedankenlos auf ihre Arbeit niedersah.

Wäre das Geräusch und das Gewühl auf der Straße nicht gewesen, fürwahr man hätte die Herzen der beiden Männer müssen pochen hören.

Endlich legte der verzagende Vater seine zitternden Hände auf das Haupt der Jungfrau, zog dieses an sich und drückte einige zärtliche Küsse auf ihr dichtes, schönes Haar, mit gepreßter Stimme in die Klage ausbrechend:

„O Du mein armes, armes Aennel!“ — —

„Was habt Ihr, Vater?“ rief das Mädchen erschreckend, „was beklagt Ihr mich?“

„Nicht doch, mein wackrer Freund!“ rief Herr Heyperger gleichsam abwehrend, „ängstigt nicht die Tochter ohne Noth — — wer weiß auch, ob“ — — — — —

„Tilge diese Blumen,“ rief der Frühere, ohne auf ihn zu hören, „denn auch die Freudenblume Deines Herzens ist welk geworden, und entblättert sich!“

„Vater! Vater! — — — Ihr erschreckt mich — — wie soll ich verstehen? — — —“

„Du bist betrogen, Kind — — — verrathen — — o meine Ahnung, meine Ahnung!“ — —

Bis in die Lippen erblassend, erhob sich Anna hastig, ergriff ihres Vaters Rechte krampfhaft, und blickte ihm wie durchbohrend in's geröthete Auge: „Was meint Ihr denn, — — Du Herr des Himmels — — — —“

„Heinrich ist falsch — — er liebt Dich nicht — — — er ist nicht werth — — daß — — —“

„Heinrich?“ fiel Anna dem Wüthenden mit greller Stimme in die Rede, „was ist's mit ihm? — — Was that er Euch, daß Ihr so sprecht und seinen Leumund schonungslos verletzt? — — O Vater, Vater, wie zerreißt Ihr mein Herz! — — Doch sollte mich dies nimmermehr berühren,“ fügte sie mit gezwungenem Lachen hinzu, das fürchterlich abstach gegen ihr todtbleiches Gesicht, „weil Ihr schon oft so thatet ohne Grund — — Ihr wart ihm niemals grün!“ — — —

„Freund!“ rief Herr Jörg, zu dem Bürger gewendet, „sprecht Ihr an meiner Statt — — sie soll — sie muß es wissen! — Sprecht offen — — ohne Scheu — — ich kann nicht mehr!“ wonach er sich im Hintergrunde der Stube, völlig erschöpft, auf einen Stuhl warf.

Starr und stumm, gleich einer Bildsäule, stand das Mädchen, das weit geöffnete Auge auf Herrn Heyperger geheftet.

„Fürwahr, ein mißlich Amt,“ begann dieser verlegen, „ich

würde wahrlich lügen, spräch' ich: ich danke Euch dafür! — Doch mag's drum sein! — Nun so vernehmt denn, liebwerthe Jungfrau, was nach des Vaters Wunsch ich Euch verkünden soll, und was auch ohnedem Euch ferner nicht geheim kann bleiben. — Herr Heinrich Aichinger — Euer Liebster und verlobter Bräutigam — Ihr wähnt, er weile fern von Wien, ob eines wicht'gen Auftrag's, der — —"

„Nun — ist's nicht so?" —

„Verehrte Jungfrau — nein — er war nie fort, nicht eine Stunde seit den langen vierzehn Tagen, wo er in diesem Hause, in uns'rem Beisein von Euch Abschied nahm."

„Und warum kam er nicht — — o zaudert nicht!" —

„Verzeiht — doch nun vernehmt das Aergste!" — —

„Das Aergste — — redet — welches Aergste?

„Man will in Pilgram's Hause ihn gesehen haben — desselben Mannes, — der Eures Vaters Stelle, trotz dem, daß dieser lebt und thätig ist — — für sich erschleichen will — man will ihn täglich dort gesehen haben — — ja öfter selbst am Tage — — —"

„Was sucht er dort — — redet — redet!"

„Herr Pilgram, wie ich weiß," fuhr Herr Hepperger zögernd fort, „kam nicht allein — — in seinem Hause lebt noch — — seine Schwester — — ein schönes — — buhlerisches Weib — — das — —"

„Himmlische Barmherzigkeit — wie hab' ich das verdient!" schrie Anna, halb ohnmächtig in die Ecke zurück sinkend.

Wer die reizende, lebensfrohe Jungfrau früher gesehen, hätte zurückschaudern müssen vor ihren jetzt so gräßlich entstellten Zügen. Sie glich einer Sterbenden; ihr Auge, glanzlos, starrte in seiner Höhle, ihr Antlitz deckte Leichenblässe, ihr Körper zitterte, und der Athem flog, als wollte er die Brust zersprengen, die ihm den nöthigen Ausweg zu versperren schien.

Jammernd sprang der Vater herzu, denn er glaubte den letzten Augenblick seines geliebten Kindes gekommen, auch der Andere wies sich nicht lässig. Doch war ihre Furcht nur eitel gewesen. Die Natur hatte ihr Recht verlangt, die eherne Klammer war gesprungen, und hielt zwei Herzen nur mehr ganz lose verbunden, die sie außerdem gewiß fest und ewig vereinigt haben würde.

Bald war der erschütternde Anfall vorüber, denn nach kurzer Unterbrechung machte sich der entschieden männliche Geist, der des biederen Meisters Tochter beseelte, auf's Neue geltend.

Das Leben kehrte wieder zurück in ihre vordem wie gelähmten Glieder, der Ausdruck ihrer Züge näherte sich dem gewöhnlichen, und sie begann mit großer Fassung und Selbstbeherrschung: „Vergebt, — daß ich mich so hinreißen ließ, — doch kam der Schlag zu unverhofft, — um nicht die Besinnung zu verlieren. — Nun aber, werther Herr, — gönnt mir die Frage noch: — Woher — ward Euch die Kunde, — die mich in meines Herzens tiefstem Leben traf? — Habt Ihr Euch selber überzeugt — von Dem, was Ihr da spracht, — und war't Ihr's selber nicht, — wer war's von Euren Freunden, — laßt dies eine mich noch wissen, — und fürchtet fortan nichts für mich!"

„Ich selber, werthe Jungfrau war es nicht," antwortete Herr Heyperger, „doch Meister Michel, den Ihr so wie mich kennt, — ein Ehrenmann und wackerer Bürger, der nie zu vorschnell oder nach dem Scheine urtheilt — der — —"

„Jawol ein Ehrenmann, — — und gleich so klug als ehrlich und gerecht!" lispelte Anna fast lautlos.

„So wie Ihr wißt, besucht er oft Herrn Reckh's, des Bürgermeisters Haus, und kennt das Treiben Heinrich's drum genau. Und weil er dieses kennt, hielt er's für seine

Pflicht, erst Euren Vater — und wie sich's finden mag, Euch selber zu belehren, — daß nicht — —"

„Ist Heinrich innerhalb der Mauern dieser Stadt," unterbrach ihn Anna, sich anschickend die Stube zu verlassen, — „so soll aus seinem Munde — —"

„Ihr wollt doch nicht — —"

„O laßt mich immerhin gewähren. Ist auch Herr Keckh dem Vater nicht geneigt, wird seines Hauses Pforte mir doch offen stehn. — Heinrich wird und muß mir Wahrheit geben, und ist sie gleich oft bitter und vernichtend, ist sie es doch allein, die ich dort suche — da der Schein zu leicht nur trügt — — — vielleicht selbst dieses Mal!"

Herr Jörg wollte den Schritt seiner Tochter durchaus nicht billigen, und widersetzte sich ihrer Absicht mit Entschiedenheit.

„Wollt Ihr, mein guter Vater, mir den kleinen Trost nicht gönnen, — — den armselig kleinen Trost?" rief die Jungfrau mit sanftem Vorwurf.

Der Alte wollte aber durchaus nicht einwilligen.

„Der Keckh, — — wenn auch nicht gerade Feind," — versetzte er, „ist mir doch nimmer hold, — er kennt den Grund, — wie ich ihn kenne. Wer weiß, ich sage nur, „wer weiß", ob nicht ein schnödes Wort, wenn auch nicht schimpfliche Beleidigung, Dein ohnedies schon tief gekränktes Herz auf's Neue treffen könnte! Nein, nein, mein Aennel, — bleib daheim, — ich kann nicht billigen, was Du verlangst!"

Auch Herr Heypperger rieth ab, und schlug dem Mädchen verschiedene andere Wege zu demselben Ziele vor.

Anna, die sanfte, sonst so schmiegsame Tochter, wollte sich aber dieses Mal nicht fügen in den Wunsch des geliebten Vaters, da öffnete sich die Thüre, und mit unbefangener

Miene, nicht ahnend, was vorgefallen, stand Heinrich Aichinger vor den Anwesenden.

Alle schwiegen für den Augenblick betreten. Er grüßte sie insgesammt wol freundlich, aber nicht wie sonst so herzlich und ungezwungen, — er flog nicht an den Hals der Geliebten — wie er doch sonst gethan, — ja er zauderte selbst, ihr die Hand zu reichen!

Die schreckliche Gewißheit dämmerte herauf in Anna's tiefster Seele, — doch war sie die erste von Allen, die sich faßte und auch in diesem, dem schrecklichsten Momente ihres Lebens, ihm, dem Verräther gegenüber, — den seltenen Edelmuth ihres Herzens nicht verläugnete, denn, mit den Worten: „Wollt Ihr, mein guter Vater, ein Viertelstündchen uns allein und ungestört vergönnen?“ wußte sie jeden Zeugen ihrer Unterredung aus der Stube zu entfernen.

Sie wollte ihn, der so arg an ihr gefrevelt, der so rücksichtslos und niederträchtig an ihr gehandelt, vor ihrem Vater — vor dessen Freunde nicht beschämen! —

Herr Jörg verließ nebst seinem Gefährten, der Bitte seiner Tochter zu willfahren, die Stube, aber nicht ohne an der Schwelle noch einen kummervollen Blick nach Ersterer zurück zu werfen, und verfügte sich hierauf nach einem in den Hof des Hauses sehenden Gemache seiner Wohnung. —

„Wir sind allein,“ begann Anna, nachdem sich die Beiden hinweg begeben, „allein und ungestört. Ich habe Wichtiges mit Dir zu sprechen, Heinrich — an dem das Glück, die Ruhe meines Lebens hängt. — Und in dem Sinne frag' ich Dich — war'st Du stets wahr und offen gegen mich?“ —

„Wie sollt' ich nicht — —?“ erwiderte der Angeredete betroffen.

„Ich frage Dich — warst Du stets wahr und offen gegen mich, — — wie ich's um Dich verdient — —“

„Was ficht Dich an — — welch' selt'ne Laune — —"

„So sprich im Angesicht des Herrn, der unsere Herzen — und den Gedanken, den geheimsten unserer Seele kennt — im Angesicht des Herrn, der uns und unser Denken, unser Schaffen und Vollbringen einst richten wird — — liebst Du mich noch? — Sprich, daß Du mich noch liebst, o sprich es aus vor Gott — und sieh, ich glaube Dir, wie ich's bisher gethan, und über meine Lippe kommt kein Zweifel mehr!" —

„Ich weiß nicht, was dies soll," anwortete der Andere verlegen, und wie leicht erzürnt, „was that ich, das zu solchem Zweifel Dich berechtigt?"

„Liebst Du mich noch wie ehemals?"

„Ich liebe Dich — — — wie...."

„Liebst Du des Pilgram Schwester nicht," rief Anna, aufgeregter, mit erhobener Stimme, „dies eine nur — — dies eine nur antworte mir — — liebst Du des Pilgram Schwester nicht?" — —

Wie vernichtet stand da der armselige Betrüger, als er seine ganze Schändlichkeit verrathen sah, die doch seinen eigenen Absichten gemäß ein Mal verrathen werden mußte. Und bewies nicht eben diese Bestürzung, daß das Bessere in ihm noch nicht gänzlich zu Grunde gegangen?

Er wußte nicht was er sagen, womit er sich vertheidigen sollte gegen die Anklage, die ihn so plötzlich, so unvorbereitet, so auf die wundeste Stelle seines Gewissens traf.

Da ergriff er aber in seiner Verlegenheit den erbärmlichsten Ausweg, denn er nahm seine Zuflucht zur feigen, verächtlichen Lüge.

„Des Pilgram's Schwester," stammelte er kaum hörbar, „— — — die kenn' ich nicht!"

„Du kennst sie nicht?" erwiderte Anna. „Und doch betrittst Du täglich seit längerem des Brünner's Haus — —

uud kennst sie nicht? — — So ist es wahr, was ich nicht glauben konnte — — — Du hast mich schändlich, schändlich hintergangen!" —

Mit zuckenden Lippen schwieg der überwiesene Verräther, unfähig selbst der weiteren Lüge, wie jeder Vertheidigung.

Grabesstille herrschte im Gemache — der letzte, heftige Kampf wüthete in Anna's reiner, jungfräulicher Brust — die Fessel, welche ihre so ungleichen Herzen verbunden, löste sich vollends, — ihre starke Seele errang den Sieg.

„Leb' wohl," rief sie mit gepreßter Stimme, „sei glücklich, und gedenke dessen niemals, daß Du mich geliebt! — — Leb' wohl — — — für immer!" — —

Und sie wandte sich von ihm, — und winkte ihm zu, sich zu entfernen.

Bald war sie allein im Gemache.

Als aber die beiden Männer wieder eintraten, brach ihre Kraft zusammen, denn sie flog heftig weinend an den Hals ihres tiefbekümmerten Vaters mit den Worten: „Nimm mich auf an Deine Brust, Du edler, unglücklicher Mann, — Dir allein nur will ich leben, Deiner Pflege, Deiner Freude will ich jede Sorge weihen — — der Herr wird mich erheben — er wird mir gnädig sein!"

3.

Indeß jene lebendigen Auftritte, von denen wir so eben Zeuge waren, in Meister Jörg Oechsel's Hause „unter den Riemern" stattfanden, schritt ein Mann in schwarzer, festlicher Kleidung, eine mäßige Pergamentrolle in der Hand, aus der Breidenstraße*) herkommend, über den Graben

*) Die jetzige obere Breunerstraße.

gegen das Paternostergäßchen zu. Seine Mienen ließen den Aerger und Verdruß nicht verkennen, die ihn erfüllten und selbst zu unwillkürlichen Gesticulationen während seines Ganges hinrissen.

Er stand in den Vierzigen, hatte eine auffallend gelbe Gesichtsfarbe, die den Schluß auf sein Temperament erleichterte, kleine, schwarze, durchdringende Augen, Haare von gleicher Farbe, eine schmale, spitze Nase und wenig Bart. Der Ausdruck seiner Züge ließ auf Geist und Ueberlegung schließen, ohne daß man sich aber, wenigstens gleich im ersten Augenblicke, zu ihm hingezogen fühlen konnte. Im Uebrigen war er mittlerer Größe, und mehr mager, aber darum keineswegs von schwächlichem Körperbau.

Dieser Mann schritt also rasch durch das Paternostergäßchen, und trat in das die Ecke der Nagler- oder wie sie damals hieß Nadlerstraße bildende, noch heut zu Tage daselbst erhaltene, sogenannte Nadlerhaus*). —

Auf bequemen, weichem Pfühle ruhte in dem Gassengemache des ersten Stockwerkes desselben Hauses ein reizendes Weib, sinnend, und mehrmals unter seinem Sinnen still vor sich hinlächelnd.

In einem Alter von 24—26 Jahren, wies dieses eine Fülle von körperlichen Vorzügen, die sich keineswegs alltäg-

---

*) Das, die Ecke in die Naglergasse bildende Haus, mit einem gemalten Schilde und der Aufschrift: „Jakob Rüng mit dem Engel darumb würdt Ihme der Nahmen Israel gegeben 1635," und das auf der Kohlmarktseite zunächst angrenzende Haus, zuoberst mit einem Auge Gottes, bildeten damals vereint das sogenannte: „Nadlerhaus." Beide ersichtlich einer Bauperiode angehörig, sind noch jetzt, in ihrer alterthümlichen Gestalt, mit den auf einer Reihe von Tragsteinen über das Erdgeschoß hinausgerückten Etagen im sonderbaren Contraste mit der modernen Architektur der übrigen nahe liegenden Gebäude, als getrennt erkennbar.

lich in solchem Maße und solcher Harmonie in einem und demselben Wesen bieten. Sie war gewöhnlicher Frauengröße, aber von einer so hohen Vollendung in ihren körperlichen Formen, daß selbst das kälteste Herz in ihrer Nähe hätte feuriger pochen müssen. Ihre Züge waren edel und bezaubernd, und wenn auch nicht Gemüth, doch Geist verrathend. Ihre Haare üppig und blond, ja fast mit einem schwachen Schimmer in's röthliche, und zart und weich wie Seide, dagegen aber ihre Augen schwarz und ausdrucksvoll, unwiderstehlich erobernd, was sie erobern wollten. Eine zarte, blendend weiße, ja fast durchsichtige Haut vollendete das Meisterstück der Schöpfung, das nicht leicht in einer würdigeren Form aus der Hand derselben hervorgegangen. Die so reich Begabte schien aber keineswegs blind für die seltenen Vorzüge ihres Körpers, denn sie verstand es, diese in ein noch weit helleres Licht zu setzen, durch ihre, sowol was Farbe als Schnitt betraf, mit dem ausgesuchtesten Geschmacke gewählte Kleidung. Denn die Farbe derselben war schwarz, und die Form von der Art, daß sie weder das Ebenmaß ihres schönen Körpers beeinträchtigte, noch darum andererseits den Anstand verletzte, wenn ihr auch immerhin Einige diesen Vorwurf machten.

Das Gemach war nicht glänzend, aber doch so eingerichtet, wie es dem Haushalte eines Wohlhabenderen entspricht, wenn es auch, in einigem Widerspruche mit seiner jetzigen Bewohnerin, nicht undeutlich erkennen ließ, daß es diese nur für einstweilen beherberge. Uebrigens war unter dem ganzen Geräthe der Stube nichts auffallend, als zwei wunderschöne Modelle von Gotteshäusern im deutschen Style, welche die hohe Meisterschaft dessen, der sie verfertigt hatte, zur Genüge beurkundeten.

Die Schöne lag also, ihren Gedanken ungestört nachhängend, nachlässig hingestreckt auf den schwellenden Kissen, als

die Thür plötzlich aufging, und der Mann eintrat, den wir früher kennen gelernt.

Der Anblick seiner verdrießlichen Miene, und die Ausbrüche seines Aergers, welche sich durch die Hinwegschleuderung seines Barettes wie der Pergamentrolle, die er in der Hand trug, daß diese auf dem Boden weithin kollerte, kund gaben, lockten neuerdings ein höhnisches, triumphirendes Lächeln auf das Antlitz der Schweigsamen, die ihn, ohne ihre Stellung zu verändern, ja ohne selbst nur das Haupt zu wenden, von der Seite beobachtete, und so sein Thun und Treiben musterte.

Wer hätte in diesen Beiden, dem Aeußeren nach so unendlich weit verschiedenen Personen, Geschwister, echte, leibliche Geschwister erkannt?

Gewiß Niemand. Und doch war es so; denn wir sehen, wie ohnedies leicht zu errathen ist, den schon früher erwähnten Meister Anton Pilgram von Brünn vor uns, und seine Schwester Dorothea, des alten reichen Brünner-Rathsmannes, Berchthold des Ortners Ehegesponsin.

„Nun,“ unterbrach die Letztere endlich die Stille, als der eben Gekommene dieselbe mit keinem Laut zu stören Willens schien, sondern unmuthsvoll im Gemache auf- und abschritt, „kein Fortschritt, nichts Neues?“

„Neues?“ — — versetzte der Gefragte unwirsch, „stets das Alte — — ewig nur das Alte! — — Höll' und Teufel — soll sich das nimmer ändern?“ fügte er zornig mit dem Fuße stampfend hinzu.

„Wie ließen denn die edlen Herren sich vernehmen, der edel und gestrenge Ritter Max Treitsauerwein von Ehrentreitz*), der Dir so freundlich immer zugethan ge-

---

*) Der „Edl gestreng Ritter Herr Marx Treitzsauerwein von Erentreitz, seiner fürstlichen Durchlaucht unseres genädigisten

wesen, der Deine Kunst so ehrt und stets so hoch erhebt, und Dir von je nur die Gelegenheit gewünscht, die Kräfte Deines Geistes zu erproben, und Deinen Namen von der Nachwelt selbst geehrt zu machen? Was sprach Herr Hans der Oeder*), ein Mann nicht minderen Gewichts, — Herr Sigmund Pernfueß**) — — und der Bürgermeister selbst?"

„Was die sagen insgesammt?" antwortete Pilgram ingrimmig, „was Freunde immer sagen — wo man sie braucht, an's hundertmal Versprochne mahnt!" —

„Nun?"

„Sie Alle stimmen überein, ich sei ein wackrer Meister — — — doch sei die Zeit nicht günstig jetzt — — es sei kein Geld zum Bau vorhanden, — auch fehle es an Mitteln, welches herzuschaffen, und an den Weiterbau des zweiten Thurmes sei vollends nicht zu denken; der Oechsel überdies sei auch ein kunsterfahr'ner Meister, — schon ergraut, — man wolle ihn nicht kränken, da solches Thun nur böses Blut erzeugen müßte. — — In ein'ger Zeit vielleicht, — — — wenn eine Aend'rung sich ergäbe, — und also fort und fort und Einer wie der Andre — s'ist himmelschreiend!" — —

„Dies klingt freilich schlimm," erwiderte Dorothea lächelnd, „doch wer weiß" — —

„Und noch in meiner vollsten Kraft, — in meinen schön-

Herrn Rath und Verwalter der Nied. österr. Lande" — ein Name, unvergänglich, wie der Ruhm des ritterlichen Kaisers, dessen Thaten er der Nachwelt aufbewahrte.

*) Hanns Oeder, Seiner k. Majestät Rath und Salzamtmann zu Wien, des Vorigen Schwiegervater, und Eigenthümer des an das Nadlerhaus unmittelbar grenzenden, aber bereits am Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts umgebauten „Storchenhauses," in dessen Besitze ihm 1524 sein Schwiegersohn folgte.

**) Von 1503—1510 Stadtrichter.

sten Jahren, wo ich noch wirken, schaffen könnte! Ich mag und kann es gar nicht denken! — — Der Keckh, — dem kann ich noch am wenigsten d'rum zürnen, — er ist dem Dechsel Feind, er kann mir nicht zu Willen sein, — es säh' wie Rache aus. — Doch fordert ja der Bau, — solch Riesenwerk — — der nun seit hundertsechsundvierzig Jahren schon sich dehnt und spinnt, und nicht zum Schluß gelangen kann, die volle Manneskraft, und nicht des Greises morsches Hirn und lahmes Meisterthum, es gilt ja die Vollendung, es gilt das Wohl der Sache hier und ihr Gedeihn! — Die Andern, straf' mich Gott, die sollten das erwägen!" —

„Was denkst Du nun zu thun?"

„Kaum weiß ich's selber noch!"

„Entsinnest Du Dich meiner Worte jetzt, die ich zu Dir, s'ist noch so lange nicht, erfüllt von böser Ahnung sprach, daß nicht Dein Wissen, nicht die hohe Meisterschaft, die Du errangst, vermögen werden — —"

„Schweig'! Schweig, — bei meinem Zorn, — ich will's nicht hören!" tobte der Erregte.

„Siehst Du's nun selber ein," fuhr Dorothea hierdurch ungehindert fort, „wie wenig Dein Verdienst Dir nützt, und wie die stolze Hoffnung in den Staub hinstürzt, die Deinen Geist daheim so hoch erhob?"

Pilgram starrte schweigend vor sich hin.

„Und Du willst heim nun kehren, zum Gespötte Deiner Feinde, weil Du errungen nicht, was Du erstrebt — —"

„Nimmermehr, — — o eher sterben!"

„Das darfst Du nicht, — Du mußt Dein Ziel erreichen, mußt Deinen Namen glänzen sehen in den Reihen Jener, die ihres Wirkens willen die ferne Nachwelt noch mit Achtung nennen wird, — Du mußt, — Du bist es werth!"

„Ich muß — und gält mir's Gut und Blut und Seel' und Seligkeit!"

„Doch aber wie?“ versetzte Dorothea listig, „da Dein Verdienst Dir nicht die Kräfte leiht? Wie wirst Du dies vollbringen? Schätze hast Du nicht zu bieten, bist ein geachtet kluger Mann, doch minder reich, — und wer verbürgte den Erfolg, selbst wenn dies wäre? — Die Stunde ist gekommen,“ fuhr sie fort mit Entschiedenheit und Bedeutung, „— wo unser Streit von damals sich der Entscheidung naht, und mir, o lächle nicht, wo mir des Sieges Palme winkt; denn, was nicht Freundeswort, was nicht Verdienst, was Gold Dir nicht errang, — erringen wird's des Frauenreizes unbeschränkte Macht! — — Ich schaffe Dir den Bau, — — ja, ich! so wahr ich Deine Schwester bin!“

„Dorothea!“ rief Herr Pilgram, „was soll das heißen?“

„Nicht weniger noch mehr, als was ich sprach, — daß meine Hand allein nur Dich zum Ziele führt!“

„Was hast Du vor?“

„Ich sprach es eben aus!“

„Ich habe Deine Launen lange still ertragen,“ erwiderte der Erstere von Neuem erregt, „still geschwiegen zu Deinem leichtsinnig-eitlen Treiben, doch hast Du bisher Deines Namens Ehre nie befleckt. Du bist ein Weib des Dünkels, des Dranges voll, alle Männerherzen zu entflammen, ob auch das Deine kalt und fühllos bleibt. Was hast Du vor? Ich, Dein Bruder, kenne Dich, so wie Du bist, doch spricht die Welt Dir dieses Urtheil nicht, die Welt, die Dich weit schwärzer sieht, als wie Du bist!“

„Die Welt,“ rief die Schöne, die Lippen verächtlich aufwerfend, „mag sein — was kümmert mich die Welt?“

„Ich aber kann dies nimmer dulden! — Soll ich mit Fingern nach mir weisen lassen, und Deiner Ränke, Deiner Willkür Spielball sein? Ha Höll' und Tod, ich will es nicht — ich nicht — — wenn auch Dein kindisch alter

Mann, der blöd' als seinen Abgott Dich verehrt, Dir Deiner Launen Zügel schwächlich schießen läßt! — Ich duld' es fürder nicht, und drum verkünd' ich Dir's, Dich hält hier kein Geschäft — Du kehrst nach Brünn zurück, in wenig Tagen!" —

„Und Du mit mir?" versetzte Dorothea boshaft. „Auch Dein Geschäft, so scheint's, ist hier vollendet?" —

Pilgram schwieg beschämt und verlegen.

„Nun wohl," fügte sie noch mit erhobener Stimme hinzu, „der Haß und die Verachtung, die dem Geschlecht ich stets geweiht, das sich das edle, starke dünkt, sie leben noch in meiner Brust und werden's für und für. Dies sei Dir Trost, wo Deine Furcht sich regt für meine Tugend. Und jetzt mein letztes Wort! Ich kehre heim, doch nicht um eine Stunde früher, als bis erreicht, was ich erreichen will. Nicht eine Stunde früher! Dies ist mein Wille — mein Entschluß!" —

Bald war wieder die frühere Ruhe in dem Gemache herrschend, denn Dorothea stand allein am geöffneten Fenster, die milden Lüftchen des schönen Herbstnachmittags athmend, und wie gedankenlos das Gewühl der Vorübergehenden musternd.

Indeß aber Herr Pilgram langsam und nicht minder erregt, als er heimgekommen, die Tuchlauben hinabschritt, stürmte von der entgegengesetzten Seite her ein weit ungestümerer Gast über die Schwelle des Nadlerhauses.

4.

Die schöne Ortnerin hatte den Heranstürmenden wohl bemerkt, ob sie gleich den Grund nicht ahnen konnte, der ihn zu so ungewohnter Stunde hierher trieb. Etwas Wich-

tiges mußte sich aber ereignet haben, dafür sprach seine Aufregung.

Ein höheres Roth überflog ihre Wangen auf einen Moment, jedoch nicht das sehnender Liebe beim plötzlichen Anblick des Geliebten, sondern ein Roth, wie dieses öfter die Wangen Dessen flüchtig färben mag, der mit der ganzen Kraft seiner Seele ein Streben und Trachten nach einer Sache nährt, und auf einmal und unvorgesehen den günstigen Augenblick zur Verwirklichung seiner Wünsche gekommen wähnt.

Derselben Meinung war auch Frau Dorothea Ortner, und darum warf sie sich mit dem halblauten Ausrufe: „Jetzt, oder nie!“ in nachlässiger Stellung hin auf die Polsterbank.

Kaum war dieses geschehen, so flog die Thür auf, und Heinrich Aichinger, von dem wildesten Drange und der leidenschaftlichsten Gluth seines Herzens getrieben, stand vor ihr. So sehr ihn aber auch die Hast sinnloser Leidenschaft hergetrieben zu den Füßen Jener, die ihm mehr galt, als Alles auf der Welt, so stand er doch befangen still, als ihn ihr kalter Blick mit Befremdung traf.

„Ihr, Herr Aichinger — um diese Stunde — Ihr überrascht mich in der That,“ begann Dorothea ernst und ohne ihre Stellung zu verändern.

Diese Worte, so wie der kalte Empfang waren noch weniger geeignet, dem völlig Muthlosen neuen Muth zu verleihen.

„Ich komme,“ stotterte er verlegen — — „ich wollte — — Ich bin frei,“ platzte er mit einem Male heraus, „völlig frei — — — alle Bande — — die — —“

„Frei? Wie versteht Ihr das?“

„Herrn Oechsel's Tochter — —“

„Eure Verlobte — — nun?“

„Alle Bande sind zerrissen.“

„Gab sie Euch Euer Wort zurück?“

„Ihr sprecht es aus!“

„Fürwahr, den Scharfsinn und die Willenskraft hätt' ich dem blöden Schäferkinde nimmer zugetraut! 's war klug gethan, ich selber könnte gleichen Falls nichts Klüg'res thun,“ erwiderte die Schöne lächelnd. „Ich preise Euer beiderseitiges Geschick; Ihr seid die Närrin los, die sich in Eurer Liebe nur gefiel — — und sie ist Eurer ledig — — vielleicht — — ein größer Glück!“

„Ihr scherzt, gestrenge Frau,“ erwiderte Heinrich verletzt und erröthend, „und wißt doch gut weshalb — — —“

„Weshalb — — natürlich weiß ich es — — Ihr liebt ja mich — — wenn Ihr nicht anders Euch bedacht!“

„Nehmt Ihr denn immer noch, und durchaus keinen Theil an mir,“ antwortete Heinrich gekränkt in tiefster Seele, „an mir, der Euch so liebt, für Euch nur glüht und der — —“

„Und der so schöne Proben seiner Treue giebt? Geht, geht, es ist Euch gar nicht Ernst damit! Ihr liebt die Kurzweil nur. Wollt Ihr Euch durch die Untreu' an der Einen der Andren Liebe und Vertrau'n erkaufen? Ihr macht mich wirklich lachen, weil Ihr so lustig und possirlich seid!“

„Dorothea!“ rief Heinrich, seiner nicht mehr mächtig, zu ihren Füßen stürzend und ihre Hand mit Hast an seine Lippen drückend, „könntet Ihr in meinem Herzen lesen, Ihr würdet nicht — — —“

„Herr Heinrich Aichinger, Ihr langweilt mich, wißt Ihr von gar nichts denn, als Eurer Liebe stets zu sprechen? Ich will davon nichts hören, wie oft noch soll ich's wiederholen, daß ich nicht will? — — Setzt Euch zu mir, erzählt von Dingen, die sich außen zugetragen; verkürzet mir die Zeit — und laßt das abgeschmackte Eine — was ich

oft genug aus Eurem Munde schon gehört — und drum nicht weiter hören will."

Wie niedergedonnert durch diese Worte kniete Heinrich Aichinger vor der Hartherzigen, welche seine Gefühle so auf die rücksichtsloseste Weise verhöhnte und verletzte. Unfähig, als Mann zu handeln, barg er hierauf sein Antlitz voll Verzweiflung in den Kissen, worauf die Grausame ruhte.

Eine Pause trat ein.

„Laßt das, ermannet Euch!" begann Dorothea wieder, erfreut über die Wirkung ihrer Rede, mit scheinbarer Theilnahme und regerem Gefühle ihre Hand auf sein Haupt legend, „bekämpft die flüchtige Regung Eures Herzens — bleibt mein Freund — als der Ihr mir willkommen seid zu jeder Zeit — — "

„Ich kann nicht leben ohne Eure Liebe! — Eure Liebe ist meines Lebens Athem, meines Daseins Lust und Ziel — nur Eure Liebe kann die tiefe Wunde heilen, die des Gewissens Stachel meinem Herzen schuf! — — Ich kann nicht leben ohne Euch — ich bin verloren — bin der Verzweiflung Beute — wenn Ihr so kalt und fühllos mich in den Staub darnieder tretet!" —

„Ihr seid ein Schwärmer! — — — Bedenkt bei ruhigerem Blute selbst: Was soll mir Eure Liebe? Kann und darf ich sie erwidern, gesetzt — ich wollte auch? Bin ich denn unabhängig noch und frei? — Oder sollte ich die Ehre meines Gatten, sein graues Haar mit Schmach beflecken, des flüchtigen Rausches Eurer Sinne willen? — — Solch' frevelhafte Neigung, wär' ich auch schwach genug, sie zu erwidern, müßte sie nicht meines Lebens Unglück gründen — — und könntet Ihr mein Unglück wollen?" — —

„Nein, nein, ach nein!" — —

„So tröstet Euch und suchet Eure Ruhe wieder zu gewinnen; und habt Ihr erst in Eurem Inneren dem ernsten

Willen Raum gegeben, so wird die Zähmung Eurer Leidenschaft Euch sicherlich gelingen. — — Und nun erhebt Euch — setzt Euch an meine Seite — und laßt fortan die leeren Faselein, die Euch bei kälterem Bedenken wol selber so erscheinen müssen!" — —

Heinrich leistete ihrer Aufforderung Genüge und setzte sich an ihre Seite mit klopfendem Herzen und beklommener Brust.

Was er fühlte, schildern keine Worte. Sollte er sie hassen, sollte er ihr zürnen, da sie so gütig zu ihm sprach, wenn auch das Gesprochene mit seinen Wünschen nicht im Einklange stand? Sollte er sie nicht mehr lieben, die er nun ein Mal so maßlos liebte, ja die er, das fühlte er nur zu deutlich, nun noch mehr liebte als zuvor?

Die Gedanken verwirrten sich in seinem Gehirne, ein unnennbarer Schmerz zerfleischte sein Herz, und Thränen erglänzten in seinen Augen.

So saß er mit bleichen Wangen und zitternden Lippen an ihrer Seite. Entschluß kämpfte in seiner Seele mit Entschluß.

Dorothea las was in seinem Innern vorging aus seinen Zügen, denn mit dem ganzen Reize ihrer Liebenswürdigkeit neigte sie sich zu ihm, schlang ihren schönen Arm um seinen Nacken, und drückte einen flüchtigen Kuß auf seine Stirne, mit dem eigenen Schmelz ihrer Stimme hinzufügend:

„Seid wieder froh und heiter und stehet ab, Euch so unmännlich, so erbärmlich zu geberden; verstündet Ihr's durch solches Thun weit eher doch, dem Auge Thränen als dem Herzen Liebe zu entlocken!"

„Kann Euch mein Leiden denn nicht rühren?" klagte der Erstere.

„Wollt Ihr dem Herzen Liebe dort befehlen — wo es nicht liebt, in eines Weibes Busen Triebe wecken, die dort

nicht schlummernd für Euch ruhen? — Welch' sonderbarer Wahn! Sagt an, warum liebt Ihr denn selber nimmer, wo Ihr — ich weiß es wohl, vor Kurzem noch so heiß geliebt?"

Entsetzen erschütterte Heinrich's Körper, denn diese waren ja fast dieselben Worte, die er dem Eremiten erwidert hatte, als dieser ihn beschworen, an dem reinsten, edelsten der Weiber nicht schnöde Untreu und Verrath zu üben.

Die Strafe des Himmels schien nach den Worten des frommen Vaters Bernhard schon jetzt über den unbußfertigen Sünder hereinbrechen zu wollen.

„Weh' mir! wehe, Ihr zerreißt mein Herz!" rief er, sein Antlitz mit den Händen bedeckend, und verzweifelnd ob des Gedankens, das treueste Herz bis in den Tod verwundet und verloren zu haben ohne Gewinn, ohne Das erreichen zu können, was ihn so gleißend und unwiderstehlich angelockt.

„Und werdet Ihr," jammerte er, neuerdings ihr zu Füßen fallend, und ihren Leib voll ekelhafter Gluth umklammernd, „dies eine — Dorothea — nur dies eine — — werdet Ihr mich niemals — — niemals lieben?" — —

Das schlaue Weib, erschreckt durch das unheimliche Feuer, das aus des jungen Mannes Augen strahlte, und die Wichtigkeit des Momentes wohl erkennend, hatte schnell sich recht besonnen.

„Ich lieb' Euch nicht — kann Euch nicht lieben, kann Euch für jetzt nicht lieben," erwiderte sie, ihre Bewegung meisterlich verbergend, mit ihrer früheren Kälte, „doch wer vermag des Herzens Regungen im Voraus zu bestimmen?" fügte sie mit einem eigenthümlichen, vielsagenden Blicke bei. „Wißt Ihr's, ob die Sonne morgen unbewölkt auf uns herniederlacht, ob Regen unsre Fluren näßt? Wißt Ihr's, ob in der nächsten Stunde selbst, der Wind aus Norden oder Süden bläst, aus Osten oder West? Ob jener reiche Segen, der die Felder deckt, zur reichen Ernte wird, ob nicht des

Hagels schreckliche Gewalt des Landmanns süße Hoffnung niederschlägt? — Wißt Ihr selbst dieses nicht, was doch im Weltall ewige Gesetze lenken, und wollt die Regungen zuvor erkennen, die unser Herz, das wandelbarste Ding, so oder anders stimmen werden? — Saht Ihr noch niemals Freunde werden, die ehdem glühend sich gehaßt, saht Ihr noch nie, daß, andren Sinnes, man ergreift, was man verwarf, was man einst selbst verachtete?"

„Habt Dank, den wärmsten Dank," rief Heinrich hingerissen und bethört von der glatten Rede der gewandten Gauklerin, ihre Hand feurig an seine Lippen pressend, „für den kleinen Hoffnungsschimmer, für das Tröpfchen Balsam nur, daß Ihr mit lieber Hand in's wunde Herz mir habt geträufelt!"

„Baut auf die Hoffnung zu vermessen nicht, zu kühnes Hoffen täuscht," erwiderte Dorothea wieder in ihrem früheren Tone. „Doch laßt uns nun von andren, wichtigeren Dingen reden. Seht, auch mein Herze drückt ein schweres Leid, das an der Freundschaft Busen nur Trost und Beruhigung finden kann."

„Euer Herz? — Was kann —"

„Meines Bruders Loos!"

„Eures Bruders?"

„Ihm lacht kein frohes Ziel! — Eitel scheint sein Hoffen, und fruchtlos sein Bemühen!"

„Fruchtlos? — — doch seine mächt'gen Freunde?"

„Er meint, sie halten ihm nicht Wort — — doch scheint's vielmehr, sie haben nicht die Macht."

„Wie, nicht die Macht, welch' leere Furcht? Wer tritt ihm hemmend in den Weg?"

„Der Bürgermeister — — Euer Pflegevater, wie es scheint — —"

„Er? O glaubt dies nicht — —"

„Gewiß, er ist des Dechsel Feind — und um den Anschein niedrer Rachsucht zu vermeiden — will er, ich denke so, dem Bruder nicht willfahren."

„Er ist des Dechsel Feind," erwiderte Heinrich Aichinger halb für sich; „— — es wär' des alten Mannes Tod — — er überlebte nicht die Schmach — die schwere Kränkung! — — — — — Anna's Vater! — —"

Mit gesenktem Haupte — in dem hartnäckigsten Kampfe seiner Gefühle, saß der leidenschaftliche, leicht hingerissene Jüngling neben der argen Versucherin, die mit teuflischer Bosheit, wo es die Erreichung selbstischer Zwecke galt, nach seinem wehrlosen Herzen zielte, unbekümmert um den weiteren Erfolg ihres schändlichen Spieles.

„Seht dies betrübt mich tief," fuhr sie nach einer Pause fort, als hätte sie Heinrich's halblaut gesprochene Worte nicht gehört. „Rastloser Ehrgeiz ist des Bruders wunder Fleck — dies Streben raubt ihm jetzo Ruh' und Schlaf, und alle Lust und jede Lebensfreude — und saugt mit Vampyrsrüssel seines Lebens Mark — — und nirgends Trost, noch Hülfe!"

Thränen entströmten ihren Augen, und eine Beute ihres Jammers sank sie zurück auf die Kissen.

Dieser Anblick war freilich unwiderstehlich für den sinnlos Liebenden, hätte er doch eine Welt wie nicht minder seine einstige Seligkeit hingegeben um ihren Besitz, wie sollten nicht die wenigen besseren und edleren Gefühle, die noch nicht gänzlich erstorben waren in seinem Herzen, zum Schweigen gebracht werden durch diese, ihn vollends berückende, gar trefflich ausgeführte Komödie.

„Dorothea!" rief er, wie außer sich, gleich einem, der im Ocean versinken soll, und nach dem nächsten Strohhalm greift. „Dorothea, — — verzage nicht, — o weine

nicht, was er begehrt, soll Deinem Bruder werden, — es muß ihm werden, — ich gelobe Dir's!"

„Ihr gelobt es? Was könnt Ihr geloben, was vermögt in dieser Sache Ihr?" erwiderte die Schöne wie erstaunt, und ihre Hand der seinen entziehend, „was Jene zu bewirken außer Kraft — —"

„Will ich vollbringen — — so wie ich's gelobt! — Kein Blick der Gnade falle je auf mich aus Deinem Auge — Verachtung, ewiger Haß — sie seien mein Gewinn — wenn ich nicht treulich halte, was ich Dir gelobt!"

Mit hochathmender Brust — das Antlitz von einer leichten Röthe übergossen, stand Frau Dorothea Ortner einen Moment lang still und starr vor dem Begeisterten. Plötzlich aber ergriff sie seine Hand mit Feuer, und stammelte in tiefer Bewegung die Worte: „Wie könnt' ich Euch je vergelten, — wenn Ihr vollbrächtet — was Ihr sagt?" —

„Ich will's — und werd' es auch!" rief dieser in höchster Extase, sie umschlingend und einen Feuerkuß auf ihre Lippen drückend, „Du sollst mich eh' nicht wiederseh'n, als bis geschehen ist — was muß!" — —

Von den berauschendsten Hoffnungen erfüllt, ohne ihre Antwort abzuwarten — stürzte er fort aus dem Gemache.

Die Siegerin aber sah dem Dahinbrausenden nach aus dem geöffneten Fenster, die ganze Straße entlang, so weit ihm ihre Blicke zu folgen vermochten. Sie freute sich des Sieges, denn ihr Triumph war gewiß.

Doch wars kein ehrenvoller Sieg, nur der Triumph eines schlechten, jeder edleren Regung unzugänglichen Herzens! —

5.

Einige Jahre, bevor König Mathias Corvinus Wien zum zweiten Male belagerte, und bald darauf auch wirklich in seine Macht bekam, hatte es sich ereignet, daß Herr Paulus Keckh, damals lange noch nicht Bürgermeister dieser wohlansehnlichen Stadt, indem er kaum erst in den inneren Rath derselben getreten, am Ausgange des Winters plötzlich eine Reise nach Mähren unternahm. Von dort gebürtig, wie Jeder wußte, hatte seine Reise dahin, angeblich in Familienangelegenheiten, durchaus nichts Auffallendes an sich.

Nach einem Fernbleiben von einem Monat und fast darüber, kam er eines Abends spät wieder in seinem Hause zu Wien an, aber nicht allein, wie er weggegangen, sondern mit einem kleinen, kaum einige Wochen alten Knäblein, lieb und zart und gar holdseligen Angesichts.

Da steckten nun freilich Jung und Alt die Köpfe zusammen, denn was es mit dem Kinde eigentlich für eine Bewandtniß habe, und wie Herr Keckh dazu gekommen, erregte die Neugierde Aller in hohem Grade. Wol hatte er, der Wahrheit gemäß, erklärt, daß dieses das Kind einer seiner Schwestern sei, die, in seiner Heimat lebend, vor Kurzem bei der Geburt des Knaben selber mit Tode abgegangen, so daß ihm, dem nächsten Verwandten, die Obsorge des armen Würmleins zukäme. Von der Wahrheit abweichend war jedoch die von ihm seiner Erklärung angehängte Bemerkung, daß seine Schwester den Knaben kurz nach dem Tode ihres Gatten geboren habe, da sie in der That niemals verheirathet gewesen. Ohne sich um diese Nebenbemerkung zu kümmern, oder ihre Glaubwürdigkeit nur im Entferntesten in Zweifel zu ziehen, hatte man aber schon jene erstere, die ursprüngliche Abstammung des Knaben betreffende arglistig belächelt

da Herr Paulus Keckh noch unbeweibt, als Junggeselle lebte, und in diesem Falle derlei Dinge doch immerhin verdächtig scheinen!

Wie dem aber auch immerhin sein mochte, so kam drum doch nichts Anderes zu Tage, so daß die Neugierigen endlich damit zufrieden sein mußten, sich ihren Vermuthungen zu überlassen, was man ihnen auch nicht wehren konnte; bis allmälig die Sache den Reiz der Neuheit verlor, und Jeder selbst müde wurde, darüber zu sprechen, da dieses doch zu keiner befriedigenden Aufklärung führte. —

Nach einem Jahre verheirathete sich der arg Verdächtigte mit der Tochter eines angesehenen Bürgers, und wurde in der Folge mehrmals Vater, wornach man, indem weder er noch seine treffliche Gattin irgend einen Unterschied in dieser Hinsicht walten ließen, vollends nicht mehr im Stande war, das fremde Kind von seinen eigenen zu unterscheiden.

So hatte es allerdings den Anschein, doch war dem wenigstens im strengsten Sinne nicht vollkommen so. Zwar liebte Herr Keckh seine ihm von seiner Gattin geschenkten eigenen Kinder, von denen ihm nur die beiden erstgeborenen Dionisius und Barbara am Leben blieben, wie dies einem leiblichen Vater ziemt, doch schien es oft, als ob er dem fremden, munter und hoffnungsvoll heranwachsenden Heinrich Aichinger, ungeachtet dessen den Vorzug gäbe. Als ein äußerst gemüthreicher, manchmal nur zu weichherziger Mann, fühlte er sich zu dem armen, vater- und mutterlosen Knaben, zumal dieser schon im zartesten Alter der erfreulichen Anlagen weit mehrere zeigte, als sein leiblicher Sohn, so sehr hingezogen, daß er ihm nur selten einen Wunsch zu versagen oder Etwas abzuschlagen vermochte.

Wie es gewöhnlich der Fall zu sein pflegt, brachte dieses mit der Zeit nur wenig erfreuliche Folgen, da der Kleine, ob er gleich manche Hoffnung von früher her zu verwirklichen

begann, doch wieder manche üble Eigenschaft entfaltete, wenn auch nicht gepflanzt, so doch gewiß entwickelt, und immermehr zur Reife gebracht, durch allzu große Nachsicht von Seite seines Pflegevaters.

Und diese wuchsen von Jahr zu Jahr, und nebstbei leider auch die Macht des Jünglings über den, ihm gegenüber fast willenlosen Mann.

Insofern Herr Keckh von den Talenten seines Pflegesohnes und zwar mit Recht nicht geringe Begriffe hatte, nährte er die Absicht, ihn dem Gelehrtenstande zu widmen. Heinrich besuchte daher, als er das hiezu erforderliche Alter erreicht hatte, die hohe Schule zu Wien, wo er unter Conrad Celtes vorzugsweise in der Dichtkunst und Beredtsamkeit nicht unerhebliche Fortschritte machte, die ihm die freundliche Zuneigung des gelehrten Mannes erwarben, wenn dieser auch andererseits nichts weniger als blind war gegen die zahlreichen moralischen Gebrechen seines Schülers. Doch nährte der Erstere die Hoffnung, daß es ihm sicher gelingen werde, in mancher Beziehung auf die Sinnes- und Denkungsart des Letzteren verbessernd einwirken zu können, wenn er diesen durch Liebe an seine Person gefesselt haben würde. Dies gelang ihm auch ziemlich, indem Heinrich während des Sommeraufenthaltes seines Lehrers im Bade zu Heiligenstadt oft ganze Tage in dessen Gesellschaft verlebte, was einen nicht geringen günstigen Einfluß auf ihn an den Tag zu legen begann.

Da entspann sich im Winter darauf sein Liebesverhältniß mit Herrn Jörg Oechsel's Tochter Anna. Herr Keckh zog anfangs ein scheeles Gesicht, als er die Sache in Erfahrung gebracht, denn wie wir wissen, war er dem alten Bauherrn nicht eben grün. Eine Folge jener kleinen Reibungen, die zwischen Beiden stattgefunden, da der Oechsel, wie in mancher Beziehung, besonders dort, wo er Recht zu

haben glaubte, ein eigens starrer, unbeugsamer Mann, Herr Keckh aber Bürgermeister, mithin des Ersteren Vorgesetzter war, und also um so weniger gelaunt sein konnte, diese oder jene derbere Aeußerung des Andern, wenn er auch im Rechte war, so unbedingt schweigend oder gern hinzunehmen. Es hatte also eine Spannung zwischen beiden Männern stattzufinden begonnen, die wenigstens bewirkte, daß sie sich nicht suchten, wenn sie auch nicht offenbar feindlich gegen einander auftraten.

Darum sah also Herr Keckh die Liebe Heinrich's zur schönen Anna anfangs nicht mit günstigen Blicken an. Sein natürliches Rechtsgefühl aber, da er des Oechsel Tochter als ein nicht nur schönes, sondern was weit mehr, als ein höchst tugendhaftes und braves Mädchen kannte, bewirkte, daß er den beiden jungen Leutchen nicht hemmend in den Weg trat. Ob nicht seine übergroße Liebe und Nachgiebigkeit gegen Heinrich einen noch bei weiten größeren Einfluß auf seine Zustimmung übte, wäre schwer in Widerspruch zu stellen, wenn man die Leichtigkeit bedenkt, mit welcher der schlaue Jüngling den schwachen Mann immer nach seinem Willen lenkte, oder dieses oder jenes leichtfertigen Streiches willen seine Verzeihung errang. —

Die Liebe des jungen Paares bestand fast durch ein Jahr auf die innigste Weise, ungeachtet Herr Oechsel von Heinrich bei weitem nicht so günstig dachte, wie der Bürgermeister von Anna.

Aber auch in anderer Hinsicht hatte Herr Keckh allen Grund, sich der Liebe seines Pflegesohnes zu Anna zu freuen, zeigte sich dieser doch wie umgewandelt in seinem ganzen Wesen, schien doch seitdem der böse Geist des Leichtsinns, des zügellosen Muthwillens, der ihn ehedem zu mancher strafwürdigen Handlung verleitet, und das Herz des Alten mit gar bangen Ahnungen für die Zukunft

erfüllt hatte, mit einem Male gänzlich von ihm gewichen zu sein.

Wie verehrungswürdig und segenbringend wies sich da die ächte, erste Liebe selbst des wüsteren Jünglings zur edlen, reinen Jungfrau? Wie vermochte sie es mit zarten Rosenketten den unbändigen Leu wilder Sinnlichkeit zu lenken und zu leiten auf der Bahn der Tugend- und keuschen Sitte? Denn welche Macht hienieden gleicht jener, welche ächte Jungfräulichkeit unwiderstehlich übt, selbst über den entarteten, sonst unlenksamen Mann?

Die Veränderung in Heinrich's ganzem Wesen war so auffallend, daß sie weder seinem Pflegevater, noch seinem würdigen Lehrer entgehen konnte. Beide freuten sich darüber vom Grunde ihres Herzens, so wie sie Anna's sanfte Tugend segneten, welche durch ihr stilles Walten das vordem unmöglich Scheinende so leicht und schnell möglich gemacht hatte.

Diese erfreuliche Gestaltung der Dinge dauerte bis zum Ausgange des Sommers, und zwar bis zur Ankunft Meister Anton's von Brünn. Da scheuchte der gleißende, verlockende Dämon der Finsterniß den sanften Engel des Lichtes fort aus Heinrich's leichtbewegtem Herzen — und sein Verhängniß begann zu walten.

Mit Jenem war seine Schwester Dorothea, des reichen Ortner's Ehewirthin, nach Wien gekommen, die eitle, böse Absicht des eroberungssüchtigen Herzens bergend unter glatter Hülle. Von jeher ein gefallsüchtiges, herzloses Geschöpf, hatte sie, ihres Treibens willen geflohen von dem Manne, der es allein verstanden hatte, ihr Herz zu rühren, hierauf in blinder Hast dem angesehenen reichen Greise ihre Hand vor dem Altare gereicht, der, wie billig, außerdem ihr Jawort nie erlangt haben würde. Bald hatte sie aber ihr zu vorschnelles Handeln gereut, da sie sich trotz der Schätze

ihres Gatten sehr unglücklich fühlte. Statt gegen sich selbst zu wüthen, schwur sie, des Vergehens des Einen wegen, allen Männern die glühendste Rache. Leider erfüllte sie mit Hülfe der ihr von der Natur in so reichem Maße gespendeten Mittel ihr Gelübde nur zu genau; denn sie störte das Glück und den Frieden mancher Ehe, trennte manch' herzliches, inniges Liebesband, und jagte manchen unglücklichen, leicht erregbaren Jüngling in den Tod. Und dennoch erkannte und bereuete sie ihr Unrecht nicht!

Das Streben ihres Bruders stachelte ihren ganzen Ehrgeiz auf. Nun galt es die Erreichung zweier Zwecke. Wir waren zum Theil Zeuge, wie sie zu Werke ging, und sich den Weg zum Ziele bahnte.

Noch vor ihrer Abreise nach Wien hatte sie von daher aus vertrauter Hand eine genaue Schilderung der Verhältnisse in des Bürgermeisters Hause erhalten. Schnell war ihr Plan entworfen, und der unglückliche Heinrich als ihr Opfer ausersehen. Das Geschick arbeitete ihr wie im Einverständnisse auf die günstigste Weise in die Hand, denn als sie mit ihrem Bruder nach ihrer Ankunft in der Residenz Herrn Keckh's Haus betrat, traf sie auch Jenen im Cabinette des Bürgermeisters, wo er ihr während der Unterhaltung der beiden Männer Gesellschaft leistete.

Sie verstand es, die Zeit klug zu benützen, denn nach kaum einer halben Stunde saß der Pfeil fest in Heinrich's Herzen — war die Ruhe seines Gemüthes dahin — das Glück seines Lebens vernichtet.

Die verheerenden Wirkungen der bösen Wunde ließen nicht lange auf sich warten, — sie waren fürchterlich. Umsonst waren alle dagegen angewendeten Mittel, — umsonst jedes kluge, wohlgemeinte Wort — umsonst jede vernünftige Vorstellung. Unaufhaltsam jagte das wilde Roß seiner Leidenschaft dem bodenlosen Abgrunde zu. Dahin war jede

bessere Regung seines Herzens — jede Spur von Rechtlichkeitsgefühl — der ihm trotz seines leichtfertigen Treibens noch theilweise anhängende Edelsinn. Alles dahin. — Galt es das Eine, was seine Seele erfüllte, hätte er die Vernichtung einer Welt nicht aufgehalten, wenn ihm auch die Macht dazu gewesen wäre, denn er sah, dachte, erstrebte nur das Eine! —

Herr Paulus Keckh hatte großen Geschmack gefunden an Anton Pilgram's hoher Kunstvollendung. Gern hätte er ihm willfahret, ihn beim Dombau zu betheiligen, aber unter den gegenwärtigen Umständen, wo die betreffende Stelle in würdiger Weise besetzt war, konnte er sich nicht dazu entschließen. Wäre Jörg Oechsel mit Tode abgegangen, von Hunderten hätte keiner dem Meister Anton von Brünn den Vorrang streitig gemacht — aber so ging dies nicht an. Jörg Oechsel war ein alter, verdienstvoller Mann, ihn konnte man so tief nicht kränken, — und überdies standen sie sich schroff, ja fast feindlich gegenüber. Als welch' niedrige, gemeine Rache hätte eine solche Handlung nicht erscheinen müssen?

So verhielten sich die Dinge beim Beginn des Herbstes! Anfangs November aber erhielt Meister Anton Pilgram eine Pergamentrolle von Seite des Bürgermeisters und des hohen Rathes zu Wien, worin er im Anbetrachte seiner hohen Meisterschaft, und seiner nicht geringen Verdienste um die edle Kunst, an die Stelle des an Jahren so sehr vorgerückten, zur raschen Vollendung des Domgebäudes nicht mehr tauglichen, sonst achtbaren Meisters Jörg Oechsel, zum Baumeister bei St. Stephan ernannt wurde, welche Stelle er von Neujahr 1507 anzutreten, und nach Kräften und Gewissen zur Verherrlichung Gottes zu versehen habe. Inzwischen möge er sich in die Steinmetzen-Bruderschaft im Lande Oesterreich als Bruder einschreiben lassen, und als Baumeister bei dem Dome, zur Uebernahme des Buches,

der Büchse und des Wachses dieser Bruderschaft bereit machen. — — —

— — — Herr Paulus Keckh war ein schwacher, willensarmer — von Jenen, welche die gehörige Macht über ihn besaßen, nur zu leicht zu leitender Mann — — — seine Rathgeber aber, die in der Sache nicht minder ein gewichtiges Wort zu sprechen gehabt hätten, stimmten in den Wunsch des Vorgesetzten — um so eher — — da sie gleichfalls nicht des Oechsel Freunde waren. Und überdies bot ihnen die rege Kunstliebe des in Jahren gleichfalls bereits vorgeschrittenen Kaisers, der die Vollendung des Domes noch erleben wollte, wozu es aber nach ihrem Vorgeben dem alten Meister an eingreifender Rührigkeit gebrach, den eigentlichen Vorwand und Deckmantel zu ihrer, diesem Letzteren mißgünstigen Abstimmung.

6.

Am Abende desselben Tages, der Meister Anton das ersehnte Pergament, dessen früher erwähnt wurde, von Seiten eines hohen Rathes beschert hatte, wie früher gesagt, anfangs November, lag ein schwerer Nebel auf Stadt und Land. Wie dieses in unseren Gegenden zur Herbstzeit gerade nichts Seltenes ist, hatte sich derselbe so dicht und undurchdringlich herabgesenkt, daß man, trotzdem es noch nicht völlig dunkel war, doch kaum auf ein paar Schritte vor sich deutlich sehen konnte, und wäre nicht der Schall der Tritte der einander Begegnenden und das Geräusch der Vorüberfahrenden gewesen, die Fußgänger in den Straßen zusammengeprallt hätten, oder durch die Hufe der Rosse und die Räder der Wagen gefährdet gewesen wären.

Ungeachtet der Aufenthalt im Freien an diesem Abende

nicht viel des Angenehmen bot, wandelte doch ein junger Mann, den wir bereits mehr als zur Genüge kennen, denn es war Heinrich Aichinger, schon seit einer halben Stunde unverdrossen vor dem Nadlerhause auf und ab.

Ihn kümmerte nicht Kälte und Nässe, denn sein Antlitz glühte, und seine Brust athmete ungestüm vor ungeduldiger Erwartung des nächst Bevorstehenden. Er war zierlich und schmuck gekleidet, weit zierlicher, als man es bei ihm gewohnt war. Doch hätte er füglich des warmhaltenden, mit kostbarem Pelze verbrämten Ueberkleides entbehren können, das er ohnedies über die Achsel zurückgeschlagen hatte, vor innerer Gluth und Erregung.

Oft schon hatte er während seines Auf- und Abschreitens versucht, seine Blicke nach ihrem Fenster emporzusenden, aber der mißgünstige Nebel gönnte ihm nicht einmal diese kleine Freude, da er nicht den schwächsten Lichtschimmer weder aus diesem noch aus einem der umliegenden Häuser an sein gieriges Auge dringen ließ.

Und noch immer zögerte der Schall des Glöckleins im Dome, der ihm den Beginn seines Glückes verkünden sollte. Wie neckend schien die Stunde der Minuten mehrere, die Minute mehr der Secunden zu zählen, um ihm die qualvolle Zeit der Erwartung, der heißesten Sehnsucht recht empfinden zu lassen. Doch war dem nun einmal so, die bestimmte Stunde war noch nicht gekommen, und hatte desselben Glöckchens Schall ihm sonst die Pforten seines geträumten Glückes geöffnet, mußte dieses heute um so mehr der Fall sein.

Heinrich fügte sich also in das Unvermeidliche, und setzte seine Wanderung mit verzweifelt hastigen Schritten fort.

Vier Wochen waren verstrichen, seit er sie zuletzt gesehen. Vier Wochen, in denen jede Stunde eine Ewigkeit aufgewogen. Und wie hatte er in dieser Zeit gerungen und gestritten, das unmöglich Scheinende möglich zu machen! Wie hatte

der anfangs ungünstige Erfolg, da der Alte sich in diesem einen ihm wichtigsten Puncte seinem Begehren und heißen Flehen lange unzugänglich wies, ihn mit Unruhe und Kümmerniß erfüllt, bis er endlich mit dem Aufgebot des Aeußersten dennoch den Sieg errang? Mußte Heinrich's Herz da nicht ungestüm pochen vor Wonne, da das Paradies seiner Wünsche und seines irdischen Glückes sich ihm erschließen sollte, aber auch vor banger Erwartung, ob es ihm durch die That, da er sein Wort so treulich gehalten, sein Gelübde so männlich erfüllt, gelungen sei, ihren starren Sinn zu beugen, in ihrem kalten Busen das beseligende Flämmchen der Liebe zu entzünden? Dorothea's letzte vielversprechende Rede tönte noch in seinem Ohre, der Blick, der diese Rede begleitet hatte, glück- und heilverkündend, lebte noch ungeschwächt in seiner Erinnerung.

Da schlug das Glöckchen an bei St. Stephan, und machte allen weiteren Betrachtungen Heinrich's ein Ende. Drei, vier, fünf Minuten zögerte er noch — bis eine schwarze Gestalt aus dem Nadlerhause trat, und eilfertig an ihm vorüber schritt.

Er war's — der Bruder der Angebeteten, — der das Ziel seines Strebens so unvermuthet und vollkommen erreicht.

Mit lautlosen Schritten flog nun Heinrich Aichinger die Treppe hinan. — —

— — — Der düstere Schein der Lampe auf einem Tischchen in der Ecke des Gemaches beleuchtete eine ernste, schweigsame Gruppe in Herrn Jörg Oechsel's Wohnhause „unter den Riemern.“

Das Gesicht dem sparsamen Lichtschimmer zugekehrt, ruhte der greise Meister schwer athmend auf seinem Lager. Um zehn Jahre gealtert würde er Jedem haben erscheinen müssen, der ihn im Verlaufe der vier Wochen, seit wir ihm zuletzt begegneten, nicht wieder gesehen.

Seine ehrwürdigen Züge, schärfer gezeichnet denn je, wiesen ihn nun fast den Achtzigen nahe. Das Haar, das in langen, dichten Locken sein Haupt umfloß, war in der kurzen Zeit vollkommen weiß geworden, seine Augen lagen glanzlos und erstorben tiefer in ihren Höhlen, seine Hand war magerer und abgezehrter. Das unruhig flackernde Licht vollendete noch das Beklagenswerthe seines Anblickes, und ließ die Sache weit schlimmer erscheinen, als sie wirklich war, — denn es zeigte fast das Bild einer Leiche.

Ernsten Angesichtes stand zu Füßen des Bettes der treue Freund, Herr Mathäus Heyperger, Anna, die liebende, sorgsame Tochter saß zu Häupten des theuren Vaters. Auch die Rosen ihrer Wangen waren erblichen. Mit gespannter Aufmerksamkeit blickte sie in das Antlitz des an ihrer Seite am Bette stehenden uns noch unbekannten Arztes, der ohne ein Wort zu verlieren mit seinen Fingern den Puls des Kranken sorgsam prüfte, und der Erforschung von dessen Zustande seine ungetheilte Sorge weihte.

Es war der eben Genannte ein hoher, stattlicher Mann von dreißig und einigen Jahren. Seine reichgelockten, lichtbraunen Haare umgrenzten ein freundliches, sehr wohlgebildetes und einnehmendes Antlitz. Seine Kleidung war schwarz und fein, und eine werthvolle goldene Kette mit seines ritterlichen Kaisers Bilde zierte seine Brust.

Einige Minuten verstrichen lautlos.

Endlich brach der Bedächtige das Stillschweigen, indem er mit einer höchst klangvollen, dem Ohre wohlthuenden Stimme begann:

„Für jetzt, ehrsamer Meister, sehe ich durchaus keinen Grund zur Sorge mehr, des Fiebers böse Macht, die Euch die Tage her erschüttert, ist aus Eurem Leibe ganz und gar gewichen, und in Kurzem mögt Ihr mit des Herren Hülfe wieder werden wie Ihr früher waret; nur dies Eine muß

ich dringend Euch empfehlen, befleißet Euch der Ruhe des Gemüths, denn arm ist unsere Kunst an Mitteln jeder Art, wenn's ohne Rast im Innern tobt und gährt!" —

„Ruhe des Gemüths!" erwiderte der Greis seufzend, „Ruhe des Gemüths — wenn Ihr so tief gekränkt seid und vernichtet, — — wenn Eure Ehre an der Todeswunde siecht!"

„Wie Ihr doch also sprechen mögt! — Habt Ihr in Eurer Kraft in früherer Zeit — ja noch vor Kurzem selbst denn nicht geleistet, was man nur leisten kann? Seid Ihr in Ehren nicht ergraut, und mehr als dies, weiß nicht die Welt, wie man mit Euch jetzt umgegangen, — und mißbilligt nicht die Welt — —"

„Wol ist es männiglich bekannt," fiel ihm Anna in die Rede, „wie schlecht und ungerecht am Vater man gethan, doch bleibt, vergebt, geehrter Herr, die Kränkung d'rum nicht minder groß."

„Und wollen denn nicht Eure Freunde," fuhr der Frühere eifrig fort, „Meister Michel an der Spitze, gerechte Klage gegen die von Wien erheben*), mit schweren Worten den Gewaltstreich rügend, den diese sich erlaubt — und wird nicht — —"

„Die Klage, noch so billig und gerecht," versetzte der alte Meister, „verhallt doch nur im Streite der Parteien, das Pergament ist stumm und kraftlos, und trüg's die Namen Aller auch! D'rum besser wär's, sie bliebe ungescheh'n — auch ist, was mich betraf, das Einzige nicht, was schwer auf meiner Seele lastet, liegt doch weit gröss'res Leid auf meines armen Kindes Haupt! — — Dies geht mir zehnfach näher noch!"

„O lieber Vater," rief die Jungfrau, hingebeugt über.

*) „Die von Wien," oder „die Herren von Wien," so nannte man damals den innern Rath der Stadt.

den Kranken, und seine Stirne küssend, „sorgt nicht um mich, ich will ja, was mich traf, vergessen, — ich will's und werd' es können, nur seid getrost, und werdet wieder wohl.“ — —

„Du liebes, frommes Kind,“ — antwortete der Greis, des Mädchens Haupt sanft an sich drückend, „das edle Herz vergißt so leicht nicht Dinge solcher Art, dies weiß ich besser! Wenn auch Dein Mund nicht klagt, Dein Auge trocken bleibt, die Wunde brennt im Herzen doch!“

„So denk' auch ich, holdsel'ge Jungfrau,“ nahm hier der Arzt das Wort, indem er Anna's Hand mit Innigkeit ergriff, „ein Herz, dem Euern gleich, vergißt, verachtet nicht so leicht, was es so treu und wahr geliebt, ob immerhin, dem dieses Glück geblüht, der edlen Gabe nimmer würdig war. Die Zeit allein, und des Erlösers heil'ge Lehre, sie werden Trost und Ruhe Eurer Seele spenden, vielleicht der Himmel noch zum Heile umgestalten das Unheil, das Euch traf. Wer kennt im Voraus und erforscht der Vorsicht dunkle Pfade? Wer weiß, ob durch die Liebe eines Mannes von edler, biederer Denkungsart nicht manche duft'ge Blume Euerm Pfade noch entsprießt? — — Nun aber,“ fügte er, ohne Anna's Antwort abzuwarten, rasch ablenkend zum Kranken gewandt hinzu, — „nun aber will ich thun, wie ich versprach. Mein kaiserlicher Herr wies sich mir gnädig stets und freundlich zugeneigt, d'rum will ich versuchen, ob nicht mein schwaches Wort Euch dienen, nicht das Beginnen Eurer Freunde mächtig fördern kann? — An meinem redlich guten Willen nnd treuer Freundeswärme soll's nicht fehlen!“

„Laßt das, mein edler Herr,“ versetzte der Letztere gerührt, „spart Euch die Müh', so wie's auch besser wäre, Jene sparten sie. Ich bin ein alter, schwacher Mann, — und in der That, das Werk braucht eines rüstigeren Arms, — — er ist gefunden, spart Euch die Mühe d'rum. Ich fühl' es, meine Kraft ist hin, — und nimmer werd' ich, der ich kaum

noch war. Im Dome wol, doch nicht auf den Gerüsten, — in seinen Gräbern ist mein Platz!"

Alle standen schweigend und ergriffen, denn es gebrach an Gründen zu tröstlicher Entgegnung. Anna sank auf ihre Knie hin vor dem Bette des Vaters, und benetzte seine welke Hand mit ihren Thränen.

„Hab' ich Dir weh' gethan, mein armes Aennel," erwiderte Herr Jörg bewegt, — „so vergib, doch einmal muß es ja wol kommen wie ich sprach, — und hat mein Stündchen auch noch nicht geschlagen, — führt meine Hand doch niemals Winkelmaß noch Zirkel mehr!" — — —

Kurze Zeit darauf traten beide Männer, der Heyperger nämlich und der Andere, aus Herrn Jörg Oechsel's Hause, und schritten, in ihre Mäntel wohl verhüllt, um die Ecke der Riemerstraße biegend, die Singerstraße entlang. — Wenn auch auf den Gang unserer Erzählung keinen Einfluß übend, sei es doch hier nebenbei erwähnt, daß diese Straße damals durch mehrere Gebäude ausgezeichnet war, die jetzt spurlos daraus verschwunden sind, so wie sich überhaupt nur wenige Häuser aus jener Periode bis auf diesen Augenblick daselbst erhalten haben. Unter ersteren wäre vor Allem des Klösterleins der büßenden Frauen zu St. Hieronymus*) zu erwähnen, welches von einigen frommen

*) Seine Bestimmung war, den aus den offenen Frauenhäusern zu einem geregelten Leben Zurückkehrenden ein Asyl zu bieten. Die ursprünglichen Stifter, die Rathsherren und Bürger Albrecht Voben, Johann Kronstorfer und Nikolaus Krähhofer kauften im Jahre 1384 zu dem Zwecke die beiden Pottendorfer Häuser in der Weihburggasse. Jenen schlossen sich in der Folge noch bedeutende Wohlthäter an. Die in diesem Kloster Aufgenommenen mußten sich eines sittlichen Wandels befleißen. Die wieder in ihre frühere Lebensweise verfiel, ward ersäuft. In Folge des Brandes 1525 ward die Anstalt aufgehoben, wornach an ihrer Stelle eine Zuchtschule für arme Bürgermädchen errichtet

Bürgern im Jahre 1384 gestiftet worden war. Sammt dem dazu gehörigen Maierhofe nahm es den Platz des heutigen Franziskaner-Klostergebäudes ein. Unweit davon, „am grünen Anger," die Ecke der jetzt sogenannten Grünangergasse bildend, stand das Kloster St. Nicola*), ehemals ein Eigen der Cisterzienserinnen, unter dem Abte von Heiligenkreuz, zur Zeit unserer Erzählung aber, von Kaiser Friedrich IV., dem von ihm gestifteten Georgenorden**), der im Lande noch mehrere Commenden hatte, eingeräumt. —

Die beiden Männer schritten also, wie gesagt, die Singerstraße entlang, und zwar anfangs ohne ein Wort zu verlieren, als der Arzt auf einmal seine Schritte hemmte und sich also verlauten ließ:

„Ich muß Euch offen eingestehen — daß mir des Alten Tochter lieb und theuer ist, und ich mich viel mit dem Gedanken trage, in Zucht und Ehr' um ihre Hand zu werben!"

„Ach, was ihr sagt?" rief der Bürger neckend, „und dies kommt Euch so plötzlich bei Nacht und Nebel in den Sinn?"

---

ward, die durch vierzig Jahre bestand, bis das ganze Haus endlich im Jahre 1589 den Franziskanern übergeben wurde. Der im ersten Viertel des siebzehnten Jahrhunderts durch die letzteren dort vom Grund aus ausgeführte Kloster- und Kirchenbau hat jede Spur der Gestalt des vormaligen Hauses der Büßerinnen vertilgt.

*) Es kommt urkundlich zuerst im Jahre 1275 vor. Heinrich der Cisterzienser-Abt von Heiligenkreuz im Walde, und der mächtige Bürger Baltram Vatzo, mit mehreren von der reichsten Bürgerschaft, sollen die Gründer gewesen sein. 1782 wurde es aufgehoben, niedergerissen und zu bürgerlichen Wohnhäusern verbaut.

**) Friedrich IV. hatte ihn gegen die Türken gestiftet. Im beinahe hundertjährigen Bestande stets arm an Helden, erlosch er endlich an der eigenen thatenlosen Unbedeutenheit, seine Güter den Jesuiten hinterlassend.

„Nicht eben jetzt, bei Gott, nicht jetzt," versetzte der Erstere, seinen Gefährten am Arme fassend und aufhaltend, „ich dachte so, als ich sie kaum gesehen, und denke immer mehr und mehr daran, je öfter ich sie sehe!"

„Ei, ei, wer hätte das gedacht?" fuhr Herr Heyperger in seinem früheren Tone fort. „So werbt um sie, was zaudert Ihr?"

„Der Augenblick scheint mir nicht günstig!"

„Der Augenblick? I freilich, 'swär gewagt, und könnte leicht mißlingen. Der Vater ist jetzt krank, und könnte wol in einem Anfall übler Laune sein Jawort Euch versagen — und das Mädel — —"

„Bezähmet Euren Spott!" unterbrach ihn der Andere ernst, „ich wiederhole es, der Augenblick ist jetzt nicht günstig, nicht nur des Vaters, auch des Mädchens willen, verrieth's doch wenig Zartsinn nur, naht ich ihr jetzt, in ihrem Schmerz, mit solchem Wunsch!"

„Mein werther Herr," erwiderte Herr Mathäus ruhig und ohne Scherz, „ich ehre Euren Sinn und Euer Denken, Euer Thun, Ihr wißt es wohl, doch seht, wer weiß, ob Euer Antrag mit des Vaters Trübsinn nicht weit schneller noch der Tochter schweren Kummer tilgte? —"

„Laßt das, mein wackerer Freund. So gut und redlich Ihr auch unser Aller Bestes wollt, versteht Ihr Euch auf's Herz des Menschen, gar des Weibes, doch nur schlecht. Gut Ding braucht Zeit, wer zu viel stürmt, verfehlt das Ziel; und d'rum bescheidet Euch und laßt mich handeln mit Bedacht, ob's mich gleich ungestüm und feurig drängt!"

Während dieser und ähnlicher Reden waren sie, die Singerstraße entlang, bis an die Ecke des nun so genannten, damals aber noch keinen Namen führenden Liliengäßchens gekommen, woselbst sich im Style der damaligen Zeit des Arztes Haus mit seinem hohen Giebeldache, seinen zierlichen

Thürmchen und Erkern, wie nicht minder seinen wohnlichen Gemächern, umfangsreich erhob, ein neuerliches Geschenk des hochherzigen Kaisers an seinen treuen und geliebten Diener und Freund.

Herr Heyperger leistete der Einladung des Letzteren Folge, ihm, bevor dieser sich nach Hofe begeben würde, um sich von dem Befinden des Kaisers zu überzeugen, noch ein halbes Stündchen zu weihen, in der warmen Stube über den letztberührten Gegenstand weiter zu verhandeln.

Der freundliche Arzt, trotz seines beinahe noch jugendlichen Alters in hohem Ansehen, nicht nur bei Maximilian I., sondern auch bei dem Wiener-Adel wie bei der Bürgerschaft, ja, bei der gebildeten Welt ganz Deutschlands war Johannes Cuspinianus. — Als Arzt nicht nur, auch als Dichter, Philosoph, Redner und Geschichtschreiber, war er, wiewol erst dreiunddreißig Jahre alt, schon so ausgezeichnet und hoch geachtet, daß man ihn allgemein die Zierde, ja den Stolz der Wiener-Universität*) nannte. Durch seine seltenen Talente war es ihm gelungen, schon viel früher die Aufmerksamkeit Friedrich's IV. und noch mehr die seines Sohnes Maximilian auf sich zu ziehen, der den stillen, bescheidenen und edelgesinnten, wenn gleich noch jungen Mann, bald so lieb gewann, daß er ihn zu seinem Leibarzte ernannte und gern für immer an seine Person gefesselt hätte, wenn dies leicht thunlich gewesen wäre.

So hatte also Johann Cuspinian freilich die heiterste, glänzendste Zukunft vor sich liegen, und durfte um die

*) In Folge dessen hatte er schon im Jahre 1500, in einem Alter von siebenundzwanzig Jahren, seit welcher Zeit er daselbst Vorlesungen über Medizin hielt, die Stelle des Rectors bekleidet, und zwar auf eine Weise, welche die Zweckmäßigkeit seiner Wahl auf die unzweideutigste Art bethätigte.

Liebe und Hand jener Jungfrau werben, die er als die trefflichste erkannt in seiner zweiten Vaterstadt. —

Kaum hatte Cuspinian der Pflicht bei seinem kaiserlichen Herrn, der erst vor wenig Stunden, matt und müde von der Reise, in seiner Residenz angekommen war, genug gethan, als ihn, eben im Begriffe zu scheiden, in den Vorgemächern des Kaisers ein Bote mit der dringendsten Eile nach Herrn Paulus Keckh's, des Bürgermeisters, Hause beschied.

Siedend stieg ihm das Blut zu Kopfe blos bei Nennung dieses Namens, bevor er noch wußte, um was es sich handelte, und sein Herz pochte fast hörbar. Doch schickte er sich ohne Zaudern an, der Aufforderung zu folgen, ohne daß er den Boten, der nach Meldung seines Auftrages rasch hinweg geeilt war, mehr um das Nähere befragen konnte.

In des Bürgermeisters Hause angelangt, führte man ihn schleunigst nach einem geräumigen, im Hintergebäude gelegenen Wohngemache, wohin der Lärmen und das Treiben auf der Straße nicht zu dringen vermochten, und das seiner Ruhe und Abgeschiedenheit wegen vollkommen dem Zwecke entsprach, wozu man es jetzt benutzte. Trostlos und händeringend traf er den beklagenswerthen Mann an dem Lager des wie todt Daliegenden, den mehrere Diener und Mägde durch Reibungen und Anwendung verschiedener Belebungsmittel, wiewol bisher vergeblich, in's Leben zurückzurufen sich bemühten.

Jammernd eilte Herr Paulus Keckh dem sehnlichst erwarteten Arzte entgegen, ihn beschwörend, nichts außer Acht zu lassen, was seine Kunst ihm gelehrt, und was zur Rettung des Unglücklichen beitragen könne.

Cuspinian schauderte bei der Entdeckung, die er jetzt machte, denn der seiner Behandlung und Obsorge Vertraute war kein Anderer, als Heinrich Aichinger; derselbe, der

an dem edelsten Herzen so sündhaft gefrevelt, und einen biederen Greis so schwer gekränkt, ja an den Rand des Grabes gebracht hatte. Bleich und leblos, gleich einer Leiche lag er da, kalt wie Marmor, das Haar durchnäßt und verworren zu beiden Seiten seines Antlitzes herabhängend, während die nur dem geübtesten Auge erkennbare Hebung und Senkung seiner Brust, und der fast unmerkliche Schlag seines Pulses das schwache Lebensfünkchen verriethen, das noch in seinem Körper glimmte.

Cuspinian stand erschüttert bei dem Anblicke, obgleich er noch nicht wußte, wie dieser herbeigeführt worden war. Es ahnte ihm aber, wie das Gegenwärtige mit dem, was vorhergegangen, in Zusammenhang stehen möge. Indessen ordnete er das Nöthige an, und ließ die Belebungsversuche unter seiner Leitung fortsetzen, wobei er dem Kranken von Zeit zu Zeit einige Tropfen einer herzstärkenden Tinktur, die er stets bei sich trug, einflößte.

Der Bürgermeister hatte durch die Anwesenheit und das rüstige Handeln des allgeehrten Arztes seine Fassung, um die ihn die Lage seines Lieblings gebracht, größtentheils wieder gefunden, so daß er nun seinem Schmerze Worte zu leihen, und dem Drange seines Busens hierdurch Luft zu machen vermochte.

„Der Unglücksjunge," rief Herr Keckh unbekümmert um die Anwesenheit seiner Leute, „mit seiner tollen Leidenschaft! Ich warnt' ihn lange, doch er hörte nicht auf mich — bis solch' ein Schrecknis ihn vom Grunde meiner Warnung erst überzeugen muß! O geb' es Gott, daß er zum Leben wiederum erwachte, um Lehr' und Nutzen sich daraus zu nehmen. —"

Bisher war noch keine Rede von der Ursache und Veranlassung dieses Falles gewesen, weshalb Cuspinian, gleichfalls unbekümmert um die Anwesenden, begann:

„Wollt mich bedeuten, lieber Herr, wie denn der junge Mann in diesen Zustand kam?"

„Wie dies geschah? Ja, ja, Ihr müßt es wissen, doch ist's da nöthig, Euch erst näher einzuweih'n —"

„Laßt das Verehrter, — spart Euch die Müh', was Ihr davon mir künden wollt, ist mir bekannt, — vielleicht so gut, wie Euch! Doch, was geschah zuletzt, was war's, das in den Zustand ihn gebracht?"

Erstaunt hierüber erzählte Herr Keckh nun Folgendes:

Vor nicht länger denn einer Stunde sei ein armer Fischer im oberen Werd*), Hensel von Meissaw (Meissau) mit Namen, ihm (dem Bürgermeister) seit Jahren bekannt, am Ufer des Stromes des höher gehenden Wassers willen beschäftigt gewesen, seine Kähne straffer anzuziehen, als er in seiner Nähe ein Geräusch vernahm, als ob ein Mann im vollen Laufe dem Ufer sich nähere. In der Furcht, dieser könne von Nacht und Nebel getäuscht, das Ufer des Flusses übersehen und verunglücken, habe er ihm zugerufen, auf der Hut zu sein, und die Richtung seines Laufes zu ändern. Diese Worte seien aber nur in den Wind gesprochen gewesen, denn Der, an den sie gerichtet, habe darauf nicht gehört, und es sei hierauf plötzlich ein Schlag in's Wasser geschehen, als ob sich ein Mensch hineinstürzte, und habe dieses auch nach allen Richtungen auseinander gespritzt. Erstarrt hierüber, habe er mit angehaltenem Athem einen Augenblick gelauscht, als mitten durch das dumpfe Brausen des Stromes, in nicht großer Entfernung von der Stelle, wo er stand, aus den Wogen Angstgeschrei erscholl. In der sicheren Voraussetzung, es sei der Verunglückte durch die Dunkelheit und den dichten Nebel irregeleitet, den Warnungsruf absichtslos überhörend, vom Wege ab zufällig in diese Gefahr ge-

*) Die heutige Vorstadt Roßau.

rathen, habe er eilends seinen Kahn losgebunden, und mit seinem Sohne Merten, den er aus der Hütte herbeigerufen, aus allen Kräften der Gegend zugesteuert, aus welcher das Geschrei noch fortwährend, nur immer schwächer ertönte. Lange sei ihre Mühe fruchtlos gewesen, bis ihr Kahn, vom Schwalle des Stromes erfaßt und rascher fortgerissen, mit einem Male, und zwar dem Anscheine nach im entscheidenden Augenblicke, denn die Stimme erstarb schon völlig, dem Ziele ihrer Fahrt näher kam, und der Haken seines Sohnes den Körper erfaßte, den sie mit vereinter Kraft nicht ohne Gefahr vollends in den Nachen zogen. So sei die Rettung einstweilen gelungen, und als sie gleich hierauf dem Ufer zurudernd gelandet, haben sie sich unweit des Fischerthores der Stadt, gegenüber dem unteren Werd*), befunden. Da der Gerettete aber kein Lebenszeichen von sich gegeben, so sei ihnen bang geworden, und habe Merten darum, da sie sich des Nebels willen nicht sogleich auswußten, wo sie wären, laut nach Hülfe geschrieen, worauf einige Männer, denen die Wache bei diesem Thore vertraut gewesen, herauskamen, um ihnen hilfreiche Hand zu leisten. Nun habe man den Erstarrten aufgeladen, durch das Thor in die Stadt, und zwar in das gleich nebenan befindliche Haus Meister Gerhard's, des Wundarztes, gebracht, um Ersterem die nöthige Hülfe zu schaffen. Meister Gerhard sei aber im Berufe abwesend gewesen, und nun erst habe er (Hensel), aufmerksam gemacht durch die feine und vornehme Kleidung des Verunglückten, ungeachtet des entstellten Ausdruckes seiner Züge und des durchnäßten, wirr herabhängenden Haares Herrn Heinrich Aichinger in demselben erkannt, der ihm wie die übrige Familie des Bürgermeisters, in dessen Hause als seines Kundmannes er oft aus und ein gegangen,

*) Die heutige Leopoldstadt.

nicht fremd sein konnte. Ohne die Ankunft Meister Gerhard's zu erwarten, habe er hierauf mit Hülfe seines Sohnes und der übrigen Männer den wie Leblosen hieher überbracht, wo er wol unbedingt die ersprießlichste Hülfe und Pflege finden mußte. —

Nachdem Herr Keckh seine Erzählung so weit vollendet, begann der Kranke die ersten, merklichen Lebensregungen zu machen, ohne indeß vor der Hand die Augen aufzuschlagen, oder schon zum Bewußtsein zu gelangen.

Cuspinian ließ nun die Belebungsversuche in geringerem Grade und schonender fortsetzen, und erfreute den Bekümmerten mit der Hoffnung auf die Rettung des verloren Geglaubten.

„Doch was den nächsten Grund betrifft, der diesen Schritt des Wahnsinns, der Verzweiflung erzeugt hat," fügte Herr Keckh nach einer Weile hinzu, „so nehmt den Brief, den ich in seinen Kleidern fand, und urtheilt daraus selbst."

Mit diesen Worten überreichte der Bürgermeister Cuspinian ein wenn auch vom Wasser durchnäßtes, aber demungeachtet noch ziemlich lesbares und was für die damalige Zeit, wo die Kunst des Schreibens keineswegs eine allgemeine war, noch weit bemerkenswerther erscheint, in kräftigen Zügen entworfenes Schreiben folgenden Inhaltes:

„Verhältnisse, deren Aenderung nicht in meiner Macht, „nöthigen mich, unvorgesehen heim zu reisen. Nehmt meinen „Dank für das, was Ihr gethan, und kann ich's auch nicht „lohnen, wie Ihr meint, werd' ich doch seiner immerdar ge„denken. Sucht meine Nähe nicht, 'sist besser so, wär's doch „nur Euch und mir zur Qual. Und nun lebt wohl, wenn „wir, so wie es scheint, uns nimmer wiedersehen sollten.

Dorothea Ortnerin."

Cuspinian stand starr und sprachlos — denn sichtbar hatte hier des Herrn Hand gerichtet und gestraft! — —

7.

Nach Verlauf von kaum vierzehn Tagen hatte sich in Herrn Keckh's Hause Alles erfreulicher gestaltet, nachdem kurz zuvor Kummer und Sorge auf schwarzem Fittige sich dort niedergelassen hatten. Was wir am Schlusse des vorhergegangenen Capitels nur mit wenigen Worten flüchtig berührt, hatte sich in der nächsten Viertelstunde schon in einem weit höheren Grade verwirklicht, denn der für verloren Gehaltene war endlich doch zu neuem Leben erwacht. Ob aber dieses Leben auch ein auf die Bahn der Sittlichkeit wieder zurücklenkendes, von den Schlacken wilder Leidenschaften sich allmälig reinigendes war, mußte erst die Folge lehren. Einstweilen war wenigstens die drohendste körperliche Gefahr für den verblendeten Jüngling entfernt, welcher Umstand den schwersten Stein von der Brust des bekümmerten Pflegevaters wälzte, dessen Herz trotz des vielen Kummers, den ihm seine Liebe zu Jenem eben und schon oft bereitet hatte, doch innig und untrennbar an demselben hing.

So schnell und kräftig sich aber Heinrich's Körper erholte, so schien doch sein Gemüth wie sein ganzes Seelenleben die Nachwehen dieses Ereignisses mehr und andauernder zu empfinden, denn zwei Tage waren schon seit jenem schrecklichen Abende verstrichen, ohne daß der Kranke auch nur ein Wort gesprochen, oder die geringste Theilnahme an irgend etwas verrathen hätte, so daß man ein schwereres und ernstlicheres Leiden seines Geistes zu befürchten allen Grund hatte. Herr Keckh mußte hierdurch neuerdings in ein Meer von Unruhe und bangen Zweifeln gerathen. Und dieses konnte auch nicht anders sein, da Heinrich's sonst so feuriges und rasches Wesen in zu großem Widerspruche mit seinem jetzigen stand, und von ihm auf keine Frage Antwort zu erhalten war, er immer theilnahmslos vor sich hinstarrte,

und wenn auch körperlich ziemlich wohl, doch für Alles und Jedes geistig abgestorben erschien.

Cuspinian selbst stutzte darüber, obgleich er sich in seinem Handeln nicht irre machen ließ, sondern sein Ziel mit Unermüdlichkeit und unverdrossen verfolgte, wie er in allen Fällen seines Lebens zu thun gewohnt war. Ja, so groß zeigte sich bei der Gelegenheit die Denkungsart dieses Mannes, daß er ungeachtet alles dessen, was vorgegangen war, ungeachtet des schweren Vergehens, das Heinrich Aichinger auf sich geladen, dessen Wohle eine so zarte Sorgfalt weihte, wie er sie seinem verehrten und geliebten kaiserlichen Herrn in nicht höherem Maße hätte weihen können.

Und was war es, das ihn hauptsächlich so zu handeln trieb? Was war es, das ihn Alles an Heinrich's völlige Wiederherstellung hätte setzen lassen?

Seit des Letzteren Unglücksfalle hatte Cuspinian neuerlich eine tiefe Schwermuth, ein erhöhtes Schmerzgefühl in Anna's ganzem Wesen, wenn auch dem Auge der Welt verborgen, zu entdecken geglaubt, und darum dem Gedanken Raum gegeben, Anna's Zufriedenheit und ferneres Lebensglück könne trotz des Vorgefallenen dennoch nur mit Heinrich's Wohle vereinbar sein, sie sei ihm noch im Grunde ihres Herzens innig zugethan, und könne an der Hand des Reuigen und Gebesserten wieder empfänglich werden für die Freuden dieser Erde. So dachte Johannes Cuspinianus — und so groß und edel handelte er diesem Gedanken gemäß, denn er liebte Anna, — doch mit dem geläuterten Gefühle wahren Seelenadels.

Darum brachte er fast Stunden zu an Heinrich Aichinger's Seite, darum erschöpfte er beinahe den reichen Schatz seines ärztlichen Wissens, wie nicht minder in der Folge, als die Furcht einer Seelenkrankheit bei demselben beschwichtiget war, den Born seiner seltenen Beredtsamkeit, um die schwere

Melancholie, die sich dafür dessen ganzen Wesens bemächtigt hatte, auf Nimmerwiederkehr zu verjagen.

Ein so hochgesinntes edles Streben konnte nicht ohne Erfolg bleiben.

Heinrich's Gemüth erwarmte wieder, und sein Herz that sich auf, wenn auch einstweilen nur seinem menschenfreundlichen, so mildgesinnten Arzte. Er begann sein großes Unrecht mehr und mehr einzusehen, seine Verblendung zu verwünschen, die ihn zu den Füßen jener herzlosen Buhlerin geführt, die Stunde zu verfluchen, die ihm ihr verlockendes Bild zum ersten Male gezeigt. Anna's reine, makellose Tugend begann wieder mit jener unentweihten Würde, die er eher an ihr verehrte, vor seiner Seele aufzudämmern, ja seine Liebe zu ihr erwachte wieder mit aller Macht, mit all' ihrem Sehnen und Verlangen. Heinrich kannte aber Anna's Sinn, ihren männlichen, unerschütterlichen Charakter, und verzweifelte an der Möglichkeit, ihre Verzeihung je erlangen zu können, da er ihr Vertrauen durch Das, was er gethan, unheilbar und bis auf den Tod verwundet hatte, ohne Vertrauen aber keine Liebe denkbar ist. Bei diesem Gedanken fühlte er im ganzen vernichtenden Maße, wie unglücklich und beklagenswerth er war.

Cuspinian versuchte es mit dem ganzen Vorrathe tiefer Seelenkenntniß, seine Zweifel zu beschwichtigen, und versprach ihm seinen thätigsten Beistand. Er hütete sich aber dennoch, ihm zu verrathen, was er in Anna's Seele gelesen zu haben meinte, da Irrthum hierbei leicht möglich war, und er Heinrich's wundes Herz durch den Stachel getäuschter Hoffnung nicht neuerdings tief verletzen wollte.

Bei der inneren geistigen Beschaffenheit der sich hier gegenüberstehenden Personen war große Vorsicht nöthig, dies erkannte der Vielerfahrene wohl.

So unentschieden und zweifelhaft war die Lage der Dinge

am Beginne des Christmonats, wo Heinrich Aichinger durch seines Arztes unermüdete Sorgfalt geistig und körperlich vollkommen geheilt war. —

Ohne mit Herrn Mathäus Hepperger über diese Angelegenheit gesprochen zu haben, wollte Cuspinian nicht handeln, da Jener, als der älteste Freund des Oechsel'schen Hauses, der Anna schon als Kind auf seinem Schoose gewiegt, auch über ihr Denken und Thun den besten Aufschluß geben konnte. Sein Rath war also hier vor Allem wichtig. —

Solchen Vorhabens überschritt demnach Cuspinian eines Morgens die Schwelle des redlichen Bürgers, und theilte ihm freimüthig die ganze Sache mit, so wie auch, was er selber dabei zu thun gesonnen sei.

Staunen und Verwirrung beherrschten Herrn Mathäus' Seele über Das, was er da vernahm; denn ein Fall von solcher Aufopferung und hochsinniger Denkungsart war ihm in seinem bisher ziemlich langen Leben noch nicht vorgekommen.

„Ihr wollt dieses thun? — Ihr selbst?“ erwiderte er, ohne sich von seiner Verwunderung genugsam erholen zu können, „und Ihr liebt doch Anna, wie ich weis?“ —

„Ich will es!“ antwortete Cuspinian ruhig! „Ich liebe sie — die Sprache findet nicht das Wort — und weil ich sie so liebe — mehr als mich selber liebe — will ich sie glücklich seh'n — — wenn sie es also werden kann!“

„O glaubt das nicht,“ rief der Andere, „denn Anna ist ein Mädchen eig'ner Art, ein seltenes, ein treffliches Gemüth, wie sich's kaum wieder auf der Erde findet. Sie ist ein Weib nicht so alltäglich, jämmerlicher Weise, das liebt und zankt, wenn man's betrog, und darnach, leicht besänftigt, wieder liebt. Ein Mann verdiente sie zu sein, was des Entschlusses Festigkeit und wandellosen Sinn betrifft. Sie hat entschieden; mit Muth und Kraft ertödtet das Gefühl, das

eine gold'ne Zukunft ihr versprach, und doch so falsch und tückisch sie belog. — D'rum lasset ab von dem Beginnen — Ihr freut Euch keines günstigen Erfolgs!"

„Sei's wie es sei — ich will's versuchen," versetzte Cuspinian nicht ohne Bewegung, „Gott schütze sie und lasse sie das Rechte wählen, sein Segen ruht auf ihr!" —

Am nächstfolgenden Tage, da sich die Gelegenheit hiezu günstig wies, schritt Cuspinian behutsam, aber nicht ohne Scheu an's Werk. Der Vater war nach einer unruhigen Nacht, die er ohne Schlaf hingebracht, gegen Morgen in einen sanften Schlummer verfallen, der noch andauerte, und den man, der geschwächten Gesundheit des Greises willen, durchaus nicht stören durfte.

Anna war mithin so gut wie allein im Gemache.

Cuspinian nahm an ihrer Seite Platz, und eröffnete ihr, anfänglich mit zartem Rückhalte, nach und nach seine Absicht.

Anna hörte ihm gespannt und aufmerksam zu. Je deutlicher seiner Worte Sinn sich gestaltete, um so größere Unruhe bemächtigte sich ihrer. Ihr Inneres war in merklicher Erregung, und Gefühl jagte Gefühl, denn Herr Mathäus Heyperger hatte nicht reinen Mund gehalten, sondern hatte, wenn auch unter dem Siegel der Verschwiegenheit, viel, ja Alles verrathen, was Cuspinian's Absichten auf Anna's Herz und Hand betraf. Und eben der Mann, den sie achtete, mehr als irgend einen, der ihr vor Allen theuer geworden war, eben der Mann warb jetzt um ihre Liebe, aber nicht für sich, sondern für einen Anderen, der diese Liebe einst in so reichem Maße besessen, und sich derselben gerade durch jenen neuerlichen Fall abermals so unwürdig erwiesen hatte. Und nicht genug, daß er sich zu Gunsten jenes Anderen verwendete, mit welcher Wärme, welcher Innigkeit that er dies! Mit welchem Aufwande der hinreißendsten Bered-

samkeit schilderte er die Reue des bußfertigen Sünders, wie dessen ernstlichen Entschluß, sich zu bessern, wenn er wieder aufgenommen, und die Verzeihung der Heißgeliebten zu erringen, so glücklich sein würde.

Röthe und Blässe wechselten auf Anna's Angesichte, und ein Schmerz eigener, vordem nicht gekannter Art zerriß ihr Herz.

„Heinrich Aichinger," begann sie mit bebender Stimme und ohne ihn anzusehen, als Cuspinian auf ihre Antwort wartend schwieg, „ist mir fremd geworden. Er selber hat mit rauher Hand das Band zerrissen, das uns für immerdar vereinen sollte. — Er ist mir fremd geworden, und wird mir's bleiben. Auch fern von mir wird Glück und Freude ihm erblühen. — Gott segne all' sein Thun, all' sein Beginnen, und schirme seine Pfade, — vom Grunde meines Herzens wünsch' ich dies, — doch, — seine Gattin — werd' ich nimmermehr!" — —

Anna schwieg, und lautlose Stille herrschte durch mehrere Momente.

Ein kaum selbst eingestandener Freudenschauer durchdrang des Arztes Seele, als er dies vernahm. Nun für Heinrich nichts mehr zu hoffen war, erhob seine eigene Hoffnung nach schüchternen Zweifeln wieder kühn das Haupt, und erfüllte seine Brust mit den süßesten Ahnungen. Wie edel erschien ihm Anna's Handeln, wie theuer eines solchen Weibes Liebe; und wie wäre er nun, da sie sich eben selbst jeder Fessel, die sie einst mit Heinrich Aichinger verbunden hatte, für los und ledig erklärt, gern hingetreten vor sie mit seiner eigenen Werbung, der Herr Mathäus Heyperger schon längst den günstigen Ausgang prophezeit hatte. Doch unterließ er dieses, so, daß in derselben Stunde keine Erklärung zwischen Beiden, deren Seelen sich in der That schon seit Längerem gefunden hatten, zu Stande kam.

Demnach schied Cuspinian für jetzt von Anna nichts weniger als trostlos über das Fehlschlagen seiner Unternehmung, indeß diese, da sie den wahren, edlen Grund seines Handelns nicht erkannte, eines neuen Kummers Beute geworden war, dessen äußere Spuren sie dem Vater bei dessen Erwachen nicht ohne große Anstrengung zu verbergen vermochte.

Doch sollte der Tag ihres wohlverdienten Glückes bald anbrechen, die milde, sanft erwärmende Sonne ihr ferneres Leben rosig verklärend, bald in ungetrübter Klarheit über ihrem schuldlosen Haupte empor steigen! — —

Die Wirkung, die Cuspinian's Nachricht auf Heinrich Aichinger's leichtfertigen und leidenschaftlichen Charakter hervorbrachte, war so, wie zu erwarten stand, da er mit dem glühendsten Verlangen, nur immer nach Dem strebte, was er nicht erreichen konnte.

Zu jeder Zeit gab es solche Menschen, und wird deren immer geben, wenn sie auch nicht stets Gelegenheit finden, so zu handeln, wie Heinrich Aichinger bereits gehandelt hatte, oder noch handeln wird.

Die Wirkung also, die Anna's abschlägige Antwort auf ihn hervorbrachte, war eine fast vernichtende, denn er nahm sich jetzt, als habe er Anna immer nur einzig geliebt, als habe er ihr Bild immer und allein in seinem Herzen getragen. Keiner, der ihn in diesem Augenblicke gesehen, würde haben ahnen können, was vorhergegangen. Er tobte und jammerte, weinte und zerraufte sich das Haar, kurz, geberdete sich wie ein eigensinniges, verwöhntes Kind, dem zum ersten Male nicht nach Willen geschieht.

Cuspinian fühlte sich unangenehm berührt durch Heinrich's unmännliches, verächtliches Treiben, das ihm Anna's stillen, doch entschlossenen Sinn nur noch achtungswerther erscheinen ließ, so, daß der Gedanke in ihm zur vollkommensten

Klarheit gedieh, die Vorsehung habe sie in diesem Falle das Rechte erkennen und ergreifen lassen. Zwar versuchte er es anfangs, den Sinnlosen zu trösten, stand aber bald vom fruchtlosen Versuche ab, indem er die Ueberzeugung gewann, diese Erregung werde bei Heinrich's leichtfertigem Wesen ohnedies nicht Bestand haben, und eine neue Wahl gewiß recht bald den erlittenen Verlust, wenn auch nur vorübergehend, ersetzen.

Doch irrte er hierin einiger Maßen, da es von je der Widerstand und das Hinderniß waren, die Heinrich am meisten reizten und seinen sonst nur flüchtigen Neigungen Beharrlichkeit und Ausdauer verliehen. Sein Verhältniß mit der Ortnerin hatte dies vom Anfange bis zum Ende gezeigt. Und eben so war es auch jetzt, denn da Anna ihn nun entschieden zurückgewiesen, gab er die Erringung ihres Besitzes gerade um so weniger auf, da sie ihm erst jetzt besonders werth, und die Wiedererlangung ihrer Liebe die Hauptaufgabe seines Lebens ward.

So vergingen weitere vierzehn Tage, in denen Heinrich für Anna fast in dem Grade schwärmte, als er dieses noch kurz zuvor für Dorothea gethan. Doch hatte all' sein Thun und Streben nicht den mindesten Erfolg.

Da ward ihm die Nachricht, Cuspinian, sein Lebensretter, sein Freund — habe selber um Anna's Hand geworben, und nicht nur die Zustimmung des Vaters, sondern auch das Jawort der Jungfrau erhalten. Wie unterschied sich die Wirkung, welche diese Kunde auf ihn hervorbrachte, von der jener anderen, die ihm jüngst aus Cuspinian's Munde geworden? Welch' ein verzehrendes, höllisches Feuer glühte und tobte da durch seine Adern, ihm Ueberlegung und Besinnung raubend? Wie fühlte er sich da, blind für sein eigenes Verschulden, so unerhört betrogen und hintergangen? Und hatten früher Schmerz und ungestilltes Ver-

langen seinen Busen wild erregt, so war's jetzt der unersättlichste Racheburst, der ihn erfüllte, der grenzenlose Drang, auf die empfindlichste, schaudervollste Weise zu vergelten, was man nach seiner Meinung an ihm verschuldet.

So leicht Heinrich Aichinger, wenn das Geschick seine Erziehung der rechten Hand übergeben hätte, vielleicht der edelste, beste Mensch geworden wäre, so stand er jetzt, allein sich selbst überlassen, am entsetzlichsten Abgrunde, der ihn zu verschlingen drohte, ja bei seiner Sinnesart verschlingen mußte! Sein Beispiel beweist es uns, wie der an sich minder verderbte, aber charakterlose Mensch, unfähig, Dem zu widerstehen, was seine Leidenschaft erregt, und jedes flüchtigen Eindruckes Knecht, im Laufe der Ereignisse mit dem entartetsten Bösewichte leicht auf derselben Stufe stehen, und sogar diesen an Niederträchtigkeit im Handeln noch überbieten könne. — —

Die Aechtheit des Gerüchtes von Cuspinian's und Anna's Verlobung bestätigte sich immer mehr, was natürlich war, da die Sache sich wirklich so verhielt.

Heinrich's Wuth wuchs ingleichen, gesteigert durch das Bewußtsein seiner Ohnmacht, der Vereinigung jener Beiden wirksam entgegen zu treten, und dieselbe zu verhindern.

Vergebens mühte sich sein wild erregter Geist ab, das geeignete Mittel zu diesem Zwecke aufzufinden, bis er, von seinem Vorhaben abstehend, einzig und allein den heißen Drang nach Rache in seiner Seele walten ließ, und nur zu feiger Befriedigung desselben seine ganze Erfindungskraft anstrengte und fast überbot. —

Da flüsterte ihm endlich der finstere Geist des Abgrunds, dem er sich durch sein Treiben schon längst zu eigen gegeben, einen Plan in's Ohr, so wahrhaft teuflischer Natur, daß er nicht teuflischer zu ersinnen war — — einen Plan, der, wenn er gelang, ihn an Denen, gegen die seine Wuth

gekehrt, grausamer rächen mußte, als Gift und Dolch — — einen Plan, dessen Ausführung ihn keine Gnade finden lassen konnte vor dem Throne des höchsten Richters, der selbst den Räuber, den Mörder nicht verstößt, wenn wahre Reue seine Brust erfüllt! — —

8.

Einen zweiten Kain, doch sich selber dessen nicht deutlich bewußt, hinausgetrieben von der Folter des Gewissens, erregt durch die wenn auch noch nicht vollführte That, sah der folgende Tag Heinrich Aichinger, durch den tiefen Schnee, den die entschwundene Nacht auf Berg und Thal reichlich herabgeschüttet, nach Vater Bernhard's Zelle emporeilen.

Was zog denn ihn, im Herzen die schwarze That, die ihn auf ewig aus der Gemeinschaft aller besseren Menschen verbannen mußte, in die Nähe des frommen Mannes?

Heinrich wußte es selber nicht, doch konnte er einem gewissen inneren Drange nicht wiederstehen. Vielleicht war es die instinctartige letzte Regung seines besseren Selbst, die ihn zu seiner Rettung noch dies Letzte versuchen ließ. Seit dem Abende, wo der Eremit so nachdrucksvoll an sein Herz gesprochen, jenes gefährliche Weib, an das ihn nur sündhafte Gluth fesselte, zu fliehen, hatte Jener die einsame Klause nicht wieder betreten. Der Erstere hatte wol nach der Hand erfahren, wie seine Weissagung so bald und genau in Erfüllung gegangen, doch fand er sich dadurch keineswegs überrascht, da Alles folgerecht so kommen mußte. Heinrich hatte er aber nicht weiter zu Gesichte bekommen, weshalb er nicht mehr rathen und trösten, sondern ihn nur der Gnade

des Höchsten empfehlen konnte, was er auch oft und inbrünstig that.

Und nun, um vieles verruchter als damals, um viele Stufen tiefer stehend im Anbetrachte seines moralischen Werthes, den fest beschlossenen, himmelschreienden Frevel im Herzen, wagte es der Entartete, der strengen Tugend dieses Mannes zu nahen? Was wollte er noch dort? Wie, oder war es die Hand des Herrn, die ihn in seine Nähe führte? Die Hand des Herrn, die immer zum Schutze über den Häuptern Derer schwebt, die ihm treu sind und fromm und kindlich angehören, und die durch Menschenwillen zum Schutze der Unschuld, wie zur Bestrafung der Schuld oft vollbringt, was in dem weisen Rathe des Unerforschlichen beschlossen ward? — —

Bereits seit länger denn einer Woche hatte Vater Bernhard seine Zelle nicht verlassen, indem ein nicht unbedeutendes Leiden ihn, wenn auch nicht an's Lager gefesselt, in den engen Raum seiner Klause bannte, da die rauhe Witterung des zu Ende schreitenden Jahres den Aufenthalt im Freien, zumal auf dem Berge, für seinen Zustand leicht verderblich gemacht hätte. Außer einigen gutmüthigen Landleuten, die ihn während seiner Krankheit mit dem Nöthigsten versahen, empfing er schon längere Zeit keinen Fremden bei sich. Wie mußte er daher staunen, als die Thür seiner Zelle sich aufthat, und Heinrich's blasses, entstelltes Antlitz sich ihm zeigte?

Schnell hatte er aber seine Fassung wieder gewonnen, und den Eingetretenen mit stillem Ernste bewillkommt. Eine geraume Weile verstrich, bis Heinrich der Befangenheit wieder Herr geworden war, die ihn beim Anblicke des Mannes, der ihn damals so väterlich gewarnt, und sein weiteres Geschick mit solcher Bestimmtheit vorhergesehen, ergriffen hatte.

Hauptsächlich durch Vater Bernhard's umsichtiges Be-

nehmen, der das Vergangene mit keinem Worte berührte, erhielt Heinrich seine frühere Unbefangenheit wieder, so daß er den Zweck seines Besuches zur Sprache bringen konnte.

Wie überraschte es aber den frommen Alten, der bis zu Heinrich's verzweiflungsvollem Selbstmordversuche von all' dessen bisherigen Erlebnissen genau unterrichtet war, als er seine neuerdings geänderte Gesinnung vernahm, und wie er abermals für Anna glühe, an ihrer Seite ein edlerer, besserer Mensch habe werden wollen, von ihr jedoch des Geschehenen wegen grausam und unerbittlich zurückgewiesen worden sei — und wie noch überdies weit schwereres Leid als dieses, ihn neuerdings der Verzweiflung in die Arme gejagt?

„Mein Sohn," begann der Eremit nach längerem Schweigen ernst und mit leisem Vorwurfe, „Du suchest meinen Rath — doch sprich, was soll der Rath, leihst Du ihm nicht ein willig Herz und Ohr? Du suchest Trost bei mir, und trägst doch Deiner Ruhe ärgsten Feind in Deiner eig'nen Brust? Du forderst Dinge, die, so wie Du bist, Dir nimmer frommen können. Kann ich ungeschehen machen, was geschah, kann ich denn hindern selbst, was noch geschehen wird? Kann ich die Achtung wieder Dir verschaffen, die Du Dir selbst verwirkt, und mit der Achtung Anna's Liebe? Ich kann es nicht, und Keiner kann's! So schwer des Lebens Quell, wenn er versiegt, in einer Leiche starren Gliedern wach zu rufen, so schwer die Seele rein zu waschen, die der Sünde Fluch befleckt, — so schwer ist's, die Erinnerung zu tilgen Dessen, was gescheh'n, ob man die That auch tausend Mal bereut!"

Schweigend, aber in heftigem inneren Kampfe, stand Heinrich an Vater Bernhard's Seite.

„Ich kann Dir so nicht rathen, wie Du meinst!" fuhr dieser fort. „Wie Liebe kommt, gleich einem Strahl aus jener Welt, und mit Gewalt, der nichts gebieten kann, in

unsere Seele dringt, so kannst Du sie auch nimmermehr erwecken, wenn sie durch Untreu', durch Verrath entheiligt ward, denn Treue ist das höchste Heiligthum der Liebe, das ein Mal verletzt, der zarten Pflanze frühen Tod bedingt!" —

So einleuchtend auch die Wahrheit des Gesagten war, wollte sich Heinrich dadurch doch nicht beschwichtigen lassen, so daß der Eremit leicht erzürnt endlich in die Worte ausbrach:

„Suchst Du des Zaubers Macht in meiner Hand, des Zaubers, der die Herzen lenkt, und sie nach Willkür launenhaft bestimmt? Soll ich Dir Liebestränke brauen? — Ich konnte Dir nur rathen; doch Du hörtest nicht auf meinen Rath, und thatest, wie Du nicht gesollt. — Sieh' hier die Frucht! Und auch noch jetzt will ich Dir rathen! Sei ein Mann und trage männlich, was Du selbst verschuldet; suche ihn wieder auf, den verlornen Pfad der Tugend, dünkt er Dir rauh und dornicht gleich; verschließe fortan nicht Dein Ohr der Warnungsstimme mehr, die hell und laut in jeder Menschenbrust ertönt; — thu' wie Du sollst, nicht wie Dein irrer Sinn bisher Dich trieb, — und Deine Ruhe wirst Du wieder, dauernd in Dir selber finden!"

Diese Worte beschwichtigten aber den Sturm in Heinrich's Gemüthe nicht.

„So ist mir Anna's Liebe denn verloren, unrettbar, ewig mir verloren?" rief er aus, „Dann fahre jede sanft're Regung meines Herzens hin, dann mag sie zittern vor des Mannes Grimm, deß Herz sie stolz und kalt und treulos von sich stieß! Denn wer geliebt wie ich, — der kann auch hassen ohne Maaß, — kann auch vernichten, was er so geliebt!"

Vater Bernhard schauderte vor den Ausbrüchen von Heinrich's wilder Leidenschaft. So hatte er ihn noch nie gesehen. Voll edlen Unwillens, erregt durch dessen niedrige,

unedle Denkungsart, schrie er den frechen Sünder an mit dem Aufwand all' seiner Kräfte und mit drohend erhobener Rechten:

„Heinrich Aichinger! Ich warne Dich im Namen des Gerechten, des Allwissenden, steh' ab von Dem, was Du da sinnst! Vermehre nicht die große Schuld, die ohnedies schon schwer und lastend Deine Schale füllt! Vermehre sie nicht um ein Streben schwärzer, fluchenswerther noch als Alles, was Du schon gethan, und wage nicht den Kampf mit Gottes Langmuth, der oft des Sünders schont, daß er sich bessre und bekehre, daß nicht sein Blitz Dich schwer, zermalmend trifft!"

„Ich will ihn aber wagen ohne Furcht," schrie Heinrich im frechen Uebermuthe, „nicht dies Phantom verscheucht mich, das nur Thoren schreckt. — Ich will ihn wagen, und mich rächen oder sterben!" — —

Erschöpft war der leidende Alte auf seinem Lager zurückgesunken, indeß der Andere mit Hast die Zelle verlassen. — — —

— — — Obgleich Cuspinian's Werbung um Anna's Hand große Freude in Herrn Jörg Oechsel's Hause bereitet hatte, so hatte diese doch nicht Bestand, und sah sich schon in Kurzem ihrer Herrschaft entsetzt durch erneuten Jammer und wiederholte Bestürzung. So sehr nämlich die endliche Erfüllung seines sehnlichsten Wunsches, die geliebte Tochter an der Seite eines würdigen und geachteten Mannes, und vollends gar eines Mannes wie Cuspinian, glücklich zu sehen, den alten Meister beseligt hatte, so vermochte diese gewiß heilsame Erregung doch nichts gegen den heimtückischen Dämon seiner Krankheit, der ihn abermals erfaßte, und sein Wirken durch das immer bedenklicher werdende Sinken der ohnehin spärlichen Kräfte des hinfälligen Greises kund gab.

Jeder Ausruf der Freude mußte nun freilich wieder ver-

stummen, da der erfahrene Arzt, der Alles, was seine Kunst ihn gelehrt hatte, vergeblich angewendet sah, jetzt selber auf jede Hoffnung eines günstigen Ausganges verzichtete, ja sogar daran verzweifelte, daß Herr Jörg den doch so nahe bevorstehenden Anbruch des neuen Jahres erleben werde.

Anna sah sich also wieder die reine, stille Freude ihres Brautstandes vergällt durch das Walten eines feindlichen Geschickes, und Thränen näßten ihr Auge, und schwere Seufzer hoben den Busen der frommen, gottergebenen Jungfrau. Und jeder folgende Tag schien Cuspinian's traurige Voraussage bestätigen zu wollen, denn immer schwächer und immer hinfälliger begrüßte der Kranke die neue Sonne, so zwar, daß sich bereits Anna's Seele die schmerzliche Ahnung bemächtigte, der theure Vater werde das heilige Christfest selbst nicht mehr erleben. Was ihr treukindliches Herz da fühlte, mag Der im ganzen Umfange durchfühlen, der schon ein Mal den Blick in solch' ein Herz gethan.

Schon fehlten nur mehr drei Tage auf das Geburtsfest des Herrn.

Ein stürmischer, unfreundlicher Abend hatte sich früh auf die Erde herabgesenkt. Mit eisigem Athem zog die entfesselte Windsbraut heulend durch die menschenleeren Straßen, und machte die Fenster unheimlich erklirren, und rumorte und polterte durch die Schornsteine, daß es schien, es sei der Welt Ende nahe.

Anna saß, wie sie immer pflegte, mit ihrer Arbeit beschäftigt, am Lager des kranken Vaters, jeden Athemzug des leise Schlummernden ängstlich bewachend, und sorgend und schaffend zu seinem Heile, indeß eine Thräne nach der andern von ihren Wimpern auf ihren Schoos hernieder träufelte. Denn wie viele Stunden mochten noch verrinnen, und diese Brust hob sich nicht mehr, und die Pulse stockten, und die theuren Reste deckte der kahle Hügel, die düstere Grenzmark

zweier Welten. Cuspinian, der, seit Anna's Herz und Mund für ihn entschieden hatten, um diese Stunde an ihrer Seite nicht leicht fehlte, fehlte doch dieses Mal, da er eben nach Hofe gerufen worden war.

Da that sich die Thür geräuschlos auf, und die Magd winkte Anna, ihr zuflüsternd, daß sie Jemand dringend zu sprechen wünsche. Auf ihre Frage, da sie die Stube nicht gerne verließ, wer es wäre, fügte die Magd eben so leise hinzu, es sei dies eine alte Frau, von Susanna, Herrn Haslauer's des Wendkremers*) Tochter mit wichtiger Botschaft gesendet, Meister Jörg Oechsel's Krankheit betreffend.

Nachdem Anna diesen Namen vernommen, eilte sie hinaus, der Magd die einstweilige Wartung des Kranken überlassend. Susanna war ja ihre liebste Jugendfreundin, von Kindheit an ihre Gespielin, hatte sie ihre Gesellschaft in der Folge schwer vermißt, da ein hartnäckiger Zwist der Väter auch den Verkehr der Töchter aufhob, oder doch wenigstens ihr Wiedersehen sehr selten machte. Susanna's Namen mußte also die heiligsten Erinnerungen in ihrer Brust wach rufen, die ganze Rosenzeit einer sorglosen, heiteren Kindheit. Größer noch als ihre Freude über den Namen der geliebten Freundin mußte aber jene sein, die ihr Herz erfüllte, als sie die Ursache des Erscheinens der Alten und den Inhalt ihrer Botschaft erfuhr, denn leicht trügt Hoffnung das verzagende Gemüth des Menschen.

---

*) Wendkremer, Kaufleute, die „klain Ding" verkaufen, also die sogenannten Nürnbergerwaarenhändler der Gegenwart. Die Ortsbezeichnung der Häuser Nr. 511 und 512 gegenwärtiger Conscriptionszahl auf dem hohen Markte, „untern Wentchremen", kommt schon in den ersten Grundbüchern der Stadt 1360 vor. Im Jahre 1790 in der Gewähr des aus zwölf kleinen Häusern zusammengebauten freiherrlich Fellnerischen Gebäudes, Nr. 511, kommt diese Ortsbezeichnung zum letzten Male im Grundbuche vor.

Susanna berichtete ihr durch den Mund der Alten, wie sie sich überglücklich schätze, ihrer unvergeßlichen Freundin Heil bereiten, und auch getrennt von ihr, für ihr Wohl und ihr Glück sorgen zu können. Sie habe vernommen, wie Anna's Vater an einem anscheinend unheilbaren Siechthume hoffnungslos darniederliege, und seinem Ende mit Riesenschritten zueile, was auch unfehlbar in Kurzem eintreten müsse, wenn man die Sache ferner so wie bisher betreiben, und nicht vielmehr dem Uebel von einer anderen Seite entschieden und mit Umsicht entgegentreten würde. Sie glaube demnach nicht blindlings an den Ausspruch selbst des verständigsten Arztes, da dieser sich auch irren, und andererseits oft des einfachsten Heilmittels unkundig sein könne, dessen Kenntniß Gott zum Heile der Menschen manchmal dem ungelehrten Laien verliehen. Bei der schweren Erkrankung ihres eigenen Vaters habe sie dieses vor Jahresfrist genüglich erfahren. Von einer hochbetagten, gottesfürchtigen Frau, die viel des Guten gethan, und zwar ohne Hoffnung auf Gewinn oder irdischen Lohn, habe sie einen Trank bereiten gelernt, der, an Wunderkraft nicht seines Gleichen findend, das schon halberstorbene Leben wie durch Zaubermacht wieder neu anzuregen und zu erhalten vermöge. Ihr Vater verdanke es diesem Tranke, daß er noch lebe, und zwar rüstiger und gesünder, denn zuvor. Diese unschätzbare Kenntniß wolle sie nun auch zu Anna's Nutz und Frommen in Anwendung bringen. Doch sei bei der Bereitung dieses Trankes das Eine zu bemerken, daß sie nur in der Mitternachtsstunde, die einem der größten Festtage unserer Kirche entweder vorhergeht oder einen solchen schließt, mit Erfolg unternommen werden könne, und da nur an einem einsamen Orte, und in Gegenwart jener Person, die den Kranken am meisten liebt, oder doch dessen Heilung am sehnlichsten wünscht. Gerade jetzt biete sich solchem Vorhaben die günstigste Ge=

legenheit. Nach drei Tagen sei die heilige Christnacht, und bis der Priester im Dome den Wolfssegen*) singt, könne zum Heile des Kranken das Werk gelungen sein. Anna möge daher in der Christnacht, um die zwölfte Stunde, und zur Vermeidung alles Aufsehens, in keiner anderen Begleitung als der treuen Alten, die sie ihr wieder senden wolle, im unteren Werd bei der Martersäule, am Beginn der Au, erscheinen, woselbst sie ihrer harren werde. Doch habe sie die Sache vorzüglich vor Cuspinian geheim zu halten, da von seiner Seite aus, mehrerer Ursachen willen, hinderliche Einsprache zu erwarten sein dürfte. —

Anna schauderte wol anfangs bei dem Gedanken, in später Stunde und fast allein, einen derartig unheimlichen Weg wandeln, und das Lager des kranken Vaters auf so lange Zeit verlassen zu sollen. Doch besiegten Susanna's Name, die innige Liebe, die sie allein so konnte handeln lassen, wie die Erinnerung an die vor einem Jahre auf die genannte Art wirklich wunderbar vollendete Heilung des alten Haslauer's, jede weitere Bedenklichkeit.

Sie entließ also die Alte mit vielen herzlichen Grüßen an Susanna und dem Versprechen, zur verabredeten Frist

---

*) Hierunter verstand man das heilige Evangelium: „Liber generationis Jesu Christi secundum Mathaeum," das in der Christnacht, nach der Mette, in einem absonderlichen Ton, unter der Läutung der großen Glocke der Domkirche zu St. Stephan abgesungen ward. Die Entstehung dieses Brauches ruft die früheste Epoche Wien's zurück, wo noch die beiden Werder (Leopoldstadt und Roßau), so wie die Ufer der die Stadt umgebenden Wien dicht mit Auen bewachsen, und die herzoglichen Wälder von der südwestlichen Seite der Stadt sich zu den Weingärten der Bürger erstreckten, und daher zur Winterszeit oft Wölfe bis in's Innere der Stadt gelangten, und da manigfachen Schaden anrichteten. Wie die Sage meldet, soll sich seit Einführung jener frommen Sitte keines dieser Thiere mehr an dem genannten Orte haben erblicken lassen.

sicher nicht fehlen zu wollen, nachdem sie die erstere ersucht hatte, eine halbe Stunde vor Mitternacht im Dome in der Nähe der alten Kanzel sich einzufinden. Auch versprach sie, wiewol mit innerem Widerstreben, doch des frommen Zweckes willen, die ganze Unternehmung vor Cuspinian geheim zu halten.

Das immerwährende Abnehmen der noch wenigen Lebenskräfte Meister Jörg's in den folgenden Tagen, ungeachtet der trefflichsten Arzneien, bestärkte Anna's kühnen Entschluß noch mehr, und ließ sie die besondere Bangigkeit, die ihren Busen fortwährend beschlich, wenn sie der Ausführung ihres Vorhabens gedachte, bezwingen.

So sank endlich die Sonne zum dritten Male, und die heilige Christnacht brach ein.

Dichte Schneemassen, welche die vergangenen Tage bescheert, deckten den in beträchtliche Tiefe gefrorenen Boden, und der Himmel selbst schien Anna's Streben begünstigen zu wollen, denn es regte sich kein Lüftchen und Millionen Sterne erhellten mit verstärktem Glanze die herrliche Winternacht.

Die zehnte Stunde ertönte bereits und noch blieb der Schlummer fern von den Augenlidern des erschöpften Greises. Unter welchem Vorwande sollte sie sich entfernen, wenn sich dies auch weiterhin so verhalten würde? Anna verzagte fast. Da erfüllte sich endlich ihr vor der Hand sehnlichster Wunsch, und des Vaters Augen schlossen sich. Sein Schlummer war zwar anfangs unruhig und häufig unterbrochen, doch ward er nach und nach tiefer und gleichmäßiger.

Fieberschauer durchrieselte Anna's Glieder, gedachte sie des nächst Bevorstehenden. Ihr so männlich kühnes Herz erfüllte nun eine Angst, die ihr sonst fremd war, ein unsichtbarer Arm schien sie in der Stube festhalten zu wollen. Ein Blick nach dem kranken Vater gab ihr aber ihren vollen Muth wieder, indeß das Bewußtsein des frommen Zweckes

ihres Handelns, die mädchenhafte Furcht und Schüchternheit besiegte, denen sie diese abmahnenden Gefühle zuschrieb.

Leisen Fußes schritt sie aus dem Krankengemache, um sich anzukleiden, und die Magd in genaue Kenntniß dessen zu setzen, was sie während ihres Fernseins zu thun hatte. Würde der Vater in der Zwischenzeit erwachen, so war durch eine passende Entschuldigung auch für diesen Umstand gesorgt.

Die halbe Stunde vor Mitternacht erscholl von dem Thurme des Münsters, und das Thor des väterlichen Hauses schloß sich geräuschlos hinter der liebenden, heldenmüthigen Tochter.

Unkenntlich und vor Frost verwahrt in ihren dicht umhüllenden Kleidern, eilte sie nach dem Dome. Des Friedhofs Thore standen weit geöffnet dem Zugange der gläubigen Schaaren, die des Herzens frommer Drang zur nächtlichen Feier in die heiligen Hallen führen würde. Einzeln und in größerer Anzahl zogen die Gottesfürchtigen, Männer, Weiber und Kinder, auch schon von allen Seiten dahin.

Zwischen den hochüberschneiten Gräbern hindurcheilend, gelangte Anna unerkannt in die Kirche, die, des bevorstehenden Gottesdienstes wegen, bereits im hellsten Lichterglanze prangte.

Froh, die Alte noch nicht an der bezeichneten Stelle zu finden, verrichtete sie ihre Andacht mit der tiefsten Inbrunst ihres gläubigen, kindlichreinen Gemüthes, des Herrn Beistand anflehend zum Gelingen ihres frommen Werkes. Versunken in Andacht, lag sie in einer minder erleuchteten Ecke des weiten Gotteshauses auf ihren Knien, und zwar weit länger als sie selbst geahnt, als der Schall der Fürstenglocke*)

*) Sie hieß auch die „Zwölferin" und befand sich in einem der beiden vorderen, seit 1631 sogenannten „Heidenthürme." Im Jahre 1509 wurde sie umgegossen.

aus dem einen der beiden kleineren Thürme, der das Zeichen zum Beginne der Mette gab, und die tiefe Stille auf ein Mal so majestätisch unterbrach, sie wieder zu sich selber brachte.

Die Alte hatte sich mittlerweile eingefunden, und erwartete Anna an der bezeichneten Stelle.

Lautlos huschten nun die Beiden durch die zahlreich herbeiströmende Menge in's Freie, und gelangten endlich durch das, diese Nacht hindurch unverschlossene Thor am rothen Thurme außer den Bereich der Stadt.

Ohne daß ein Wort über ihre Lippen kam, schritten sie in großer Eile fortwährend ihrem Ziele zu, bis die Alte, da Anna im Begriffe stand, die Richtung nach der Au, und der an ihrem Beginne errichteten Martersäule einzuschlagen, das Schweigen brach, und Anna bedeutete, daß Susanna ihren Sinn geändert, und es vorgezogen habe, sie lieber im warmen Stüblein, und zwar gleich am Orte ihrer Bestimmung zu erwarten.

Mit geheimem Widerstreben, und nur von dem Gedanken an die Nothwendigkeit und hohe Bedeutung ihres Unternehmens vorwärts getrieben, folgte sie der Alten in entgegengesetzter Richtung. Und so kamen sie an den zahlreichen Gasthäusern und Kneipen vorüber, die damals im unteren Werd zu treffen waren, und die, meist schon geschlossen, wie ausgestorben da lagen, indem nur hie und da ein Lichtschein aus den schmalen, niedrigen Fenstern, auf das Wachen ihrer Bewohner, oder die späte Anwesenheit von Gästen schließen ließ. Ohne daß auch nur ein menschliches Wesen ihnen vor Augen gekommen, schritten sie jetzt an den weit ausgedehnten Gartenanlagen und den Landhäusern, welche die vermöglicheren Bürgerfamilien Wien's hier besaßen, vorbei, bis sie am äußersten Ende der bewohnten Stätte, an einem stattlichen Gebäude, das durch einen ziemlichen

Raum von den übrigen getrennt war, und gleichfalls völlig im Dunkel der Nacht begraben lag, anhielten.

Mit Entsetzen erkannte Anna des Bürgermeisters, Herrn Paul Keckh's, Besitzthum.

Schnell hatte die Alte geöffnet, als Anna, die lautlos, mit schwindenden Sinnen an die Wand gesunken war, plötzlich von kräftigem Mannesarm erfaßt, und mit Gewalt in's Innere des Hauses geschleppt ward, während das Thor, donnernd hinter ihr zuschlagend, den Angstschrei der Verrathenen übertäubte. — —

9.

Eine kleine Weile hindurch herrschte wieder Grabesruhe um Herrn Paul Keckh's prachtvolles Sommergebäude, da sich von außen weit und breit nichts regte, so wie sich auch von innen kein Laut hindurchstahl, ja nicht einmal der schwächste Lichtschimmer aus einem der Fenster, das Dunkel der winterlichen Nacht unterbrach.

Doch blieb es nicht lange so, indem sich bald ein Geräusch, anfangs nur schwach und aus der Ferne, allmälig aber, in der Richtung von der Stadt her, immer mehr sich annähernd und überhand nehmend, vernehmlich machte. Drei Männer eilten mit im höchsten Grade beschleunigten Schritten heran. Die Dunkelheit der Nacht allein schon, wenn jene auch nicht bis zu den Zähnen in ihre Mäntel gehüllt gewesen wären, hätte jedem unberufenen Lauscher verbergen müssen, wer sie waren, und was sie vorhatten.

An Herrn Keckh's Hause angelangt, hielt der Eine, der vorangeschritten war, an, und unterbrach durch die halblaut gesprochenen Worte: „Wir sind zur Stelle," auch die Eile

der übrigen Beiden. Forschend ließ er nun seine Blicke über die Stirnseite des Gebäudes dahingleiten, bis er einen Entschluß fassend, der Ecke desselben zuschritt, während die Anderen ihm auf den Fersen folgten.

Hinter dem Hause erstreckte sich in weiter Ausdehnung der Garten des Bürgermeisters. Eine etwas mehr als mannshohe Mauer umgab ihn ringsum. Gleich anfangs gestattete ein derselben nahestehender niederer Baum, diese mit Leichtigkeit zu ersteigen, welche Gelegenheit der Führer der kleinen Schaar auch sogleich benutzte. Auf der Mauer angelangt, traf ein Lichtstrahl aus einem der nach dem Garten sehenden Gemächer des ersten Stockes sein Auge neubelebend, denn er richtete sich hoch auf, und warf einen schweren Körper, den er unter seinem Mantel getragen, vor sich hinab, und sprang selber nach. Von ihm aufgefordert thaten seine Genossen dasselbe.

Wenn auch noch so vorsichtig vollführt, konnte dieses doch nicht ganz ohne Geräusch geschehen, in Folge dessen eine dunkle Gestalt an der nach dem Garten führenden Schwelle des Hauses erschien, woselbst diese einen Augenblick lauschend anhielt, dann aber wieder verschwand. Da die Drei nun ungesäumt sich näherten, und so in eine günstigere Richtung kamen, erkannten sie mit Hülfe eines Lichtschimmers, der den schmalen Thorweg dürftig erleuchtete, und von einer an dessen äußerstem Ende auf dem Boden stehenden Lampe herrührte, in der rückschreitenden Gestalt die Person eines Weibes, das die besagte Lampe aufhob, und wieder umkehrend, wahrscheinlich mit Hülfe derselben die Ursache des Geräusches, das früher seine Aufmerksamkeit erregt hatte, erforschen wollte. Eile that hier Noth, weßhalb der erstere der Männer den Ort noch vor der Alten zu erreichen strebte, was ihm auch ohne Mühe gelang, so daß sich diese, als sie die Lampe vor sich herhaltend, vorsichtig die Schwelle über-

schreiten wollte, plötzlich von einer kräftigen Hand an der Kehle ergriffen fühlte, daß ihr der Athem fast verging, und der erstickte Ausruf: „Jesus, Marie!“ ihr einziger kaum hörbarer Angstschrei sein konnte.

„Willst Du kreischen, verdammte Hexe?“ flüsterte der Mann, der sie so wohl erfaßt hatte, „Willst Du bekennen?“

„Alles, alles — nur schonet meines Lebens!“

„Wo ist er? Schnell ohne Widerrede!“

„In des Herren Schlafgemach — —“

„Ist er allein — — oder —“

„Er ist allein — Gnade und Barmherzigkeit!“

Einer der beiden Anderen versicherte sich nun der Person der Alten, indeß der frühere die wol zu Boden gefallene, aber nicht erloschene Lampe als Leuchte benützend, mit behutsamen Schritten die Stufen zu dem ihm wohlbekannten Gemache hinaneilte.

Vor der Thüre desselben angelangt, drangen Heinrich Aichinger's eben mit Ingrimm ausgerufene Worte an sein Ohr: „Kein Erbarmen, fand ich doch gleichfalls keines! Dein Herz soll bluten, heuchlerischer Schuft, der mir des Freundes Angesicht so gleißend wies, und das Leben nur erhielt, um mir des Lebens höchstes Gut zu rauben! D'rum kein Erbarmen, keine Schonung! — Eh' der Pfaff' im Dom den Wolfessegen singt, hat der Wolf Dein Lamm zerrissen!“ —

Ersterbendes Wimmern der halb ohnmächtigen, hilflosen Jungfrau ward hörbar.

Da geschah ein gewaltiger Schlag gegen die nur schwache Thür des Gemaches, der sie in ihren Angeln erbeben machte. Ein zweiter, und sie flog zerschmettert, in Stücken nach innen, und der Retter der in den Staub getretenen, schändlich mißhandelten Unschuld, stand mit funkelndem Blicke, hochgeröthetem Antlitze ob des empörenden Schauspieles, das sich

ihm bot, und mit drohend erhobenem, gewichtigen Hammer an der Schwelle.

Anna, ihrer Sinne beraubt, lag wie todt zu den Füßen ihres teuflischen Feindes. Heinrich Aichinger starrte regungslos mit bleichen, zitternden Lippen nach dem Eintretenden.

„Herr Heinrich Aichinger!“ rief Meister Anton Pilgram, denn er war wunderbarer und wie wir sehen werden doch wieder höchst natürlicher Weise Anna's Retter. „Erkennt der Allmacht Walten! Entflieht, kehrt dieser Stadt den Rücken für immerdar — ich will Euch nicht gesehen haben!“

— Bebend vor innerer Wuth stand Heinrich durch mehrere Momente schweigend Meister Anton gegenüber, dann aber kam wieder Leben in ihn, denn einem Teufel ähnlicher als einem Menschen, mit von Leidenschaft entstellten Zügen, schrie er: „Ist dies mein Lohn, Du gleißnerische Schlange, ist dies der Lohn für Das, was ich an Dir gethan?“

„Entflieht,“ erwiderte Pilgram entschieden, „ehe Euch die Rächerhand des Mannes faßt, den Ihr so schwer gekränkt, ehe ich vergesse, was mich ewig schändet! Entflieht — ehe es zu spät ist! —

„Ich will's,“ tobte Heinrich, „ist doch die Hölle wider mich im Bunde! Du aber nimm zuvor noch dies zum Dank für Dich und Deine buhlerische Schwester!“ und wüthend riß er einen blankgeschliffenen Dolch von seinem Gürtel, und schleuderte ihn mit solcher Kraft nach dem solches keineswegs vorsehenden Meisters, daß er, nachdem er dessen linken Arm bedeutend verwundet, noch zur beträchtlichen Tiefe in das Getäfel der Wand fuhr.

Pilgram, den Schmerz der Wunde fühlend, taumelte zurück, indeß Heinrich die Thür des Nebengemaches auf-

stoßend, durch einen Sprung aus dem Fenster desselben das Weite suchte. —

Trotz dieses schändlichen Mordversuchs hielt Meister Anton seine beiden Begleiter von der Verfolgung des Elenden ab. Mit seinem Blute hatte er die Schuld getilgt, die ihn bisher an denselben gefesselt, jetzt fühlte er sich befreit von all' diesen Banden. Und so mochte Heinrich Aichinger sein Heil ungehindert in der Flucht suchen und auch finden.

Es währte ziemlich lange, bis das aus Pilgram's Wunde reichlich strömende Blut nur einigermaaßen gestillt, und Anna ihres Bewußtseins wieder mächtig geworden war.

Große Mühe und Sorgfalt errangen endlich den Sieg, denn sie erwachte aus ihrem todtenähnlichen Schlummer, und begann, wiewohl nicht ohne Anstrengung, ihre Gedanken zu sammeln. Da erreichten diese mit einem Male die entsetzliche Klarheit, und ließen die gräßliche Erinnerung an Das, was ihr noch kurz zuvor gedroht, in ihrer Seele auftauchen. Hingerissen von ihrem Schmerze sank sie mit verhülltem Antlitze neuerdings zurück auf das Lager, auf welches man sie inzwischen gebracht hatte.

„Beruhigt Euer aufgeregt Gemüth," begann Meister Anton mit sanfter Stimme, „befürchtet nichts hinfüro, holde Jungfrau. Der Euch so arg bedroht, ist fern, und flieht, für ewig wol, das Weichbild dieser Stadt. Drum fasset Euch, wir wollen heim in Eures Vaters Arm Euch leiten."

„Mein armer, armer Vater," jammerte Anna, „auch Dies, dies Aergste war Dir aufbehalten — nach Dem, was Du erduldet!"

Auf Pilgram's tröstende Erwiderung richtete sie erst ihre Aufmerksamkeit auf ihren Retter, dessen verwundeten Arm, wie die Spuren des durch den Verband in nicht geringer Menge dringenden Blutes gewahrend.

„Ihr seid verwundet, Herr!" rief sie mit Theilnahme, „Ihr seid's um meinetwillen, habt Euer Leben eingesetzt an meine Rettung, wie kann ich solche That Euch lohnen! O nennt mir Euren Namen, daß ihn mein Geist für ewig dankerfüllt bewahre!"

„Ehrsame Jungfrau," erwiderte Pilgram nicht ohne Bewegung, „ich zahle da nur eine schwere Schuld! Doch nein, ich zahle nicht, ich suche sie zu zahlen, da sie doch unzahlbar ist! Und hätt's mein Leben selbst gegolten, — für Eures Vaters Dienst dürft' ich den Preis sogar, zu hoch nicht finden!"

„Ihr sprecht in Räthseln, Herr, — wer seid Ihr denn, daß Ihr dem Vater so verpflichtet seid, ich sah Euch nie?"

„Bin ich Euch fremd, bin ich's doch um so minder Eurem Vater — — ich nenne Meister Anton mich — — von Brünn — —"

„Der Pilgram?" stieß Anna hastig heraus; hierauf stockte aber ihre Rede, ihr Antlitz erbleichte neuerdings, und zwei große Thränen erglänzten in ihren Wimpern, erpreßt durch schmerzliche Erinnerung, und die düstere Bedeutung dieses Namens.

Auch Pilgram schwieg und starrte erschüttert zur Erde, denn dieser Augenblick ergriff ihn zu mächtig, ja der schweigende Vorwurf, der in Anna's blassem Gesichte und der Thräne lag, die ihr Auge eben näßte, traf ihn tiefer und empfindlicher, als vordem Heinrich's meuchlerischer Dolch.

Anna fand sich aber schnell wieder, denn sie erhob sich, drückte Pilgram's Hand und rief: „Ihr habt durch Eure That gar reichlich aufgewogen, was ohne Absicht, ohne Wissen Ihr des Leides über mich gebracht. Vergebt, wenn ich in dem Momente selbst von der Erinnerung Schmerz mich überwältigen ließ! Doch nun — führt mich zu meinem Vater — mir bangt zu sehr!"

„Wird er vergeben und vergessen können," versetzte Pilgram, „was ich von wildem Ehrgeiz, eitler Ruhmbegier geblendet an ihm gethan?"

„Gewiß er kann's," antwortete Anna mit Innigkeit, „er kann's und wird es auch!" — — —

— — — In Herrn Jörg Oechsel's Hause hatte aber indessen die Scene eine unerfreulichere Gestaltung gewonnen.

Kaum eine halbe Stunde nach Anna's Entfernung war der Kranke aufgewacht, und hatte, überrascht an ihrer Stelle die Magd an seinem Lager zu sehen, nach ihr gefragt. Durch die Erklärung der Magd, Anna wohne dem mitternächtlichen Gottesdienste im Dome bei, nicht völlig zufrieden gestellt, ließ er sich doch einstweilen beschwichtigen, obgleich er sich einer regeren Unruhe, die sein ganzes Wesen zu erfüllen begann, nicht zu erwehren vermochte.

Als der Zeiger an der Uhr aber die erste Stunde des heiligen Christtages wies, die Andacht im Dome mithin schon beendigt sein mußte, und Anna noch nicht zurückkam, da vermochte Herr Jörg die Angst seiner Seele nicht mehr zu zügeln. Wie wuchs aber seine Unruhe erst, als derjenige seiner Leute, den er, um nach Anna zu sehen, zur Kirche gesandt hatte, mit der Nachricht zurückkam, alles sei daselbst bereits beendigt, und Thür und Thor geschlossen.

Die Wirkung, welche diese Nachricht auf den unglücklichen Vater hervorbrachte, war eine fürchterliche, dem ohnedies nur mehr unscheinbaren Flämmchen seines Lebens die augenblickliche Vernichtung drohend; zeigte ihm ja seine wild erregte Fantasie sein liebes einziges Kind grausam hingemordet in der Blüthe seiner Jahre.

Diesen Jammer ihres guten Herrn vermochte die treue Magd kaum selber zu ertragen, um so weniger, indem sie gleichfalls nur vergebens nach Trostesworten haschte, das leidende Gemüth des fast sterbenden Greises zu beruhigen.

Da gedachte sie plötzlich des Besuches jener Alten vor drei Tagen, welche Jungfrau Susanna Haslauerin, wie sie sich erinnerte, im Betreff der Krankheit Herrn Jörg's an Anna gesendet hatte. Obgleich sie nichts Näheres über die ganze Sache anzugeben wußte, so brachte sie doch nicht ohne Geschick Anna's jetzige Abwesenheit mit jener Nachricht in einigen Zusammenhang.

Mit Begier erfaßte der ruhelose Kranke diesen schwachen Trostesgrund, doch begnügte er sich nicht damit, er mußte Gewißheit haben, und zwar sogleich, selbst in dieser späten Stunde der Nacht. Augenblicklich ward daher derselbe seiner Leute, der Anna früher im Dome hatte suchen sollen, nach Herrn Haslauer's, des Wendkrämers Wohnung, auf dem hohen Markte gesandt, um dort das Nähere über Anna's räthselhaftes Fernebleiben in Erfahrung zu bringen.

Die Schreckenskunde aber, die der Bursche nach Verlauf kaum einer Viertelstunde zurückbrachte, Susanna wisse nichts von Anna's Beginnen, habe auch vor mehreren Tagen Niemanden mit einem Auftrage an sie entsendet, erschöpfte die letzte Lebenskraft des greisen Meisters, denn lautlos mit veränderten Zügen sank er zurück auf seine Kissen, ein Sterbender.

„Heiliger Gott, er stirbt!“ kreischte die Magd, die Hände ohnmächtig ringend, „Lauft nach dem Arzte, lauft nach Herrn Matthäus, — — mir schwinden selber fast die Sinne!“ —

Wie der Pfeil vom Bogen flog der Angeredete davon.

Ehe wenige Minuten verflossen waren, trat Cuspinianus ein, denn der Jammerruf hatte ihn am Studiertische noch wach getroffen. Bald nach ihm erschien auch Herr Mathäus Hepperger. Entsetzen erfaßte Beide, als sie den Zusammenhang der Sache erfuhren. Entsetzen ob Anna's noch unbekanntem Geschicke, Entsetzen ob des geliebten Mei-

sters zu raschem, für jetzt dennoch unerwartetem Ende, da der letzte Augenblick seines Daseins mit Riesenschritten nahte. Die ärztliche Kunst stand hier an der traurigen Grenzscheide ihres Wirkens, das Leben im ohnmächtigen, ungleichen Kampfe gegen die überwältigende Kraft des Todes, nach wenigen Momenten völlig unterliegend.

Tief erschüttert stand Cuspinianus an dem Sterbelager des edlen, unglücklichen Mannes, dem, abgesehen von den vielen traurigen Erlebnissen, die seine Laufbahn in der letzteren Zeit bezeichnet, nun selbst der Trost des Aermsten, seine Seele in dem Arme des geliebten Kindes auszuhauchen, versagt war.

Das Angesicht mit seinen Händen bedeckend, schluchzte in einer entfernten Ecke des Gemaches der seit Jahren erprobte, treue Freund.

Da erscholl Geräusch von außen, die Thür that sich rasch auf, und Anna stürzte an das Lager des sterbenden Vaters, bei seinem Anblicke kraftlos in Cuspinian's schützende Arme sinkend. Kaum war dieses geschehen, so schlug der Sterbende seine Augen noch ein Mal auf, seine Blicke verklärten sich, und seine Lippen erzitterten unmerklich. Sein letzter Gedanke war ein Gebet für das fernere Wohl seines einzigen Kindes!

Und nun zum Schlusse trat ein Mann, dessen Anwesenheit bisher keiner der Versammelten gewährt hatte, und der im Hintergrunde der Stube in großer Bewegung Zeuge der kurzen Scene gewesen war, vor an Meister Jörg's Lager, ergriff sanft dessen kalte Hand, und rief mit innigem Ausdrucke: „Könnt Ihr vergeben, was ich schwer an Euch verbrach — so scheidet nicht im Grolle gegen mich! — Gott, der Allwissende, er sieht mein Herz — kennt meine Reue!"

Ein Blick voll unendlicher Milde fiel noch aus dem brechenden Auge auf den Flehenden, — ein leises Zucken

der Hand — und die freie Seele schwang sich auf zu Gott! — —

Todesstille herrschte rings im Gemache. Meister **Anton** kniete nieder an der Leiche des gerechten Mannes, und sprach im Stillen zum Wohle seiner Seele, ein kurzes, brünstiges Gebet. Dann erhob er sich, höheres Roth färbte seine blasse Wange, und mit Ausdruck und Begeisterung sprach er: „Du hast vergeben, bist dort oben nicht mein Kläger! So will ich fortan auch der Kunst nur leben zu des Herrn Ehre, nicht um des eitlen Busens Drang zu fröhnen! Ihm will ich meine Kräfte weih'n, so lang' es mir gegönnt, und ohne Murren, ohne Zagen still erdulden, was mir das Leben noch des Herben bieten mag, denn Dein Verzeih'n sühnt nicht die Schuld, die ich in böser Stunde einst auf's Haupt mir lud! Und wie der stille Vorwurf für und für in meiner Brust, so soll auch Dein Gedächtniß leben, wenn wir, und unsere Kinder und unsere Kindeskinder hingeschwunden, und nur das Werk besteht, das unsere Hand einst schuf. D'rum will ich in des Münsters Hallen, an jener Stätte, wo Du wirktest, als meine Bahn die Deine feindlich kreuzte, Dir ein kleines Denkmal weih'n, das Deinen Namen, wie Dein schlichtes Bild der fernen Nachwelt noch erhalten soll, ein Zeichen meiner Schuld und meiner wahren Reue!"

10.

Die aufsteigende Sonne traf mehrere Stunden nach dieser Scene, **Meister Anton von Brünn** in Herrn **Paulus Keckh's**, des Bürgermeisters Arbeitsgemache.

Der Inhalt ihrer Unterredung war kein erfreulicher, denn das Antlitz des Letzteren wies Kummer und Entsetzen, die gradweise zunahmen, je mehr der vor Eifer erglühende Meister dem Ende seiner Mittheilung sich näherte. Als dies geschehen, trat längeres Stillschweigen ein.

Die Flamme der vor ihm auf dem Tische stehenden Lampe, schon mächtig beeinträchtigt durch den Strahl des neugierig eindringenden Tages, bestrebte sich vergebens, einen Schimmer von Röthe auf Herrn Keckh's leichenartigen Zügen erglühen zu lassen. Sie vermochte höchstens das unwillkürliche Zucken seiner Gesichtsmuskeln durch ihr Flackern scheinbar noch zu vermehren. Endlich machte sich die gepreßte Seele Luft durch Worte.

„Dies also ist der Lohn für so viel Liebe," rief er aus, im höchsten Schmerze die Hände ringend, „der Lohn dies für so manches Opfer, das ich Dir gern und willig brachte, der durch sein ruchlos, lasterhaftes Treiben nun meinen Namen schändet und mein ganzes Haus! Solch ein entmenschtes Unthier nahm ich auf an meine Brust! — Wie soll ich den Gedanken fassen — wie Kraft und Muth erringen, solches zu ertragen?" —

„Beruhigt Euch, geehrter Herr!" versetzte Pilgram tröstend, „die Wunde Eures Herzens freilich muß ein Andrer heilen, doch Schimpf und Schmach soll darum weder Euer Haus, noch Euren Namen treffen. Ich nur, nebst zweien meiner Leute, die mir ergeben, auf deren Treue ich zu bau'n vermag, wir waren Zeugen des Geschehenen; und mein Wort, daß das Geheimniß ruhen soll in meiner wie in ihrer Brust!"

„Wenn Ihr so edel denkt — —"

„Ihr zweifelt Herr, weil ich einst minder edel dachte," unterbrach ihn Pilgram mit gepreßter Stimme, „ich kann

Euch darum nicht zürnen, bleibt doch, was einst geschah, für immerdar gescheh'n!"

„Vergebt, nicht kränken wollt' ich Euch, doch aber denkt, daß Alle bei dem Bau Euch hassen, so Meister als Geselle, als frechen Eindringling, wie sie Euch nennen, Euch nie als ihren Vorstand anerkennen wollen! Bedenkt, daß sie Euch als des Oechsel Mörder fluchen — und daß mit einem Male, ein einzig Wort von Dem, was Ihr gethan, des alten Mannes letzte Augenblicke zu versüßen, mit Allen Euch versöhnen muß, zu Euren Freunden selber — — "

„Wol dürft' es kommen, wie Ihr meint," antwortete Pilgram, „doch sprech' ich's nimmer aus dies Wort — bei meiner Seele einst'gem Heil! Dünkt Euch die Strafe, die ich selbst mir auferlegt, zu hart für Das, was ich verschuldet? Bin ich des Oechsel Mörder nicht? Ach, meine That sühnt noch die Buße nicht, ob sie gleich eine schwere ist, doch soll durch sie mein Herz die Ruhe finden, die es hienieden noch vermag. Gott selber wies in seiner Vaterhuld mir diese Bahn, ich schritt auf ihr zum Ziele ohne Zagen, und will mein Werk nicht unvollendet lassen, wird's doch dem Tod sein Opfer nimmermehr entringen! — D'rum tröstet Euch, geehrter Herr, denn Euer Ohr, es ist das einzige, zu dem die Kunde meines Handelns dringt!" —

So gering die Achtung war, deren sich Meister Anton seines früheren Benehmens willen, bei Herrn Keckh bisher zu erfreuen hatte, trotz dem dieser zu keiner Zeit blind für dessen hohes Kunsttalent und gediegenes Wirken gewesen, und darum seit lange den Wunsch gehegt hatte, ihn beim Wiener Dombau zu betheiligen, so sehr wuchs diese Achtung jetzt. Und abgesehen von Pilgram's edler Denkweise, die selbst seinem Feinde Bewunderung abgezwungen hätte, wie mußte diese gar auf Herrn Keckh wirken, wenn er bedachte, welche Schmach, welche untilgbare Schande seinen eigenen

Namen in der Person Heinrich Aichinger's, seines Pflegesohnes, treffen müßte, wenn Meister Anton nun so gehandelt haben würde, wie dieses die meisten an seiner Stelle gethan hätten? Wie der gerechte, hochherzige Kaiser, wäre der Kläger vor ihn getreten, diesen Frevel bestraft, war leicht im Voraus zu bestimmen. Herr Paulus Keckh hätte solches gewiß nicht überlebt. Pilgram mußte daher in der Achtung wie in der Gunst des Bürgermeisters beträchtlich steigen, da er mit solcher Selbstverleugnung das Gewitter, das sich über dem Haupte des Schuldigen zusammen zu ziehen drohte, ableitete, und diesen, so wenig er es verdiente, rettete. Zwar war die Bedingung, Heinrich müsse Wien entweder für immer, oder doch wenigstens für lange Zeit meiden, eine harte für das zu gefühlvolle Herz jenes Mannes, der trotz dieses letzten Frevels noch immer an dem Verworfenen hing; doch mußte er sich in diese Bedingung fügen, da Niemand dafür bürgen konnte, Heinrich würde sich, bei seinem Hierbleiben durch Anna's Anblick hingerissen, nicht neuerdings zu einem verdammenswerthen Schritte ähnlicher Art verleiten lassen. Obgleich mit schmerzbewegter Seele, fügte sich Herr Keckh in das Unvermeidliche, nachdem Meister Anton seine neue Bestürzung über Heinrich's einstweilen noch unbekannten Aufenthalt, mit der ausgesprochenen Vermuthung beseitigte, dieser werde ihm gewiß schon in den nächsten Tagen auf diese oder jene Art Kunde von sich zukommen lassen. — —

Als Pilgram nach dieser Scene seine eigene Wohnung wieder betrat, fand er daselbst einen Gast seiner harren, der diese Schwelle, seit er sie die seinige nannte, noch nicht überschritten hatte. Es war Johannes Cuspinianus. Nicht ohne sichtliche Bewegung erhob sich dieser bei des Meisters Eintritte. Auch Pilgram fühlte sein Herz stürmischer pochen, als er seiner ansichtig ward. Bangen und Freude

waren die Gefühle, welche dieses veranlaßten. Schweigend standen sich die beiden Männer durch einige Momente gegenüber, bis Cuspinian, ihm die Hand reichend, mit den Worten das Stillschweigen brach: „Verzeiht, wenn ich bisher Euch schwer verkannte! — Ihr seid ein edler, wackrer Mann, — der, was er auch gefehlt, von seines Herzens Grund bereut, und auf gar selt'ne Weise zu sühnen sich bemüht! Seid mein Freund, ich will der Eure sein und bleiben bis zum letzten Hauch — — denn ich verdanke Euch ja Alles — Alles!"

Eine feurige Umarmung schloß seine Rede.

Cuspinian war von Anna über das Vorgefallene genau unterrichtet worden. Wie hatten da die Gefühle von Wuth und Abscheu gegen den Elenden stürmisch gewechselt mit jenen besseren der unbegrenzten Dankbarkeit gegen den unverhofften Retter, der, was er an dem Vater verschuldet, in solchem Grade an der Tochter wieder gut gemacht hatte? Wie hätte er aber den Kampf in Anna's Herzen schlichten sollen? Den Kampf zwischen ihrer angeborenen Großmuth, den Frevler, der ihr einst theuer gewesen, durch ihre schwere Anklage, nicht verderben zu wollen, und zwischen der hohen Verpflichtung gegen Pilgram? Die Aufgabe war nicht leicht zu lösen. Ein Mann von gewöhnlicher Denkungsart hätte hier bald entschieden gehabt, Cuspinian aber war kein solcher. Er kannte Pilgram's peinliches Verhältniß in Hinsicht seiner Stellung beim Dombau. Er kannte den glühenden Haß, der Aller Herzen daselbst gegen ihn erfüllte, erzeugt durch die Art seines ersten Auftretens, genährt und gesteigert durch die schwere Krankheit des alten von Allen geliebten Meisters, und nun auf die höchste Spitze getrieben durch dessen, trotz des vorhergegangenen Leidens, doch unerwartet schnell eingetretenen Tod. Er kannte aber auch Maximilian's hohe Gerechtigkeitsliebe, und sah im Geiste

Heinrich Aichinger's Schicksal voraus, wenn es auf den Richterstuhl des Kaisers ankommen würde, wie nicht minder die vernichtende Wirkung, die ein solcher Fall auf das Herz des zu nachsichtigen Pflegevaters hätte hervorbringen müssen. Was Herr Paulus Keckh so wol eingesehen hatte, in Hinsicht der günstigen Folgen, welche die Kunde von Anna's Rettung durch Meister Anton, für diesen hätte hervorbringen müssen, erwog auch Cuspinian genau. Beiden Anforderungen konnte man aber hier nicht genügen. Welche sollte man berücksichtigen?

Dieser Zweifel bereitete dem gerechten Manne großen Kummer.

Da Pilgram sich auf die entschiedenste Weise gegen jede Verlautbarung der Sache erklärte, so blieb wol nichts anderes übrig, als ihn gewähren zu lassen, und dagegen zu trachten, ihm auf anderem Wege alle jene Vortheile zugänglich zu machen, die er auf diesem um so vieles leichter erlangt haben würde.

Cuspinian weihte ihm also seine volle Freundschaft, und beabsichtigte, ihm seinen ganzen Einfluß zuzuwenden, der schon damals von hoher Bedeutung war.

Sonach wurde auch in diesem Falle, wie solches oft zu geschehen pflegt, der Edelmuth der Guten das Heil des Verworfenen. — — —

— — — Vor allem Anderen dürfte hier die Mittheilung am Platze sein, auf welche Weise Meister Anton Pilgram, Anna's Retter geworden sei.

Die letzte nur zu lebhafte Unterredung zwischen Heinrich Aichinger und dem frommen Eremiten hatte diesen in nicht geringe Unruhe versetzt, betreffs der niedrigen Rachegedanken des Ersteren. Er hatte da einen Blick in Heinrich's Herz gethan, und Entdeckungen gemacht, vor welchen ihm schauderte. Nimmermehr hatte er Diesen so tief gesunken

geglaubt, denn nun war es nicht mehr bloßer Leichtsinn, der ihn so handeln ließ, nicht mehr das blinde Toben zügelloser Leidenschaft, jetzt war es schon völlige Verworfenheit, die seine Thaten bestimmte.

Der gute Klausner durchlebte die beiden folgenden Tage in bangen Zweifeln, da er zu keinem Entschlusse gelangen konnte, was er unternehmen solle, um einen etwaigen Unglücksfall abzuwenden.

Als die Sonne aber zum dritten Male im Mittag stand, konnte er den Drang seines Busens nicht mehr bezähmen. Es zog ihn fort aus seiner Klause, als gelte es einer großen, heiligen Pflicht zu genügen. Und so raffte er sich endlich, matt und krank, wie er war, mühsam von seinem Lager auf, um trotz seines geschwächten Zustandes mit Gottes Hülfe doch Das zu vollenden, wozu eine innere Stimme ihn antrieb.

Unter Beihülfe eines gutherzigen Bauers, der mit seinem Rößlein eben der Stadt zutrabte und dem auf der Straße sich beschwerlich fortbewegenden Manne einen Platz auf seinem Wagen anbot, erreichte Vater Bernhard, noch ehe die Dämmerung einbrach, das Weichbild der Residenz. Doch machte der Anblick des volkreichen Wien keinen erfreulichen Eindruck auf den stillen Alten, da sogar ein leises Zittern seine Glieder befiel, als der Wagen durch die finsteren Thore die geräuschvollen Straßen erreichte. War es nicht vorübergehende Schwäche oder Erregung durch die ungewohnte Fahrt, so mochte dieses Erzittern wol seinen Grund zunächst in peinlichen Erinnerungen aus einer lang entschwundenen Zeit haben, die, eben jetzt wieder erwachend, seine Seele schmerzlich bewegten.

Vor den Thoren des Schottenklosters hielt der Wagen. Vater Bernhard dankte dem ehrlichen Landmanne für das Gute, so er ihm erwiesen, und verließ ihn.

Nun war er gewiß schneller und leichter, als er erwartet hatte, in der Residenz angelangt. Was sollte er aber weiter beginnen? An wen sollte er sich wenden? Wem eigentlich sollte er den Grund seiner Ankunft mittheilen? Wäre Herr Conrad Celtes nicht im Interesse der Wissenschaft, schon seit länger denn einem Monate von Wien abwesend gewesen, hätte die Antwort auf diese Frage nur geringe Mühe gekostet. So aber unterlag sie doch einigen Schwierigkeiten, da Vater Bernhard, trotzdem er Manchem nicht fremd war, der innerhalb dieser Mauern lebte, doch für den Augenblick Niemanden wußte, der seinem Zweck entsprochen hätte.

Mühsam, denn der Boden schien ihm unter den Sohlen zu brennen, durchwanderte der kranke Mann die belebten Gassen, als er sich plötzlich vor dem Eingangsthore des Stephansfreithofes befand. Wie er dem Dome sich näherte, um in dessen Hallen seine Andacht zu verrichten und etwas auszuruhen, vernahm er aus dem auf dem Freithofe befindlichen und an die Bauhütte*) unmittelbar grenzenden Arbeitsschoppen den fröhlichen Gesang, womit die Werksgesellen gewöhnlich ihre Arbeit zu begleiten pflegten.

Dieses gab seinen Gedanken schnell eine andere Richtung. Hier fand er ja des Oechsel vertrauteste, anhänglichste Freunde, als deren einer ihm vom Hörensagen, vorzugsweise Meister Michel bekannt war. Brauchte er da noch nach einem Geeigneterem zu forschen? Augenblicklich war sein Entschluß gefaßt, diesem seine Angelegenheit zu vertrauen.

Ein vor der Steinmetzhütte, der bevorstehenden hohen Feiertage willen, mit Säuberung des Platzes beschäftigter Bursche wies ihn, auf seine Frage nach dem Meister, in's Innere derselben.

---

*) Sie stand an der Stelle des heutigen Kuratenhauses. Welche ihre eigentliche Bestimmung war, wird weiter unten bemerkt werden.



Der arglose Klausner trat ein und fand nach seiner Meinung auch richtig sogleich Den, welchen er gesucht. Der nebst seinen beiden Gesellen eben in voller Arbeit Begriffene hielt inne, als er den Fremden erblickte, und näherte sich ihm mit wohlwollender Miene. Die beiden Gesellen arbeiteten ungestört weiter.

Unbehorcht von diesen konnte also Vater Bernhard dem vermeinten Meister Michel seine Mittheilung machen. Der, den er aber gefunden, wenn er ihn gleich nicht gesucht, war kein Anderer als Anton Pilgram, und die Antwort des Burschen vor der Hütte auf seine Frage keine absichtliche Täuschung gewesen, da Meister Michel vor Kurzem, wahrscheinlich von dem Letzteren unbemerkt, sich hinweg begeben hatte.

Fern von dem Gedanken, sich etwa in der Person irren zu können, enthüllte Vater Bernhard dem erstaunten und mit der größten Aufmerksamkeit ihn anhörenden Meister, den Zweck seiner Ankunft, was eine so gewaltige Wirkung auf den Zuhörer hervorbrachte, daß dem Früheren um so weniger ein Zweifel beizukommen vermochte.

Ohne daß auch weiterhin nur ein Wort den gegenseitigen Irrthum verrathen hätte, schied endlich der Eremit vollkommen beruhigt und der regsten Theilnahme des Anderen versichert. — —

In Anton Pilgram's Herzen wüthete schon seit längerer Zeit die Qual fruchtloser Reue, erzeugt durch die unmittelbare Folge seines Schrittes, nämlich Jörg Oechsel's schwere Krankheit, und unterhalten durch die große Abneigung, mit der ihn Alles betrachtete, was ihn hier umgab. Bei seiner an und für sich edleren Denkungsart, mußte es ihm unter solchen Umständen nicht unerwünscht erscheinen, etwas thun zu können, einen Theil seiner Schuld zu sühnen. Nur war es ihm unangenehm, daß es gerade Heinrich Aichinger war, dem er feindlich entgegentreten sollte.

Doch gab es hier keine weitere Wahl, weshalb er auch diesen Punct in keiner Art zu berücksichtigen beschloß.

Seine beiden Gesellen, gleich ihm Brünner, und mit ihm von dorther zum Wiener Dombau gekommen, die einzigen Menschen inner der Mauern der Residenz, die ihm innig ergeben, und deshalb von allen Uebrigen beim Bau, gleich wie er selber, über die Achsel angesehen, waren diejenigen, denen er, wenigstens so weit es ihm nöthig schien, das in Erfahrung Gebrachte mitzutheilen beschloß. Und zwar sprach hierfür der Umstand, daß Beide, vorzugsweise aber Andreas, der an Jahren Vorgerücktere, oft mit dem Gesinde des Bürgermeisters verkehrten, und folglich am ersten im Stande sein durften, Heinrich Aichinger's weiteres Thun und Treiben mittelbar beobachten zu können. Ohne noch ferner einen bestimmten Plan seines Handelns entworfen zu haben, begnügte sich Meister Anton, die Beiden zur größten Wachsamkeit zu ermahnen, und zwar hauptsächlich Andreas, von dessen gesundem Verstande und natürlicher Schlauheit er sich das Meiste versprach. —

Unter solchen und ähnlichen Gesprächen, welche durch das Ab- und Zugehen Anderer von den Werkleuten theilweise gestört und unterbrochen wurden, war es allmälig Abend geworden.

Pilgram legte sein Arbeitszeug bei Seite, strich sich die Haare aus der Stirne, und betrachtete wenige Schritte zurücktretend, was er schon so weit gefördert, mit Wohlgefallen und frommer Gesinnung. Sollte dieses doch ein Werk begründen, das bestimmt war, über das Grab hinaus den Namen seines Meisters zu erhalten, und von sich herab noch in ferner Zeit, das Wort des Herrn den christgläubigen Seelen verkünden zu lassen. Das Modell zur neuen Kanzel war es, an dem Meister Anton eben arbeitete, das in seiner nachherigen Ausführung in Stein sich als eines

seiner gediegensten Werke erwieß, und im Dome noch heutigen Tages die Bewunderung des Kenners wie des Laien erregt!

Obgleich die gewöhnliche Feierstunde noch nicht geschlagen, beschloß Pilgram, so sehr er sich gerade jetzt zur Arbeit angeregt fühlte, doch für heute nichts weiter zu unternehmen. Um aber selbst an diesem heiligen Abende zur Ehre Gottes thätig zu sein, nahm er, nachdem er den lebenslustigen Andreas, mit nochmaliger Ermahnung, auf Alles wol Acht zu haben, entlassen, seine Risse und Zeichnungen vor, und wirkte so auf andere Weise nicht minder erfolgreich in seinem Berufe.

Der wißbegierige, dem Meister vorzüglich anhängige Johannes, war ihm zur Seite geblieben.

So brach die Christnacht ein, ja, Mitternacht war nicht mehr ferne, und immer noch brütete der Unermüdliche bei hellem Lampenschimmer über seinen Pergamenten, indeß nur manchmal ein lauteres Wort die tiefe Stille unterbrach, die sie umgab.

Da ertönte das feierliche Geläute zur Mette.

Eben schickten sich Beide, ihre Arbeitskleider ablegend, an, die Hütte zu verlassen, um dem nächtlichen Gottesdienste beizuwohnen, als Andreas rasch eintrat, und mit verschmitztem Lächeln verkündigte, daß er etwas entdeckt habe, das ihm nicht ganz unbedeutend erscheine.

Er sei nämlich nebst mehreren von Herrn Keckh's wie des Pernfueß' Leuten heiter und guter Dinge in der Schenke gesessen, die sie allabendlich zu besuchen pflegten, als mit einem Male der schöne Elblein, wie er spottweise hieß, der Beschließer von Herrn Keckh's Sommerhause im Werd, eintrat. Alle hätten über das Erscheinen desselben an diesem Orte und zu dieser Stunde nicht wenig gestutzt, ohne daß dieser, still vor sich hinlächelnd, die ver-

langte Erklärung hierüber zu ertheilen, Willens gewesen. Nachdem mehrere von der Gesellschaft sich hinweg begeben, auch die Wirkung des Weines an dem besonders wohl Gelaunten sich deutlicher zu zeigen begonnen, sei er endlich mit der Wahrheit herausgerückt, und habe ihnen erzählt, wie der junge Herr Heinrich Aichinger ihn für diese Nacht seines Dienstes entlassen, ja, ihm sogar Geld gegeben habe, sich damit anderswo gütlich zu thun. Wie er aber, ohne daß Herr Heinrich etwas davon erwähnte, doch recht wohl gemerkt, daß dieser wahrscheinlich ein verliebtes Abenteuer in dem einsam gelegenen Hause beabsichtigend, nur des lästigen Zeugen habe los werden wollen, obgleich er ihm bei früheren Anlässen der Art nie im Wege gewesen. Indessen kümmere ihn das nicht, was jener thue und treibe, da ihm solchergestalt Gelegenheit geboten worden sei, seinem eigenen Vergnügen nachzugehen, was auf andere Weise nicht möglich gewesen wäre. Alles dieses, schloß Andreas seinen Bericht, sei ihm besonders aufgefallen, so daß er sich nicht habe enthalten können, nachdem er sich unter einem schicklichen Vorwande entfernt, es gleich am geeigneten Orte zu melden.

Meister Anton verschlang fast jedes Wort von des Gesellen Lippen. Zwar vermochte er sich die Sache nicht gänzlich zu seiner Zufriedenheit zusammen zu reimen, konnte sich aber dennoch des Gedankens nicht erwehren, es bereite sich hier etwas Großes und Wichtiges vor.

„Freunde," rief er nach längerem Sinnen, „da gilt es rasch zu handeln, das Ding ist ernster als es scheint! Mein Leben setz' ich dran, ein Bubenstück ist hier im Werk. Doch Vorsicht und Entschlossenheit! Macht Euch sogleich bereit, mich zu begleiten, denn unschätzbar ist oft der Augenblick!"

Im Nu waren alle Drei in ihre Mäntel gehüllt, und in Ermangelung anderer Waffen mit ihren Hämmern und

sonstigen zur Vertheidigung, oder gar zum Angriffe nur halbwegs geeigneten Steinmetzwerkzeugen versehen. Mit eilfertigen Schritten stürmten sie fort nach dem unteren Werd.

Was dort weiter vorging, wie die ahnende Stimme Meister Anton wirklich nicht getäuscht, und wie sehr ihm zum Gelingen seines edlen Unternehmens die genaue Kenntniß der Oertlichkeit zu statten kam, da er vordem oft bei Herrn Paulus Keckh aus- und eingegangen, ist uns zur Genüge bekannt. — — —

— — — Am zweitfolgenden Tage erscholl Trauergeläute von den Thürmen des Münsters. Ein frommer, gerechter Mann wurde zu Grabe gebracht.

Das Zusammenströmen der Menschen jeglichen Standes und Alters war ungeheuer, und zu des Verstorbenen Ehre sei es gesagt, daß aufrichtige Theilnahme und tiefe Trauer über den Verlust dieses Mannes, und nicht bloße Schaulust die Menge hier versammelte.

Mit Thränen in den Augen folgten sämmtliche Werkleute, Meister wie Gesellen, der Bahre des Verblichenen. Nur Einer fehlte, den in seiner wahren Gestalt fast keiner kannte, den Alle schonungslos verdammten, der von dem Momente an, Allen noch mehr als ein Gegenstand des glühendsten Hasses, der tiefsten Verabscheuung erschien — jener Mann, der doch mit seltener Größe die Buße trug, die er sich freiwillig auferlegt.

An der Außenseite des Domes, nahe dem Singerthore, fand Meister Jörg seine letzte Ruhestätte. Kein Stein bezeichnet mehr die Stelle, so daß sein Gedächtniß längst dahingeschwunden wäre, hätten nicht die bestaubten Blätter der Baugeschichte des Domes seinen Namen treu bewahrt, so wie jenes Denkmal unter dem Orgelfuße, nächst des Peter — Paul-Altares, das ihm Pilgram, treu

seinem Versprechen stiftete, seine Züge der späten Nachwelt erhielt. —

Während diese Trauerscene sich auf dem Stephansfreithofe zutrug, war ein Bote hereingelangt, der ein Schreiben Heinrich Aichinger's von Klosterneuburg aus, wo sich dieser die wenigen Tage hindurch verborgen gehalten, an Herrn Paulus Keckh, Wien's Bürgermeister, zu überbringen hatte.

Freude und Betrübniß überkamen den schwachen Mann, als er die flüchtig entworfenen Zeilen durchflog. Freude, denn er hatte nun doch wieder die erste Nachricht von seinem Lieblinge erhalten, Betrübniß, denn dieser schrieb ihm, daß er Wien für immer verlassen, und sich auf irgend eine Weise durch die Welt schlagen wolle, wozu er die Unterstützung seines Pflegevaters in nicht gar demüthiger Weise ansprach.

Ein Paar Stunden verstrichen, bis Herr Keckh mit sich im Reinen war, was er auf Heinrich's Schreiben erwidern solle, und er als die Schlußfolge seiner Erwägungen, dem Boten eine schwere Geldrolle nebst einem umfangsreichen Briefe einhändigte, dessen Entwurf dem guten Manne, ungeachtet er mit der Feder wohl umzugehen wußte, doch seines besonderen Inhaltes willen nicht geringe Mühe verursacht hatte. Denn er enthielt minder Vorwürfe über Heinrich's bisherige Lebensart, oder heilsame Ermahnungen für die Zukunft, sondern Dinge von wichtigerer Art, die bisher zwischen Beiden noch niemals zur Sprache gekommen waren, und auch jetzt nicht berührt worden wären, hätte Herr Keckh nicht dem schmerzlichen Gedanken in seinem Busen Raum gegeben, er werde Heinrich vielleicht erst spät oder nimmer wiedersehen. Und so barg denn jener Brief die Enthüllung des von Niemandem geahnten Geheimnisses von Heinrich's

eigentlicher Herkunft, wie des traurigen Loses und beklagenswerthen Endes seines Vaters! — — —

Die nächstfolgenden Tage erreichte die Kälte in und um Wien einen solchen Grad, daß schwer beladene Lastwagen die gefrorene Donau ungefährdet übersetzen konnten, und nicht blos obdachlose Thiere, sondern selbst Menschen der unwiderstehlichen Gewalt des Frostes erlagen. Jedes Herz aber erstarrte, ob der am Morgen des letzten Jahrestages durch Heiligenstädter Landleute nach der Stadt gebrachten Nachricht, der fromme Alte vom Kahlenberge, sei vor wenigen Stunden in seiner Klause grausam ermordet gefunden worden. — —

11.

Unter den sogenannten „Bauhütten" verstand man im Mittelalter gewisse Bruderschaften oder Corporationen im Baufache erfahrener Männer, unter bestimmten Regeln und Gebräuchen.

Da die Sache sowohl in Bezug auf unsere Erzählung, als auch schon an und für sich anziehend ist, dürfte es nicht am unrechten Orte sein, ihr einige Aufmerksamkeit zu weihen. —

Gewiß ist die Bauhütte in dem angegebenen Sinne ein Institut, das schon unter den ältesten Dynastien der Pharaonen blühte. Die noch erhaltenen, ungeheuren Bauten aus jenen Zeiten sprechen unwiderruflich dafür.

Nach dem Untergange Roms hätten Kunst und Wissenschaft ein gleiches trauriges Loos erfahren müssen. In steter Aufeinanderfolge drängten sich Völker fort und fort, und überflutheten die von den Rossen ihrer Vorgänger zertretenen

Bereiche. Mühsam aus römischem Formennachlasse entwickelte sich die sogenannte Romanische, oder wie man sie früher uneigentlich hieß, Byzantinische Baukunst, die unmittelbare Vorläuferin der sich allmälig zur eigenen Selbstständigkeit erhebenden Deutschen.

Klöster und Stifte thaten in jener Bedrängniß der Kunst ihre Thore auf, nahmen die verscheuchte Himmelstochter in ihren Schutz, und erregten den frommen Drang, durch sie zur Verherrlichung Gottes zu wirken. Eifrig sammelten Mönche alles, was gerettet werden konnte, es mit dem eigenen Wissen vereinigend, und der Tage harrend, wo die reiche Saat wieder dem vaterländischen Boden anvertraut werden konnte.

So verdanken wir der klösterlichen Stille und Unantastbarkeit, wenn rings des Krieges Schrecken tobten, die Erhaltung und Ausbildung der zeichnenden und bildenden Kunst, wie so mancher Wissenschaft, die dann in ruhigeren Zeiten leichter fortgebildet und veredelt werden konnten.

Diese gelehrten und thätigen Mönche riefen auch die nach allen Seiten zerstreuten Bauleute wieder zusammen, unterstützten sie mit Rath und That, und vereinigten sie in jene Baubruderschaften, die unter der Aegide kunstbeschützender Päpste und Fürsten, in der Folge also gedeihen mochten.

Die Kunst wurde von den Mönchen für eine göttliche Gabe erkannt, für ein Mittel, das Göttliche mit dem Menschlichen zu verbinden, und das erstere dadurch zu erkennen.

Und wirklich ist im ästhetischen Sinne Architektur auf Tempel angewendet, das geeignetste Mittel, den Menschen der Gottheit näher zu bringen. Dies sprach sich immer lebhafter aus in der himmelanstrebenden Richtung, welche die deutsche (irrig gothische) Baukunst nahm, im Vergleiche zu der beengenden Gedrungenheit des romanischen Styles.

Allein, ganz allein muß man in einem solchen Tempel

stehen, um diese erhabene Wahrheit so recht zu fühlen. Hinten im Chor, das Gesicht gegen das Schiff gewandt. Diese kühn emporschießenden Streben mit ihrer Säulenverkleidung, dieses leicht gegurtete Gewölbe, sie scheinen unser Gebet empor tragen zu wollen zum ewigen Vater. In diesen gewaltigen Räumen, aus denen das Licht des Alltags durch bunte Scheiben mit Heiligen Bildern gebannt ist, und wo der Geist die Gegenwart seines Gottes ahnt, versinkt jede menschliche Größe, und dem mächtigen Eindrucke weichend, fühlen sich alle gleich, und ob auch der Künstler, der dieses Erhabene schuf, längst zu Staub zerfallen ist, gewiß im Augenblicke seines kühnen Entwurfes war er der Gottheit näher als sonst, und in der Ausführung seiner hohen Gedanken hat er der Nachwelt alles hinterlassen, was nur immer ein reichbegabter Mensch seiner und allen folgenden Zeiten geben kann. —

Diese Baubruderschaften sendeten nun ihre Mitglieder von einem Lande, von einer Nation zur andern, wohin sie eben um Kirchen und Klöster zu bauen berufen wurden. Daher jene Uebereinstimmung der Anlagen und Bauformen der verschiedensten Länder. Ihre Disciplin war eine fast militärische, und wo sie sich eines Baues wegen niederließen, schlugen sie in der Nähe, wo möglich auf einem Hügel, ihr Lager auf. Die Bauleitung führte jedesmal der Bischof, Abt oder Propst, auch bei dessen Verhinderung ein Domherr u. s. w. Nach Verhältniß der Anzahl hatten 10—12 Brüder einen Parlier, der Mönch war, den Bau beaufsichtigte und die Controle führen mußte. Die Arbeiter waren Laien. Diese Bruderschaften standen in solchem Ansehen, daß sie fast von allen Fürsten Deutschland's mit Privilegien und Freiheiten beschenkt wurden, ja sogar die Erlaubniß erhielten, sich nach eigenen Gesetzen zu regieren, und die ihnen zusagenden Gebräuche zu beobachten.

Ihre Arbeitsschopfen oder Hütten, die immer für alle Jahreszeiten eingerichtet waren, wurden stets wo möglich neben der Baustelle angebracht, und zwar unmittelbar in der Nähe einer Capelle, wenn eine solche vorhanden war, um so täglich die Messe hören und ihre Andacht verrichten zu können.

Solcher Bruderschaften oder Haupthütten gab es in der Folge im römischen Reiche vier: zu Straßburg, Wien, Zürich und Köln a. R. Sie bildeten vier Districte. Der Wiener Haupthütte zu St. Stephan unterstand Ober- und Nieder-Baierland, das Land ob der Enns, Böhmen, Mähren, Steiermark, Kärnthen, Krain u. s. w. Die zu Straßburg war aber die erste und berühmteste; denn als die Bauhütten sich von den Klöstern trennten, und wie man es nannte weltlich wurden, so kam in Straßburg eine allgemeine Verbrüderung zu Stande, und da eben Straßburg durch seinen Münsterbau den ersten Anspruch auf die Ehre der Haupthütte hatte, so wurde ihm auch diese Auszeichnung nicht versagt. Und so blieb daselbst fortan die Haupthütte Deutschland's, deren Aussprüche keine weitere Appellation zuließen.

Um den Lernenden den Weg des Lernens zu erleichtern, wurde hauptsächlich auf ihre Begeisterung gewirkt, und das religiöse Gefühl in ihnen durch den Gedanken angeregt, daß sie durch den Tempelbau nur Gott dienten. Solche Lehren waren wol vor allem geeignet, die Kunst zur geistigen Thätigkeit zu erheben.

— — Ferner hatte man die symbolische Sprache der Alten wieder in's Leben gerufen, die als Abkürzung weitläufiger Anordnungen im Baugeschäfte sehr gute Dienste leistete, und die Kunst, um nicht profanirt zu werden, stets das strengste Geheimniß beobachten ließ. Ueberdies war sie noch

das Mittel der Mittheilung, in Ermangelung der damals noch seltenen Schreibekunst.

Wünschte nun ein Kunstberufener als Lehrling in eine Bauhütte aufgenommen zu werden, so hatte dieses einige Schwierigkeiten. Erstlich mußte er mehrere Monate warten, ehe er Bescheid und Aufnahme erhielt. Sein Name wurde in der Bauhütte angeschlagen, und alle Brüder konnten mit völliger Stimmfreiheit für oder gegen ihn stimmen. Er mußte guten Leumund haben, und vor Allem von ehrlicher Geburt und Herkommen sein. Mehr als fünf Bewerber konnten nicht zugleich aufgenommen werden, um zu ihrem ersten Unterrichte hinlänglich Zeit zu haben, darum war aber auch der Unterricht so gründlich und faßlich, daß der Lehrling bei nur einigem Talent schon in kurzer Zeit Außerordentliches leisten, wol gar nach Verhältniß seiner Fähigkeit, bereits nach einigen Jahren als Meister seiner Kunst auftreten konnte.

Ein jeder Geselle hatte sein bestimmt angenommenes Zeichen, (Monogramm) welches neben seinem Namen in das Gesellenbuch eingetragen wurde. Diese Zeichen bestanden aus geometrischen Figuren, als Winkeln aller Art, meistens aber Linien nach den Winkeln des Acht- und Sechsortes gestellt. Nebst diesen gab es auch noch andere, die viele Aehnlichkeit mit telegraphischen Figuren haben, und aus welchen sich erkennen ließ, welche Meister und Gesellen, und wieviel ihrer an diesem oder jenem Bau, wo man ihre Zeichen fand, beschäftigt gewesen waren.

Die noch vorhandenen Ordnungen der alten Bauhütte gewähren uns einen ziemlich sicheren Blick in das innere Wesen derselben. Sie zeigen uns vorzüglich, wie ihre Thore, eifersüchtig bewacht von Gesetz und Herkommen, jedem Uneingeweihten verschlossen waren, da selbst fürstlichen Personen der Eintritt und das Anwohnen einer Zeche, eines Hüttentages nur dann gestattet war, wenn sie sich als Mitglieder

einer solchen Bauhütte hatten vorher einschreiben lassen, wie dieses bei Kaiser Maximilian I. der Fall war.

Wenden wir unsere Aufmerksamkeit zum Schlusse noch auf die inneren Verhältnisse und die eigentliche Organisation dieser Baugesellschaften, so finden wir im materiellen Sinne des Wortes, die alte Bauhütte als den Ort, an dem der Sitz des Gerichtshofes und das Archiv war, und an welchem die Zusammenkünfte und Berathungen der Mitglieder gehalten wurden. Eine solche Bestimmung und Einrichtung hatte auch die für den Wiener Bezirk bestimmte alte Bauhütte zu St. Stephan, welche in der Nähe des Domes, auf dem Stephansfreithofe, an der Stelle des heutigen Curatenhauses, sich erhob.

Sollte nun in irgend einem Baue zum Werke geschritten werden, so wurde dem betrauten Meister der Riß übertragen, und wenn dieser von dem Bauherrn und einer Bau-Commission geprüft und gebilligt wurde, sofort die nöthigen Parliere und Gesellen auserlesen, welche den Bau auszuführen hatten. Diesen wurde vorher vom Baumeister ein Vortrag gehalten, jedem die Sache auf's genaueste deutlich gemacht, und alle Pflichten auf's dringendste eingeschärft, wornach der Original-Riß als Document in der Bauhütte blieb.

Die Gesetze und Ordnungen für Gesellen, Lehrlinge, Handlanger, und wer sonst beim Bau zu thun hatte, waren genau bestimmt, technische und sittliche Obliegenheiten umständlich angegeben, und ihr ganzes Thun auf ein richtiges Ehrgefühl, und auf einen gewissen Stolz berechnet, der aus der Würde der Kunst hergeleitet, leicht bei jedem Eingang fand. Ihre Schule war trefflich. Sie mußten nicht nur zeichnen, sondern auch modelliren lernen, und Alles, was sie vollendet, wurde der schärfsten Prüfung unterworfen. In der Bauhütte wurden auch die Aufgenommenen nach einiger

Zeit mit den geheimen Zeichen bekannt gemacht, an denen sich die Brüder oder Genossen aller Bauhütten Deutschland's erkannten, und auf welche hin sie überall Aufnahme und Unterstützung zu erwarten hatten. Und nicht nur seines täglichen Verdienstes und richtigen Lohnes war der fleißige Arbeiter gewiß, auch für die Tage seines kraftlosen Alters oder für den Fall einer Krankheit war gesorgt, denn großartig dotirte Spitäler thaten sich ihm auf unter solchen Umständen, wo ihm die sorgfältigste Pflege bereitet war.

So eingerichtet und durch zweckmäßige Gesetze geleitet, konnte damals freilich Großes geschehen. Der Meister kannte jeden seiner Untergebenen genau, seine moralischen und technischen Fähigkeiten, wol auch seine schon künstlerische Begabung. Leicht war es ihm daher, jeden an den passendsten Ort zu stellen, so, daß sich aus diesem innigen Ineinandergreifen aller Kräfte, und aus diesem leitenden Geiste der Ordnung die Frage leicht beantwortet, wie in jener Zeit so ungeheure Bauwerke unternommen, und in solcher Vollendung hergestellt werden konnten. —

12.

Ueber zwei Monate waren bereits verflossen seit des verehrten Alten vom Kahlenberge unvermuthetem Ableben, ohne daß man bisher im Stande gewesen, die geringste Spur seines Mörders aufzufinden, oder auch nur eine halbwegs gegründete Vermuthung über den verruchten Thäter zu gewinnen.

Die Klause stand nun einsam und verlassen, nachdem ihr früherer Bewohner jene andere in der geweihten Erde des Heiligenstädter-Friedhofes bezogen hatte. —

So tief der Eindruck war, den Vater Bernhard's Ermordung auf Alle, die ihn von Person, oder selbst nur dem Rufe nach gekannt, hervorgebracht hatte, so stand dieser doch mit jenem in keinem Vergleiche, der die Herzen einiger Weniger erschütterte; und diese waren Anna wie Cuspinian, Meister Anton und vor allen Herr Paulus Keckh. Ein gar böser Gedanke, der in der Wahrscheinlichkeit leider nur zu große Begründung fand, war in ihnen zugleich rege geworden. —

Heinrich Aichinger blieb, seitdem er zum letzten Male von sich Nachricht gegeben, verschwunden. Niemand erhielt weitere Kunde seines Aufenthaltes, oder sonstigen Treibens.

Pilgram's Verhältnisse hatten sich, wie zu erwarten stand, inzwischen nicht erfreulicher zu gestalten begonnen. Er war nach wie vor der Gehaßte, von Allen Gemiedene und nur mit Widerwillen Geduldete. —

So war der Märzmonat herangekommen, der den Schnee wegschmilzt von den Feldern, und das erste Veilchen hervorkeimen läßt aus dem spärlichen Grase, umsäuselt von linder Frühlingsluft. Cuspinian's und Anna's Vermälungstag stand nahe bevor. Der Wonnemond des jungen Jahres sollte auch ihnen die Pforte ihres neuen, bescheidenen und vielleicht fernerhin ungetrübten Glückes erschließen. — — —

— — Der herrliche Stephansdom prangte in den Tagen, in welchen die Ereignisse sich zutrugen, die den Hauptinhalt unserer Erzählung ausmachen, weniges ausgenommen, bereits in seiner heutigen Weise. Schon das Jahr 1433 hatte die Vollendung des ausgebauten Thurmes durch den Meister Peter von Brachadicz gesehen, während der zweite, bis auf diesen Tag unvollendete, dessen Fundamente böser Umstände willen zwei Male, und zwar zuletzt unter

Buchsbaum's Regimente gelegt werden mußten*), bis zu Pilgram's Ankunft, schon zur Höhe des Kirchendaches herangewachsen war. Auch das Langhaus der Kirche stand bereits im Jahre 1466 in seiner gegenwärtigen Gestalt da, im Inneren schon 1476 mit 31 zierlichen Schnitzaltären geziert.

Außer der Vollendung des zweiten Thurmes, auf welche er es ursprünglich zu meist abgesehen gehabt, lag Meister Anton zunächst die weitere Ausschmückung des Domes von Innen und Außen ob, welcher Verpflichtung er, trotz seiner ungünstigen Lage, bisher nach Kräften und mit großer Auszeichnung nachzukommen bemüht gewesen war. Obgleich der Lieblingsgedanke, der Weiterbau des zweiten Thurmes, wie eben gesagt wurde, Pilgram's ganze Seele erfüllt hatte, so mußte er diesem einstweilen entsagen, da unüberwindliche Hindernisse im Wege standen, und die Geldverhältnisse einem solchen Unternehmen sich für den Augenblick völlig ungünstig erwiesen.

Pilgram wußte sich aber hierüber zu trösten, und ver-

---

*) Da die ursprünglich gelegten Fundamente dieses Thurmes sich so bedeutend gesenkt hatten, daß an den Weiterbau desselben nicht zu denken war, unternahm Hanns Puchsbaum diese Arbeit neuerdings im Jahre 1450, und vollbrachte sie auch binnen sechs Wochen. Merkwürdig ist hierbei die Verordnung Kaiser Friedrich IV., die, weil eben damals ein sehr saurer, fast ungenießbarer Wein gewachsen war, es Jedermann, der ihn nicht trinken wollte, zur Pflicht machte, denselben nach St. Stephan auf den Freithof zu bringen, auf daß man den Kalk damit ablöschen und das Fundament recht haltbar bauen könne. An dem Weiterbau hatte aber Puchsbaum keinen Antheil, weil erst dreizehn Jahre nach seinem Tode der erste Stein über dem von ihm 1450 gelegten Fundamente gesetzt wurde. Eine flüchtige Erinnerung an die unglückseligen Vorgänge in jener Zeit macht es begreiflich, warum der Fortbau des Domes so lange Unterbrechungen litt.

stand es durch die That zu beweisen, daß des Künstlers wahre Größe sich auch an Kleinerem erproben könne.

Ungeachtet der Bau des herrlichen Münsters durch mehrere Jahrhunderte währte, bleibt es doch immer bewundernswerth, wie man so Vollendetes mit so höchst beschränkten Mitteln zu leisten im Stande war.

Abgesehen davon, daß Rudolph IV., der sich selbst im Bezug hierauf allenthalben den Stifter nannte, und der den eigentlichen Bau begann, bei seinem Tode aber die Fortsetzung dieses Unternehmens seinen Nachfolgern dringend empfahl, ohne Zweifel das Meiste aus Eigenem hierzu beigesteuert haben mochte, hatte er außerdem doch nur das Erträgniß der beiden Wegmauthen zu Neudorf und Solenau, nächst Baden, ausdrücklich diesem Zwecke gewidmet, so daß bis auf Pilgram's Zeiten sich der Bau keines anderen Zuschusses von Seite des Landesfürsten erfreute, als wöchentlich vier Pfunde Wiener Pfennige*), eine Summe die den Anforderungen und Auslagen bei Herstellung eines solchen Werkes wohl kaum entsprechen konnte.

In Erwägung dieses Umstandes hatte schon früher der Rath von Wien nach Kräften aus dem Kammeramtssäckel beizusteuern begonnen, weshalb ihm auch bald die eigentliche Leitung des ganzen Baugeschäftes untergeben worden war. Nach den vier Vierteln der Stadt ließ er seitdem die Beträge durch vertrauenswürdige Männer und höher gestellte Geistliche einsammeln, die das Erhaltene unmittelbar an den Kirchenmeister, der dem inneren Rathe unterstand, ablieferten. Als Baurechnungsführer dienten die sogenannten Kirchenschreiber.

---

*) Ein Pfund Wiener Pfennige betrug 240 Pfennige, oder nach unserem Gelde einen Gulden C. M.

Daß diese Beträge zu jenen Zeiten, wo man die Nachwehen erlittener Belagerungen, verwüstender feindlicher Einfälle und anderer ungünstiger Staatsereignisse noch fühlte, spärlich ausfallen mußten, ist klar.

Aber wenn dieses auch nicht gewesen wäre, hätten die erhaltenen Summen für den bestimmten Zweck nicht ausgereicht, hätte sich nicht eine neue, ergiebigere, wenn auch unsichere Quelle eröffnet. Und zwar hatten diese der Wohlstand und die fromme Freigebigkeit vieler Wiener Bürger in ihren letztwilligen Anordnungen zu Tage gebracht, so daß die mitunter sehr beträchtlichen Legate in ihren Testamenten, in welchen sogar öfter Dotationen von liegenden Gründen *) vorkommen, nicht selten die Hauptstütze des ungestörten Weiterbaues geworden waren.

Diese genannten, wie noch eine gewisse Gattung von Saumsalstrafen **), waren also die Quellen, welche die Mit-

---

*) So gab z. B. laut einer Urkunde vom 13. November 1455, Simon Pötl, Rath und Kirchenmeister der Allerheiligen-Domkirche zu St. Stephan in Wien, den Weingarten, „gelegen in dem oberen Absperg" der weiland Jakob's Kauffpieß des Fleischhackers sel. gewesen und dem Abt von Altenburg als Grundherrn ledig geworden ist, der St. Stephanskirche „zum paw." — Zeuge: Ulrich Kernner Rath der Stadt Wien. (Grund-Gewähr- und Satzbuch A. der Herrschaft Inzersdorf am Wienerberge; Mscrpt.) — — So stifteten einzelne Bürger oder ganze Innungen auch Glasmalereien, Altäre, Altarbilder u. s. w.

**) So verpflichteten sich 1360 der Abt und das Convent von Göttweig, für den Fall des Unterlasses der Absingung eines gewissen „vron amptes" dem Gotshaws ze Sand Stephan vervalln zu sein an dem paw zwo Mark lauteres und lotiges Silbers u. s. w. — Jakob der Poll, Caplan der Ottenheim's Capelle im Rathhause (jetzt St. Salvator) hatte 1361 eine ähnliche Stiftung gemacht, „teten wir das nicht, so sulln wir zu dem Pau der Kirchen ze sand Stephan ze Wienn ein pfund wienner pfennig geben" rc. — Endlich war auch 1360 jenen, die zum Kirchenbau bei St. Stephan Beisteuer leisteten, ein Ablaß zugesichert.

tel boten, diesen ungeheuren, kostspieligen Bau weiter zu fördern, und seiner Vollendung zuzuführen.

Aus dem Gesagten geht hervor, wie groß der Einfluß des inneren Rathes auf den Dombau sein mußte, und wie aus dem zufälligen Abgange oder spärlicherem Erträgnisse einer oder der anderen dieser Quellen, öfter Stockung in das ganze Baugeschäft kommen mußte, was sich nach kürzerer oder längerer Zeit, manchmal unversehens wieder ausglich.

Daß der erwähnte Einfluß des inneren Rathes auf den Dombau, mit den eigentlichen Rechten der Bauhütte, die ursprünglich einzig und allein darüber zu befehlen hatte, mehr denn einmal in Collision gerathen mußte, ist leicht denkbar, so wie auch, daß auf solchem Wege oft Streitigkeiten und Zerwürfnisse zu Tage kamen, die, insofern keine von beiden Parteien nachgeben mochte, oft nur schwer zu schlichten waren.

Ein solcher Fall hatte sich eben ereignet, als Meister Anton Pilgram vom inneren Rathe Wien's zum Baumeister bei St. Stephan ernannt worden war.

Wie wir bei einer früheren Gelegenheit aus Cuspinian's Munde erfuhren, hatte die widerrechtliche Ernennung Pilgram's von Seiten der Herren von Wien, eine gewaltige Gährung unter den Mitgliedern der Wiener Bauhütte hervorgebracht, und in ihnen den Entschluß rege gemacht, diesem unbefugten Eingriffe in ihre Rechte mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln zu begegnen. Nicht eine Woche war daher seit Meister Anton's Ernennung zum Baumeister bei St. Stephan vergangen, als auch schon die Sache im vollen Zuge war, wozu noch besonders der weitere Befehl des Rathes beitrug, Pilgram solle, nicht wie es ursprünglich beschlossen, von Neujahr 1507 an, sondern wegen Jörg Oechsel's gefährlichem Erkranken sogleich seine Dienstleistung beginnen.

Dies regte die Gemüther Aller vorzugsweise auf, so daß die Fackel der Zwietracht in Kurzem lichterloh brannte, und geschweige dessen, daß man Pilgram auf die geringschätzendste Weise behandelte, und keiner beim Bau ihm den nun schuldigen Gehorsam leisten wollte, wehrte man ihm sogar mit größter Entschiedenheit den Eintritt und jede weitere Betheiligung am Baugeschäfte, und benahm ihm folglich alle Gelegenheit, dem Auftrage der Herren von Wien nachkommen zu können.

An der Spitze von Pilgram's erbittertsten Feinden, stand Oechsel's treuester Anhänger, Meister Michel Dichter, der Vorsteher der Steinmetzen-Bruderschaft im Lande Oesterreich, seiner kaiserlichen Majestät Diener und Werkmeister, und wie er sich in seiner Fertigung nannte: „Kais. Maj. Grabmacher", indem er nach dem 1495 erfolgten Tode des berühmten Steinmetzmeisters Nikolaus Lerch aus Leyden, das von diesem begonnene Pracht-Mausoleum Kaiser Friedrich IV. zur völligen Vollendung übernommen hatte. *)

---

*) Kaiser Friedrich IV. hatte nach dem Tode seiner Gemahlin, den berühmten Steinmetzmeister Nikolaus Lerch aus Leyden im Jahre 1467 aus Straßburg, wo dieser zuletzt seine Kunst übte, berufen, um Eleonorens Grab in Wiener-Neustadt zu verfertigen. Der gleichzeitige Cuspinian bezeugt, daß Kaiser Friedrich IV. auch sein eigenes noch bei seinen Lebzeiten bestellte, daß aber bei seinem Ableben nur der Deckel vollendet war. Erst 1513 wurde das Ganze durch Lerch's Nachfolger beschlossen, und in diesem Jahre am 1. November Friedrich's Leiche in dasselbe übertragen. Daß übrigens dieses Grabmonument nicht früher als 1732 durch Kaiser Karl VI. von der Seite weg, auf seine gegenwärtige Stelle versetzt wurde, erhellt aus gleichzeitigen Aufschreibungen. — Den erst in neuester Zeit aufgefundenen Zunahmen jenes in den Urkunden als Meister Michel schlechtweg vorkommenden Vorstehers der Steinmetzen-Bruderschaft im Lande Oesterreich betreffend, bemerkt Joseph Feil in seiner Vorrede zu A. R.

Zwei Momente reizten diesen an und für sich friedfertigen Mann zum hartnäckigsten Widerstand gegen den Rath, und zwar erstlich die Kränkung des alten, würdigen Meisters durch Pilgram's unbefugtes Eindrängen, und überdies die Beeinträchtigung der Rechte der Bruderschaft, deren einstweiliger Vorsteher er war, durch die eigenmächtige, unbillige Verfügung „derer von Wien".

Mit einem Worte, Pilgram wurde nicht angenommen, die Pforten des Domes blieben ihm als Baumeister verschlossen, trotz des Pergamentes, das er an jenem Morgen erhalten.

Ohne daß ein höherer Richterspruch erfolgt wäre, blieb die Sache anfangs unentschieden, da keine von beiden Parteien der anderen weichen wollte. Ungeachtet der Rath als oberer Leiter des Dombaues sich durch den Widerstand der Bruderschaft in hohem Grade verletzt und beleidigt fühlte, setzte doch die letztere für den Augenblick ihren Willen ungestört durch, da Pilgram fortwährend ausgeschlossen blieb, was eine einstweilige Störung des Baugeschäftes nach sich zog.

„Die von Wien," ließen sich aber diese Verhöhnung ihrer Gewalt nicht gefallen, sondern klagten höheren Ortes über das Benehmen der Bruderschaft, diese beschuldigend, ungebührlich und gesetzwidrig gehandelt zu haben.

Auch hier kam es nicht sogleich zum entscheidenden Spruche, da man die Sache einer genaueren Untersuchung zu würdigen beschloß. Man bestimmte jedoch vor der Hand,

---

v. Perger's Monographie: „Der Dom zu St. Stephan in Wien". — „Nicht minder willkommen dürfte es sein, den Namen jenes Meisters Michel, in dem ich wol aus überzeugenden Gründen den Vollender des herrlichen Grabdenkmales Kaiser Friedrich's IV. im St. Stephansdome aufgefunden zu haben glaube, nunmehr als Meister Michel Dichter der Vergessenheit entzogen zu haben."

Pilgram solle, da er doch ein erfahrner und erprobter Meister sei, den Bau, in Abwesenheit Oechsel's einstweilen weiter führen, um nicht eine zu große Pause in dem Geschäfte eintreten zu lassen.

So übernahm also Meister Anton noch vor Neujahr die Arbeit im Dome, und zwar an dem, von Jörg Oechsel nur zur Hälfte vollendeten Orgelfuße, bei des Letzteren fortwährender Krankheit das Werk mit großer Kunstvollendung und in erstaunlich kurzer Zeit weiter und zu Ende führend. Obgleich aber Alle seine Kunstfertigkeit und großes Talent achteten, und ihm in diesem Stücke volle Gerechtigkeit wiederfahren ließen, war Pilgram's Stellung doch nichts weniger als beneidenswerth und von der Art, daß er gewiß dem ganzen Unternehmen Valet gesagt hätte, wäre nicht der Ehrgeiz in ihm gewesen, und der unwiderstehliche Drang, seinen Namen in diesen Hallen zu verewigen.

Inzwischen hatten die Genossen der Bauhütte nicht geruht, sondern einen Hüttentag unter Vorsitz Meister Michel's veranstaltet, an welchem nach des Letzteren Angabe folgende Klageschrift*) zu Stande kam, die rechtfertigend den wahren Sachverhalt zur Kenntniß „der gnädigen Herren" (der Regierung, der Mittelinstanz zwischen dem Rathe und dem Landesherrn) brachte.

Am Beginne hieß es darin:

„Anfänglich war Meister Jörg Oechsel von den Herren von Wien zu einem Baumeister bei der Dom-

---

*) Diese ist vorzüglich in der Hinsicht wichtig, weil sie das einzige Schriftdenkmal ist, das uns einige lebensfrische Einblicke in die bei diesem Dombaue zuletzt beschäftigt gewesenen Individualitäten gönnt. Im Originale abgedruckt, erscheint sie in dem Hormayer'schen Taschenbuche für 1829, unter dem Titel: „Der Werkstreit beim Bau des St. Stephansdomes zu Wien." S. 4—13.

kirche zu St. Stephan angenommen worden, und hatte als ein berühmter Meister durch etliche Jahre den Bau geleitet und auch auf Begehren der Herren von Wien einen Orgelfuß zu machen begonnen. Aber unangesehen dessen, haben die Herren von Wien, ohne Bewilligung Meister Jörg's, einen anderen, gleichfalls kundigen Mann, Namens Meister Antoni, gestellt und in gleicher Eigenschaft angenommen."

„Ihn kümmere die ganze Angelegenheit nur in so weit," fährt Meister Michel in seiner Klageschrift fort, „als sie die Bruderschaft und ihre Ordnung berührt, welche vor vielen Jahren zur Förderung des Gottesdienstes und Steinmetz-Handwerkes aufgerichtet, und seither bei den Haupthütten und in allen Orden der deutschen Nation durchaus als ein Gesetz gehalten, daher auch bei der, blos auf Ehrbarkeit und gute Sitte abzielenden Satzung, von Seiner Majestät bestätiget worden sei. In dieser Bruderschaftsordnung sei nun insbesondere festgesetzt, „daß kein Meister oder Geselle den Andern hindern oder verdrängen solle von dem Werke, das er in Händen hat." Allein dagegen habe Meister Anton mit Visur und Arbeit gehandelt, habe sich Meister Jörgen zum Nachtheile eingelassen und in Folge dessen den Letzteren vom Bau verdrängt, da dieser solchergestalt verabschiedet worden. Schon dadurch habe er gegen die Bruderschaftsordnung gehandelt. Wäre er in Brünn geblieben, und nicht her gezogen, hätte er keine Visur (Bauplan) eingeschickt, und von den Herren von Wien keine Arbeit angenommen, so wäre Meister Jörg Oechsel noch auf den heutigen Tag Baumeister."

„Außerdem falle ihm zur Last, den Meister Peter zu Brünn, wegen eines schlechten Handels, wofür dieser der Obrigkeit verfallen gewesen wäre, selbst gestraft zu haben, wogegen derselbe bei der Bruderschaft in Wien Klage führte.

Deswegen sei auch Meister Anton in Arrest gesetzt worden. Allein während er im Gefängnisse gewesen, habe er die Bruderschaftsbüchse geöffnet und ordnungswidrig die Gesellen damit abgefertiget, also gröblich gegen die Bruderschaftsordnung gehandelt. Darum müsse sich die Bruderschaft weigern, ihn als Bruder einschreiben zu lassen, und könne es unter keiner Bedingung zugeben, daß ihm der Bruderschaft Buch, Büchse, Wachs und anderes Zugeständniß überantwortet würden. Wenn diese bisher Baumeistern bei St. Stephan anvertraut waren, so sei es deswegen geschehen, weil sie der Bruderschaft Zutrauen genossen, und deren Ordnung aufrecht erhielten. Daraus folge aber keineswegs, daß jeder Baumeister bei St. Stephan sie haben müsse. Darin lasse sich die Bruderschaft um so weniger beschränken, als sie sogar freie Wahl hätte, diese Gegenstände auch außerhalb Wien an einem anderen Orte zu hinterlegen."

„Darum sei der Herren von Wien Ansinnen: Anton müsse als Bruder eingeschrieben werden, ebenso unstatthaft, als ihre Einmischung in die Bruderschaftsangelegenheiten überhaupt."

Mit dem Bewußtsein eines ergrauten Biedermannes, bricht Meister Michel zum Schlusse jener Schrift in die Klage aus:

„Ich, Meister Michel, habe all' mein Lebtage, was der Ehrbarkeit gemäß war, gethan, und nie wider meine Pflicht noch mein Gelübde gehandelt. Ich bin kein Ränkeschmied und hasse alle Winkelzüge. Die kaiserliche Majestät, deren Diener und Werkmeister ich bin, erkennt mich als einen Anderen, weshalb es billig gewesen wäre, die Herren von Wien hätten sich solch verletzender, leidenschaftlicher Ausdrücke enthalten. Ich bin ein alter Mann, von ehrlichem Herkommen und Wandel, und hoffe mit Gottes Willen meinen unbescholtenen Namen auch mit mir in die Grube zu nehmen. Doch will ich mir ob solcher Schmach und Injurie

meinen Spruch vorbehalten, und meine Sache zu seiner Zeit führen, wie sich's gebührt. Daher möge der Herren von Wien unbilliges Fürnehmen gebührend zurecht gewiesen werden.“ — — —

Diese Klageschrift war kurze Zeit vor Meister Jörg Oechsel's rasch erfolgtem Tode, von allen in Wien lebenden Mitgliedern der Bruderschaft zugleich unterzeichnet, an den Ort ihrer Bestimmung gelangt.

Hätte sich nicht dieser Trauerfall kurz darauf ereignet, wäre Meister Jörg am Leben geblieben, so hätte man bei der Klarheit dieses Falles, wie bei des Kaisers strenger Gerechtigkeitsliebe und unendlicher Herzensgüte, mit untrüglicher Sicherheit darauf rechnen können, daß die Verfügung „derer von Wien“ rückgängig gemacht, und der gekränkte Mann wieder in seine ursprünglichen Rechte eingesetzt worden wäre. So aber war Meister Jörg nun ein Mal todt, seine Stelle mußte neuerdings besetzt werden, und konnte dies auf keine andere Art, als durch Pilgram, der noch überdies im Dome bereits so sichere Proben seines großen Kunsttalentes geliefert hatte.

Kaiser Maximilian, als wärmster Verehrer und Beschützer der Kunst, und als wirkliches Mitglied der Bauverbrüderung, besuchte auch den Dom öfters, um sich mit eigenen Augen von dem Vorwärtsschreiten der Arbeit daselbst zu überzeugen. So hatte er an diesem Orte Meister Anton von Person kennen und schätzen gelernt, was sich für diesen um so ersprießlicher gestalten mußte, da er noch außerdem an der Seite des Monarchen einen Freund besaß, der von hohem Einflusse sich als solcher immer mehr durch die That bewährte.

Und so gelangte am Schlusse des Märzmonates an den Vorstand der Wiener Bauhütte des Kaisers Entscheidung, welche in Folge des Ablebens des würdigen Meisters

Jörg Oechsel, Meister Anton Pilgram von Brünn in der Stelle, die er nun doch schon, und wie sich zeigte, zum Gedeihen des Ganzen bekleidete, bestätigte, und so dem ganzen Streite, wenn auch nicht zur Zufriedenheit der Widersacher, ein zwar von diesen gefürchtetes, aber dennoch überraschendes Ende machte.

Meister Anton Pilgram war also jetzt wirklich Baumeister bei St. Stephan, und zwar durch Kaisers Ausspruch, und sonach geschützt gegen jeden Angriff und jede fernere Beeinträchtigung von Seiten seiner Feinde. — — —

Sechs Wochen später, am Sonntag nach St. Pankrazius, als die Erde schon im vollsten bräutlichen Schmucke prangte, verband des Priesters Segen an heiliger Stätte Cuspinian's und Anna's Hände zum edelsten, gottgefälligsten Bunde.

13.

Ein Jahr war seit den letzterwähnten Ereignissen verflossen, und man schrieb nach Christo 1508.

Ungeachtet die Geldzuschüsse zum Bau sich während dieser Zeit nur äußerst geringfügig erwiesen hatten, der Wochenlohn der Arbeiter aber im Gegentheile gestiegen war, so daß man zuweilen nicht mehr als zehn bis zwölf Menschen dabei beschäftigen konnte, hatte Pilgram das in ihn gesetzte Vertrauen doch auf die ehrenvollste Weise gerechtfertigt.

— — — Wo früher nur ein einfaches, mit seinem zierlichen Steinbilder-Schmucke den Elementen und muthwilliger Beschädigung preisgegebenes Thor durch die Hauptmauer des Domes, in dessen Inneres führte, prangte jetzt eine herrliche, dasselbe zum Schutze, von außen umgebende Eingangshalle. Noch

heute erregt ihr Anblick am sogenannten Bischofsthore, hart an der Eugenius-Capelle, den Beifall des Kundigen, wie des Laien. Auch der unausgebaute Thurm war um etwas gewachsen.

Pilgram hatte also mit so geringen Mitteln geleistet, was vielleicht kein zweiter an seiner Stelle geleistet haben würde. Und nicht nur dieses war geschehen, auch die meisterliche Kanzel, an deren Ausführung im Dome er schon seit längerem gearbeitet, welche Arbeit aber in der Folge durch seine anderen Obliegenheiten eine bedeutende Unterbrechung erlitten hatte, war inzwischen fast allein durch die Thätigkeit seines Meißels so weit gediehen, daß ihre Vollendung bereits bis zur bevorstehenden heiligen Osterzeit mit Gewißheit zu erwarten stand.

Oechsel's Bild hatte seit kurzem den ihm bestimmten Platz unter dem Orgelfuße eingenommen, und entlockte durch seine getreue Aehnlichkeit mit den Zügen des verstorbenen Meisters manche Thräne wehmüthiger Erinnerung.

Dieses nach der Todtenlarve des Verstorbenen verfertigte Bild sowohl, als auch die, durch ihre äußerst richtige Zeichnung, wie eine solche vor Dürer und Burgmeier nicht zu finden ist, bemerkenswerthen Bilder der Kirchenväter an der Brüstung der Kanzel, waren von einem jungen, hoffnungsvollen Manne verfertiget worden, dessen Talent durch Pilgram's Scharfblick erweckt, und durch ihn unterstützt, schon in jungen Jahren so erfreuliche Beweise seiner Bedeutung zu geben begonnen hatte. —

Obgleich aber Pilgram vor jeder weiteren Anfeindung gesichert, mit rastlosem Eifer zur Ehre Gottes wirkte, geachtet und anerkannt von seinem Kaiser, wie überhaupt von seinen Zeitgenossen, so fühlte er sich darum doch nicht glücklich in seiner Lage. Eine Melancholie, ein finsterer Trübsinn hielt seine Seele in engen Banden, der sich weder durch

die Vorstellungen seines innigsten Freundes Cuspinian, noch eines anderen, noch auch auf sonst eine Weise verscheuchen ließ.

Am glücklichsten fühlte er sich noch in seinem Wirken und Schaffen. Da schien der finstere Geist von ihm gewichen, oder keine Macht über ihn zu besitzen. Kam aber der Abend heran, so kehrte auch mit ihm das alte Uebel zurück, denn da saß der beklagenswerthe Mann gewöhnlich einsam in seiner Stube, lautlos und düster, und seinen trüben Gedanken nachhängend. Selbst Cuspinian's und Anna's ungestörtes Glück, dessen er oft Zeuge war, und zu dessen Gründung er doch das Meiste beigetragen, war nur auf Augenblicke im Stande, seine gefurchten Züge zu glätten, ohne weiterhin anhaltende Nachwirkung.

Cuspinian vermochte den eigentlichen Grund von Meister Anton's sonderbarem Wesen nicht zu erforschen, und diesen höchstens, entweder in der Nacherinnerung an Jörg Oechsel's schwere Kränkung, oder in dem Umstande, daß er sich fortwährend in seiner Umgebung nicht behaglich fühlte, wenn nicht gar in einem eigenthümlichen, tieferen Seelenleiden zu vermuthen. So sehr er sich auch bemühte, konnte er zum Heile des geliebten Freundes doch nichts, oder nur äußerst wenig erzwecken.

Im wahren Gegensatze hiervon, herrschten in Cuspinian's Hause die milden Genien des häuslichen Glückes und ehelicher Zufriedenheit. Er hatte an Anna's Seite gefunden, was er gesucht, es war ihm zu Theile geworden, wessen sich nicht jeder rühmen kann, die Hauptquelle irdischen Wohles für den Mann, ein durch Liebe erkorenes, gutes, treffliches Weib. Anna war als Gattin, was sie als Tochter gewesen, ein Muster echter Weiblichkeit und stiller Tugend. Auch sie hatte an seinem Herzen gefunden, was nicht aufgewogen wird von den Schätzen aller Länder, den eitlen Genüssen dieser Welt, in denen wol mancher sein Glück

träumet, aber doch in Wirklichkeit nie findet. Sie liebte aus ganzer Seele, und ward wieder so geliebt!

Die Geburt des ersten Sohnes hatte vor kurzem in den Herzen beider Gatten neue, bisher noch ungekannte, gar süße Gefühle wach gerufen. —

Nicht allein aber in seinem Familienleben war der geachtete Mann beneidenswerth zu nennen, auch seine übrigen Verhältnisse gestalteten sich immer günstiger. Sein Name ward fast von Tag zu Tag geehrter bei seinen Zeitgenossen, und unbegrenzt lag des Himmels Segen auf seinem Thun und Denken. Immer höher stieg er in der Neigung des Kaisers, der ihm sein großes Zutrauen durch seine Ernennung zum Hofbibliothekar, an die Stelle des kürzlich verstorbenen verdienstvollen Conradus Celtes*), erst neuerlich bewiesen hatte. Und welche Ehren, welche Auszeichnungen waren ihm noch für die Folgezeit vorbehalten, ihm, dem seltenen Manne, der selber keines Menschen Feind, auch keine Feinde hatte, der liebreich und wohlwollend für Alle gesinnt in seinem Herzen, sich auch der Liebe Aller rühmen konnte, der Alle um sich gern froh und glücklich gesehen hätte, und vor vielen den stillen Meister Anton — dem er mit besonderer Neigung zugethan. — — Dieser Wunsch aber, so innig er ihn hegte, blieb ihm versagt und schien dies auch für die Zukunft bleiben zu wollen. — —

Die offene Feindseligkeit, mit der man früher Meister Anton von allen Seiten entgegengetreten war, mußte damals durch den kaiserlichen Ausspruch wol zum Schweigen gebracht werden; eine freundschaftliche Annäherung zwischen ihm und den Uebrigen beim Bau fand aber darum keines-

---

*) Sein Grabstein befindet sich an der Außenseite des Domes, in der Nähe des gegen den Zwettelhof sehenden Adlerthores.

wegs statt, und konnte dieses auch nicht. Jeder that von der Zeit an, was ihm zu thun oblag, zwar ohne Widerspruch, doch auch ohne Neigung und Liebe zu dem neuen Vorgesetzten. Es hatte ein kaltes, förmliches Wesen die Stelle des früheren, feindseligen eingenommen, das wenigstens dem Zartfühlenden noch weit widerwärtiger sein mußte.

Nach und nach jedoch machte auch hierin die Gewohnheit ihr Recht geltend, so daß es endlich schien, als hätte alles dieses gar nicht anders sein können. Pilgram, erfüllt von der hohen Bedeutung seiner Stellung, hatte zuletzt nur seine Pflicht vor Augen, und schien sich um alles Uebrige minder zu kümmern. Da die Anderen von demselben Geiste erfüllt schienen, erlitt die Weiterförderung ihres gemeinschaftlichen Werkes dadurch nicht den mindesten Abbruch.

Unter solchen Umständen war das erste Jahr von Pilgram's Wirken beim Dombau zu St. Stephan zu Ende gegangen. —

Seit kurzem schien sich aber etwas Neues vorzubereiten, denn die Vorgesetzten wie die Minderen steckten die Köpfe zusammen, und wechselten mitunter bedeutungsvolle Winke und Blicke.

Pilgram, dem solches nicht entging, wies sich dagegen gleichgültig, obgleich es ihn in tiefster Seele schmerzte, daß es ihm durch seine unermüdliche Thätigkeit, wie sein anspruchsloses Benehmen noch nicht gelungen, wenn auch nicht die Gunst, so doch wenigstens die Achtung der ihn Umgebenden zu gewinnen, die gegenwärtig ohne Zweifel wieder damit umgingen, ihm eine neue, empfindliche Kränkung zuzufügen.

Eine Unpäßlichkeit, hauptsächlich in wüthenden Schmerzen bestehend, die sich seit einiger Zeit, periodisch wiederkehrend, in seinem einst von Heinrich's Dolche verwundeten Arme einstellten, und ihn da immer für den Augenblick zur Arbeit

untauglich machten, fesselte ihn eben durch eine Woche an die Stube. Die heilige Osterzeit, bis zu welcher die Kanzel in dem Dome vollendet sein sollte, war herangekommen, so daß nur mehr wenige Tage fehlten, als Meister Anton am Vorabende des Palmsonntages von Seiten der Mitglieder der Wiener Bauhütte, die Einladung erhielt, da, wie man in Erfahrung gebracht, sein Gesundheitszustand dieses erlaubte, sich am nächsten Vormittage, um die zehnte Stunde, in der Bauhütte am Stephans-Freithofe einzufinden.

Mit Mühe nur seine innere Bewegung im Zaume haltend, da ihm nichts Gutes ahnte, versprach Pilgram zu kommen.

Leider besuchte ihn an demselben Abende Cuspinian nicht mehr, daß er sich mit diesem hierüber hätte besprechen können, noch schienen Andreas oder Johannes in der Sache unterrichtet zu sein, obgleich er in den Augen des letzteren, eines gar weichherzigen Burschen, Thränen zu sehen glaubte. Pilgram schwieg jedoch und forschte nicht weiter.

So brach endlich der Morgen des Palmsonntags an.

Auf dem Stephans-Freithofe herrschte reges Leben, denn auf dem Palmbühel, einer mäßigen Erhebung zwischen dem Dome und der Magdalenen-Capelle*), ward nach uraltem Brauche eine Feier vorgenommen, welcher eine große Zahl christgläubiger Seelen in frommer Andacht beiwohnte.

Die genannte Stelle war mit Palmbäumen und Fahnen umstellt, indeß mitten am Boden ein Teppich ausgebreitet lag, auf dem rechts ein großes, hölzernes Cruzifix, mit

*) Diese Capelle nahm mit ihren Nebengebäuden die Stelle des Eckhauses Nr. 875, neben dem Alumnate, und einen kleinen Theil des zwischen diesem Hause und dem Dome gelegenen freien Platzes ein.

einem blauen Meßgewande umgeben, ruhte, zur linken aber unter dem Teppiche ein langer Polster. Unter dem Geläute aller Glocken erschien jetzt, nach im Dome vorgenommener Palmweihe, die feierliche Procession, aus dem Riesenthore hervortretend. Voran der Cardinal Franz Bakás, Vertreter der damals erledigten Bischofswürde sammt dem Domherrenclero, hierauf die jüngere Geistlichkeit in weißen Chorröcken, und zuletzt der Rath, alle, Palmzweige in den Händen haltend. An dem erwähnten Orte angelangt, begannen sie, unter dem Gesange der Discantisten, die Palmzweige ringsum auszustreuen, wornach die Leviten zu dem auf dem Teppiche liegenden Crucifixe niederknieten, und solches, dazu singend, zu dreien Malen, und zwar jedes Mal etwas höher erhoben. Hiernächst kniete der Cardinal auf den Polster mit tiefgebeugtem Nacken, und nun schlug ihn der Dompropst zum Gedächtniß der Geißelung des Herrn, mit dem Palmrohre drei Mal leicht auf den Rücken, hiezu sprechend: „Scriptum est enim, percutiam pastorem“*), welchen Text die Musikanten zu Ende sangen. Hierauf erhob sich der Erstere mit den Worten: „Postquam autem surrexero etc.“**), und die Procession kehrte zum Hochamte wieder zurück in die Kirche.

Während nach geendigter Feier die frommen Bürger Wien's in dichten Schaaren und in allen Richtungen nach Hause eilten, schritt Meister Anton, sich stellenweise nur mit Mühe durch das Gedränge hindurch arbeitend, ruhig und gefaßt der Bauhütte zu.

Mehrere von seinen Leuten, in sonntägigem Staate vor der Hütte plaudernd, erregten seine Aufmerksamkeit kaum.

---

*) „Denn es steht geschrieben, ich werde den Hirten schlagen.“
**) „Wenn ich aber werde auferstanden sein.“

Ihren Gruß flüchtig erwidernd, trat er ein. Welch ein Anblick bot sich ihm aber, als er die Schwelle überschritten, und ihn das umfangreiche Versammlungsgemach der Bruderschaft aufnahm? Wie war da Alles auf das Feierlichste herausgeschmückt? Nie hatte er solches hier gesehen. In welchem Glanze, in welcher Buntheit prunkten, kostbar behangen, die Wände, ringsum verziert mit Kränzen von Eichenlaub, dem Sinnbilde deutscher Kraft und deutscher Treue! Und im Hintergrunde, der Thüre gegenüber hoch aufgerichtet, wie sie bald selber im Tempel des Herrn zu schauen sein sollte, stand zweckmäßig in allen Theilen zusammengefügt das Modell seiner Kanzel, des kunstvollen Werkes seines Meisters, des Werkes, das den Namen des begabten Meißels bringen sollte auf fernere Jahrhunderte! Und welch ein Leben und Treiben herrschte in dem weiten Raume? Fast sämmtliche Brüder der Wiener-Bauhütte waren versammelt im festlichen Schmucke. An ihrer Spitze Meister Michel, des Kaisers gold'ne Ehrenkette um den Nacken, und Herr Wilhelm Rollinger, der biedere Bürger und würdige Kunstgenosse, und Herr Matthäus Heyperger, und Cuspinian selbst mit freudegeröthetem, vor Begeisterung strahlendem Angesichte.

Pilgram stand erstarrt, träumend mit offenen Augen, wie berückt von den Wahnesbildern einer zügellosen Fantasie.

Da schritt ihm aber Meister Michel würdevoll entgegen und sprach:

„Verehrter Meister, Ihr seht uns sämmtlich hier versammelt und bereit, ein frommes Fest der Pflicht, des Herzens zu begehen, ein Fest der Liebe und Versöhnung! Wir alle haben Euren Werth erkannt, und Keiner lebt hier unter uns, der blind für Das, was Ihr vollbracht, der Feindschaft ferner noch gedächte; Keiner, der nicht erfüllt von hoher Achtung vor dem Geiste wäre, der Euch beseelt, mit dem

der Herr vor Tausenden Euch hat beglückt. Drum laßt vergessen sein, was war, seid unser Freund, unser Bruder, wie wir fortan Euch Freunde, Brüder nur zu sein geloben, stets eines Herzens, eines Sinnes, zu Gottes Ehre wirkend im Heiligthum der Kunst!"

Und nun trat Meister Michel ganz nahe an Pilgram heran, reichte ihm die Hand, drückte die ihm gebotene mit Innigkeit, und schloß ihn an seine Brust, den Bruderkuß der Versöhnung auf seine Lippen drückend.

Pilgram war tief erschüttert, Thränen entstürzten seinen Augen und seine Brust arbeitete ungestüm.

Da näherte sich, aus dem Kreise der Umstehenden hervortretend, auf Meister Michel's Wink, Meister Simon Herstorfer, derzeit Vorsteher der Wiener Steinmetzgilde, auf einem Sammetkissen der Bruderschaft Wachs und Buch tragend.

„Nehmt," rief der Erstere, wieder zu Pilgram gewendet, „nehmt, was Euch gebührt, und wessen Eure Hand am würdigsten — als unsrer Liebe, unsrer Achtung reinstes Unterpfand, und möge fortan Gottes Segen auf Euch ruh'n!"

Er umarmte Pilgram nochmals, und küßte ihn wie zuvor mit dem Ausdrucke der herzlichsten Zuneigung.

„Wie verdien' ich diese Liebe!" rief Pilgram, nun zum ersten Male seinen Gefühlen durch Worte Luft machend, „wie tief beschämt Ihr mich! Kann ich Euch jemals lohnen, Euch beweisen, was mein Herz im Innersten bewegt?"

Nun trat Cuspinian vor, eine werthvolle goldene Kette mit des Kaisers Bilde in seinen Händen haltend, gleich jener, die er selber trug. Als ein Zeichen kaiserlicher Huld schlang er sie um Pilgram's Nacken mit den Worten:

„Nimm diese Kette als ein Zeichen, wie Maximilian die Kunst, wie er den Künstler ehrt. Wirke fortan wie bis-

her, viele, viele Jahre! — — Sei froh," fügte er bedeutungsvoll hinzu, „und glücklich!"

Hierauf näherten sich Pilgram auch die übrigen bedeutenderen Männer der Versammlung mit den innigsten Glückswünschen und den aufrichtigsten Freundschaftsversicherungen; der schlichte Matthäus Hepperger, der geachtete Bildschnitzer Wilhelm Rollinger, der vor längeren Jahren den Dom mit seinen herrlichen Chorstühlen am Eingangsgitter zum Hochaltar geschmückt hatte, und darum mit dem Bürgerrechte ausgezeichnet worden war, der reiche Conrad Rauchenberger, ein Sohn jener angesehenen Bürgerfamilie, die am Schlusse des verflossenen Jahrhunderts eine Capelle im Dome zu Ehren des heil. Urban*) aus Eigenem hatte erbauen lassen, und mehrere andere achtbare Männer, deren Namen die Geschichte nicht bewahrte.

Zum Schlusse erschien auch noch der junge, wackere Bildhauer, der seine ganze bisher so rühmliche Laufbahn Pilgram's treuer Vatersorge zu verdanken hatte, und der auch sein Schärflein beigetragen hatte zur Ehrung und Auszeichnung des würdigen Meisters.

Unter dem lebhaften Zurufe der Versammelten führte er Pilgram zur Kanzel, und wies ihm, was er mit seiner geringen Künstlerkraft daselbst geschaffen hatte. Und wirklich

---

*) Die unter dem unausgebauten Thurme und ohne Zweifel mit diesem gleichzeitig erbaute, nach der Hand sogenannte Barbara-Capelle. Das Trautsohn'sche Manuscript berichtet über das Vorhandensein eines Glasfensters in dieser Capelle mit der Inschrift: „A. Dni. 1492 haben die Erbaren Rauchenberger lassen bauen die Capell in den Ehren S. Urbani." (Dabei ein Schild mit einem Hund.) Ein Grabstein auf der Erde dagegen soll folgende Worte gewiesen haben: „A. Dni. 1501. am Sambstag vor Judica in der Vasten ist gest. der Edel vnd Vest Stephan Rauchenberger sel. Burger hie zu Wien."

hatte auch er sich seines Werkes nicht zu schämen, denn zum Sprechen getreu, hatte er Pilgram's Bild, ohne daß dieser es nur geahnt, kunstvoll in Stein ausgeführt, das nach der Anwesenden Wunsche, wie jetzt an dem Modell, dann unter der wirklichen Kanzel angebracht, noch späten Geschlechtern die Züge des Mannes bewahren sollte, der zu Gottes Ehre so Schönes einst vollbracht. — —

Diese war also die Feier, zu der man Meister Anton geladen, gewiß die rührendste, herzerhebendste, seit die Wiener-Bauhütte stand — und in der That, wie Meister Michel früher sprach, „ein frommes Fest der Liebe und Versöhnung.“ —

Wenige Tage später erhob sich die neue Kanzel in gänzlicher Vollendung an geheiligter Stätte, die gläubige Gemeinde zur Anhörung des göttlichen Wortes um sich versammelnd. — — —

— — — Die erlittene heftige Erschütterung brachte auf Pilgram's krankes Gemüth eine entschieden günstige Wirkung hervor. Er ward zusehends heiterer, die tiefen Furchen seiner Stirne glätteten sich, und er begann sich wohl und glücklich in seiner Umgebung zu fühlen.

Cuspinian triumphirte, denn abgesehen von der hohen Achtung, die sich Meister Anton durch sein Schaffen im Dome bei Allen längst errungen hatte, war das eben, so unerwartet Geschehene seinem Einflusse zuzuschreiben. — — —

Ueber anderthalb Jahre dauerte die erfreuliche Nachwirkung jener Scene.

Pilgram hatte inzwischen auf gleich gelungene Weise, ähnlich der zierlichen Eingangshalle am Bischofhofthore, jene andere an dem gegenüberliegenden Singerthore, nächst dem Grabe Neidhart Fuchs', vollendet, und war auch auf die weitere Verzierung bedacht gewesen. Hauptsächlich aber war der Weiterbau des Thurmes, so wenig die

Zeitumstände, wie die Geldzuflüsse sich inzwischen verbessert hatten, im rüstigen Vorwärtsschreiten begriffen. Da erhielt er eines Tages von Brünn aus die traurige Nachricht von dem Tode seines Schwagers, des alten, würdigen Berchthold Ortner, und auf's Neue begannen düstere Wolken der Schwermuth seine heitere Stirne zu umziehen und immer länger darauf zu verweilen, so daß Cuspinian, zu seinem größten Leidwesen, Pilgram's Melancholie in ihrer ganzen früheren Kraft schon im Geiste zurückkehren sah.

Das schmerzvolle Leiden in seinem einst verwundeten Arme, das ihn so lange verschont hatte, machte sich, hervorgerufen durch die anhaltend schlechte und feuchte Herbstwitterung des Jahres 1510, auch wieder bemerkbar, ja erreichte einen weit höheren Grad als je, da es eine gänzliche Lähmung der Muskeln des Armes zu veranlassen drohte.

Nicht nur Tage, selbst Wochen, mußte der thatkräftige Meister, fern von dem Orte seiner Bestimmung, in der freudeleeren Krankenstube hinbringen. Der Tod in seiner gräßlichen Gestalt, wäre ihm nicht so fürchterlich erschienen, als der Ausgang seines Leidens, welcher ihm drohte. Doch kam es nicht zu diesem Aeußersten, denn kaum war die Witterung im December trocken und anhaltend mild geworden, als auch sein Uebel sich rasch minderte, und er seiner baldigen Herstellung mit ziemlicher Sicherheit entgegensehen konnte.

Abermals langte jedoch ein Schreiben von Brünn an, das ihn im hohen Grade beunruhigte, und nachdem er um seinen Urlaub angesucht, seine schleunige Abreise nach dieser Stadt zur Folge hatte.

Still und verschlossen, und in seinem Wesen um Vieles verändert, langte er in Kurzem wieder zu Wien an. Cuspinian erkannte ihn kaum mehr als denselben. Freundes Trost vermochte nichts, da das Vertrauen fehlte, und der

Kummer, der ihm Fröhlichkeit und zufriedenen Sinn geraubt hatte, tief begraben in seiner Brust ruhte. —

Das Jahr war zu Ende gegangen und früher als gewöhnlich erschien der Frühling, und ließ den Bau, der den Winter über unterbrochen worden war, wieder von Neuem beginnen.

Rüstig, mit verjüngter Kraft schritt man an's Werk, und sichtbar fast wuchs der riesenmäßige Körper des Thurmes, in hoher Vollendung. Gleichzeitig arbeitete Pilgram selber mit seinen beiden Getreuen an dem Werke, das er schon im verflossenen Jahre begonnen, und bis über die Hälfte bereits zu Ende gebracht hatte. Es bestand dieses in der Verzierung des ersten, über dem Singerthore gelegenen Dachgiebels, an der gegen den Roßmarkt (den jetzigen Stockimeisenplatz) blickenden Seite des Münsters.

Ohne Rast und ohne Ruhe, als hätte ihn ein wilder, ahnungsvoller Geist hierzu getrieben, überbot er fast seine Kräfte, dieses Werk zu vollenden; und ehe das Jahr 1511 zur Hälfte verflossen war, hatte er erreicht, was er erstrebt. Niemand aber, der sich dieses neuen Beweises von Meister Anton's echter Künstlerweihe, seine reiche Phantasie bewundernd, freute, hätte nur von ferne vermuthet: hier sei die Grenzscheide seines ruhmvollen Wirkens!

Und dennoch war es leider so, denn wenige Tage, nachdem man die Gerüste entfernt hatte, so daß man des freieren Anblickes des zuletzt Geschaffenen genießen konnte, erkrankte Pilgram schwer und höchst bedenklich. Wilde Fieberphantasien verwirrten seinen Geist gleich in der ersten Nacht, von Stunde zu Stunde an Heftigkeit gewinnend und in förmliche Wuth ausartend.

Niemand vermochte einen Sinn zu bringen in die abgebrochenen Worte und unzusammenhängenden Reden, die sein Mund ausstieß. Dorothea's, Heinrich's, Oechsel's,

Anna's Namen wechselten unaufhörlich in bunter Aufeinanderfolge. Ueber die Ursache seines Erkrankens vermochte Cuspinian von Johannes, der immer um Meister Anton war, nichts Anderes in Erfahrung zu bringen, als daß wenige Stunden zuvor des Herrn Schwester, Frau Dorothea Ortnerin, in Wien gewesen und in seinem Gemache, mit ihm in heftigem Zank und Streit gestanden habe. Er habe ihr schwere Vorwürfe gemacht, deren Ursache Johannes nicht zu erforschen vermögend gewesen, worauf sie den Meister, in gleich erregter Weise einen Undankbaren gescholten, der alle Ehre und alle Auszeichnung, die er seither genossen, nur ihr und ihrem Geiste verdanke, und der ihr nun auf so schnöde Weise lohne, was sie für ihn gethan. Hierauf sei der Zank immer lebhafter geworden, und habe der Herr in höchster Wuth ein Papier oder etwas dem Aehnliches zerrissen, was deutlich durch die geschlossene Thüre vernehmlich gewesen, Frau Dorothea aber nach wenig Augenblicken mit zornglühendem Antlitze das Gemach, wie das Haus verlassen. Als er, Johannes, sogleich darnach eingetreten, habe er Meister Anton, seiner Sinne beraubt, auf einem Stuhle gefunden, zu seinen Füßen die Stücke jenes Pergamentes, das er bei seiner Ernennung zum Baumeister bei St. Stephan, vor fünf Jahren aus den Händen der Herren von Wien empfangen. Aus seiner Ohnmacht sei er jedoch nur erwacht, um in den Zustand zu verfallen, in dem ihn Cuspinian getroffen.

Klarer als der schlichte Bursche, sah der Letztere in dieser Sache, und offenbar war der stille Vorwurf seines Gewissens, den er nie ganz in seinem Herzen zum Schweigen bringen konnte, die alleinige Ursache seiner bisherigen Schwermuth gewesen, welche auf so schonungslose Weise zur Raserei gesteigert, trotz aller Obsorge und alles ärztlichen Beistandes den Tod des beklagenswerthen Meisters herbeiführen mußte.

Und Gott nahm die Tilgung jenes kostbaren Pergamentes durch Pilgram's eigene Hand im wahren Sinne an, — es blieb vernichtet, denn ehe die Sonne zum zweiten Male sich erhob, war Meister Anton eine Leiche! —

Die allgemeine Trauer ob seines Hinscheidens, war eine noch regere, ungetheiltere, als die bei Oechsel's Tode. War dieser als ein friedliebender und gerechter Mann von Allen geehrt und geachtet gewesen, so war es Pilgram nicht minder in Folge der zahllosen Vorzüge seines Herzens, noch mehr aber wegen seines großen Kunstberufes, den er auf manchfache Weise durch die That bewiesen; und hatten um den bejahrten Oechsel die Baugenossen und jene Bürger getrauert, die ihn näher gekannt, so trauerte um den kunstrüstigen Pilgram die ganze Stadt, deren Zierde und Stolz er geworden war.

Sein Leichenbegängniß war prunkvoll, Jeder nahm Theil daran, Keiner schloß sich aus, begrub man ja doch nun einen Mann, der hart an der Grenzlinie des gänzlichen Verfalles deutscher Baukunst eine so hohe Weihe beurkundet, und eine so überströmend reiche Phantasie entfaltet hatte, daß man ihn für Oesterreich wol unbedenklich den letzten Baukünstler nennen kann, wie man seinen Fürsten den letzten Ritter nennt! — Freilich kann ein solcher Ausspruch eben jetzt nur auf weniger lebenswarme Sympathien rechnen, wo bei dem Anblicke von Denkmälern jener Kunst, bei aller bewunderungswürdigen, himmelanstrebenden Kühnheit, bei dem Enthüllen einer unerschöpflich reichen Künstlerphantasie, die Bewunderung, Mißton besorgend, nur scheu in's Wort sich faßt; in einer Zeit, deren Geschmack, dem Wechselfieber der hinreißenden Seuche „Mode" erliegend, auch in den Schmuck ihrer Bauwerke die bizarren und deutungslosen Formen eines noch fast vor einem Jahrzehend mitleidig belächelten Roccoco wieder aufnehmend, in offenbarem Rückschritte ist! —

Gleich Oechsel fand auch Pilgram seine Ruhestätte im Dome, wo er gewirkt, wo er so groß gewesen. Aber auch sein Denkstein ist verschwunden, so daß die Stätte nicht mehr aufzufinden ist, wo er ruht, wie vielleicht in Kurzem auch das alte Nadlerhaus, in dessen Räumen er seine Seele aushauchte, einem prächtigeren Gebäude gewichen sein wird.

Pilgram's Gedächtniß bedarf aber keines äußeren Erinnerungsmomentes, wird es doch zumeist für und für erhalten durch das, was er geschaffen, und ward ihm andererseits doch schon bei Lebzeiten ein Denkmal gestiftet von der Hand der Liebe und Dankbarkeit: sein Bild unter dem größten, vollendetsten seiner Werke, der herrlichen Kanzel! — —

Wie überhaupt nach Pilgram's Tode im Dome nichts Erhebliches mehr vorgenommen ward, unterblieb auch von nun an der Weiterbau des zweiten Thurmes. Zwar hegte man diese Absicht noch einige Zeit hindurch, doch kam sie nicht zur Ausführung, so daß uns die außen an dem Mauerwerke des Thurmes eingehauenen Jahreszahlen 1507 und 1511 seine letzte Weiterförderung unter Pilgram bezeichnen.

Als vier Jahre später Ungewitter und Erdbeben den Giebel des ausgebauten Thurmes stark beschädigt hatten, und in Betreff dessen Wiederherstellung große Auslagen verursachten, war man endlich gezwungen, den weiteren Bau des zweiten ganz aufzugeben*), dessen Rumpf aber erst, nachdem er über

*) Daß man indessen lange Zeit den Plan der Vollendung dieses zweiten Thurmes nicht aufgegeben hatte, beweiset z. B. der 1632 erschienene Status particularis Regiminis Ferdinandi II., wo es pag. 24 bei der Erwähnung dieses unausgebauten Thurmes heißt: Ajunt modernum Episcopum (der berühmte Bischof Anton Wolfrath 1631—1639 ist gemeint) eam perficere et alteri conformem reddere velle; quod Aedilis quidam quatuor annorum tempore exefficere posse opinatur.

ein halbes Jahrhundert, unbedeckt den Raubvögeln zum Aufenthalte gedient hatte, 1579 von dem Baumeister Hanns Saphoy mit einem kleinen Aufsatze überbaut, und einem Kupferdache versehen wurde. — — —

— — Bei Pilgram's Tode, der ihn gewaltig erschüttert, und eine lange anhaltende Nachwirkung in seinem Gemüthe hinterlassen hatte, war fast zum ersten Male der wahre, eigentliche Schmerz in Cuspinian's lebensfrohe Seele gedrungen, vielleicht zur Mahnung, daß auch er dem allgemeinen Menschenloose unterworfen sei, oder als düsterer Vorbote empfindlicherer, wenn auch erst nach längerer Zeit eintretender Schläge des Geschickes.

Seine Stellung im bürgerlichen Leben ward noch glänzender, da ihn Kaiser Max nicht nur seiner seltenen Geistesgaben und besonders seiner Beredtsamkeit, sondern auch seiner äußeren, edlen Gestalt und einnehmenden Züge wegen bei mehreren Gelgenheiten als Redner nach Ungarn, Böhmen und Polen sandte, und sich seiner auch sonst bei den wichtigsten und schwierigsten Dingen immer mit dem günstigsten Erfolge bediente.

So war er auch im Jahre 1515 Anwalt der Stadt Wien geworden.

Als Hofbibliothekar verdankt ihm die k. k. Hofbibliothek eine bedeutende Menge seltener Manuscripte, theils aus den Büchersammlungen mehrerer Klöster in Oesterreich, theils aus den Resten der berühmten Bibliothek des Königs Mathias Corvinus von Ugarn. Und so leistete er in jeder Beziehung das Ausgezeichnetste und Würdigste.

Seine vielfältigen, wichtigen Dienste belohnte der Kaiser schließlich dadurch, daß er ihn zum Präsidenten des geheimen Rathes und zum österreichischen Kanzler ernannte.

Ausgezeichnet in seinem Berufe, gesegnet von dem Herrn in seinem Wirken, beneidenswerth in seinem Häuslichen an

Anna's Seite, die ihm acht hoffnungsvolle Kinder geschenkt hatte, verlebte Cuspinian noch manches Jahr unter dem ungestörten Einflusse seines freundlichen Gestirnes bis zu dem verhängnißvollen 1519, das seinem Herzen, die schwerste, die unheilbare Wunde zu schlagen bestimmt war.

In wenige Worte läßt es sich zusammenfassen, was sich da ereignete.

Am 12. Januar, auf der Rückreise vom Augsburger Reichstage, auf den auch Luther vorgeladen war, starb der große Max zu Wels im 60. Jahre seines Lebens, im 26. seiner Regierung — und einige Monate später Anna, Cuspinian's Gemahlin — ein seltenes Weib und würdiges Vorbild ihres Geschlechtes! —

Cuspinian, der geisteskräftige, von Allen hochgeehrte Mann, war vernichtet in seinem Gemüthe, zum Tode getroffen in dem Heiligthume seines warmen gefühlvollen Herzens. Was galt all' sein Glück, das ihm bisher zu Theil geworden, all' die Ehre, die sein Wirken bisher in so reichlichem Maße gelohnt, gegen Das, was ihm so unvorbereitet, so zermalmend in einem Jahre geraubt wurde.

Er wies sich aber selbst nach dieser empfindlichen Prüfung als echter Mann, denn ob auch der wüthendste Schmerz seine Brust durchwühlte, genügte er dennoch allen seinen Pflichten, jetzt noch mehr durch die That beweisend, wie würdig er des Zutrauens seines kaiserlichen Herrn gewesen und nicht minder aller Glücksfälle seines bisherigen Lebens. — —

Herr Paulus Keckh, der seit dem spurlosen Verschwinden seines geliebten Heinrich, trotz der Wohlgerathenheit seiner eigenen Kinder, Dyonisius und Barbara, keine Freude mehr gehabt hatte, und noch immer mit blinder unverwüstlicher Neigung, und zwar ungeachtet des bösen Argwohnes, den dieser zuletzt auf sich geladen, dem Unwürdigen

ergeben gewesen, war zusehends dahin geschwunden, unaufhaltsam dem Grabe zuwankend.

Einmal noch, und zwar im Jahre 1510 zum Bürgermeister erwählt, hatte er diese Stelle, wiewol ohne Thatkraft und ohne besondere Vortheile für die Bürgerschaft versehen, bis zum Schlusse des Jahres der Tod dem unheilbaren Seelenleiden des guten, jedoch schwachsinnigen Mannes ein Ende machte.

Heinrich aber blieb verschollen. Ob er schon längst sein Grab in fremder Erde gefunden, ob er noch lebte, galt jetzt gleich, hatten doch jene Herzen zu schlagen aufgehört, die einst an ihm so innig regen Antheil genommen.

14.

Das Jahr 1529, das in der Folge für Wien eine so traurige Berühmtheit erlangte, hatte seinen Lauf begonnen. Längst war den verrätherischen Umtrieben, die unmittelbar nach Maximilian's Tode Oesterreich durch länger denn zwei Jahre beunruhigt hatten, ein Ziel gesetzt worden. Die leider nur allzu sehr verzögerte Ankunft Erzherzogs Ferdinand, der durch einen Vertrag mit seinem Bruder Karl, die österreischen Provinzen übernommen, hatte dieses endlich zu Stande gebracht. Der ungarische König Ludwig II. war geblieben in der Schlacht bei Mohacz, ohne Leibeserben zu hinterlassen, und laut der geschlossenen Erbverträge hatte Ferdinand als Gemahl der ungarischen Anna, seine Ansprüche auf Ungarn's Krone geltend gemacht, und war trotz der Umtriebe Johann von Zapolya's, den die Gegenpartei zum König ausgerufen hatte, zu Preßburg als rechtmäßiger König gekrönt worden. Nun aber hatte So-

liman, welchen Zapolya zu Hülfe herbeigerufen, seit Anfang Aprils Ungarn wie im Triumphe zu durchziehen begonnen, sogar Wien's Belagerung beabsichtigend.

Wol bereiteten sich also für diese Stadt große und wichtige Ereignisse vor, Muth und Hoffnung jedes günstigeren Ausganges raubend, und unübersehbar in ihren weiteren Folgen.

Cuspinian war trotz des ungetrübten Gedächtnisses seiner theuren Anna, allein aus treuer Obsorge für seine kleinen, unmündigen Kinder, die der Mutter noch so sehr bedurften, inzwischen zur zweiten Ehe geschritten. Seine Wahl war auf Agnes gefallen, ein sanftes, herzensgutes Mädchen, das den armen Waisen eine zärtliche Mutter zu werden versprochen hatte, und wie der Erfolg wies, ihnen dieses auch geworden war. Wenn gleich nicht Liebe, schloß doch freundschaftliche Zuneigung sein Herz an das seiner frommen, anspruchslosen Gattin, die an seinen Kindern hing, als ob sie ihre eigenen gewesen wären, so daß diese den herben Verlust, den sie erlitten, kaum fühlten.

Wie einstens des großen Maximilian's, erfreute sich Cuspinian auch der Gunst und des unbeschränkten Zutrauens Ferdinand's, seines Enkels, der in dieser unheildrohenden Zeit den weisen Ausspruch seines getreuen Rathes immer vorzugsweise berücksichtigte, und dessen verständigen Vorschlägen zu jeder Stunde ein offenes Ohr lieh. —

Mit umwölkter Stirne war Cuspinian eines Tages, in der Mitte des Aprilmonats, vom Hofe nach Hause gekommen. Die Nachrichten von Soliman's siegreichen Unternehmungen in Ungarn und den verrätherischen Gesinnungen seiner eigenen Unterthanen hatten Ferdinand's Herz in große Unruhe versetzt. Schweigend hatte sich Cuspinian in sein Arbeitsgemach zurückgezogen, um die eingelaufenen Berichte noch einer genaueren Prüfung zu unterziehen, als Agnes

mit leisen Schritten eintrat, und, den Gatten nur ungerne störend, diesem die Ankunft eines Mannes meldete, der ihn dringend zu sprechen verlange. Einer der Wärtersleute aus dem St. Marxer-Hospitale — war derselbe im Namen eines vor wenigen Tagen daselbst aufgenommenen, unbekannten Kranken, der seiner gänzlichen Auflösung sehr nahe schien, aber nicht früher ruhig sterben könne, bis er Cuspinian gesehen und gesprochen, hieher gekommen. Da er nichts Bezeichnenderes anzugeben wußte, schied er sogleich, nachdem der Letztere, den Wunsch des Leidenden in der nächsten Stunde erfüllen zu wollen, versprochen hatte.

Das um das Jahr 1390 von einem fremden Wundarzte gestiftete Hospital zu St. Marx lag genau an derselben Stelle des heut zu Tage dort befindlichen Bürgerspitales, und sah, mitten in üppigen Weingärten und blühenden Saatenfeldern, frei nach allen Himmelsgegenden.

Ehe noch die bestimmte Frist verstrichen war, stand Cuspinian, Einlaß begehrend, vor dem Thore des Hospitals. Schnell seinem Wunsche willfahrend, führte man ihn nach einer einsamen, von den übrigen Krankengemächern durch eine kleine Vorhalle getrennten Kammer, in welcher Derjenige lag, der seiner Ankunft so sehnsuchtsvoll entgegensah. — Entsetzen und ein eigenthümlich unüberwindlicher Abscheu erfaßte den an derlei Dinge doch so gewöhnten Arzt, als er den ihm völlig fremden Kranken sah. Es war dieser dem Anscheine nach ein Mann in den Fünfzigen. Sein Antlitz, dessen untere Hälfte ein wirrer, struppiger Bart bedeckte, war bleich und eingefallen, sein Auge glanzlos, lag tief in seiner Höhle, sein Körper zum Gerippe abgemagert, war die Beute jener scheußlichen, furchtbaren Krankheit geworden, welcher alle Chroniken als „des Würgengels aus der Offenbarung Johannes" gedenken, „der den dritten Theil tödten werde vom gesammten Menschengeschlechte," und die seit ein paar

Jahrzehenden Europa auf entsetzliche Weise zu durchziehen begonnen.

Starr den Blick auf den Kranken geheftet, stand Cuspinian einige Augenblicke unbeweglich an der Schwelle des Gemaches, als jener, mühsam auf seinem Lager sich erhebend, mit klangloser, heiserer Stimme ihm entgegenrief:

„Des Himmels Segen, hoher Herr, auf Euer Haupt, — daß Ihr so mild Euch finden ließet, — die letzten Augenblicke eines Mannes, — der viel des Bösen that in seinem Leben, — durch Euren Anblick, — Eurer Rede sanftes Wort — vor der Verzweiflung Macht zu schützen, — ja zu versüßen noch!"

„Was mögt Ihr von mir wollen," erwiderte Cuspinian in seiner gewohnten, menschenfreundlichen Weise, „ich sah Euch nie. Wie kann ich, sprecht, den Ihr nicht kennt, des Todes Qual Euch mildern und erleichtern?"

„Ihr kennt mich nicht, — ich bin Euch fremd geworden," antwortete der Kranke, „doch kanntet Ihr mich einst — als noch der Jugend rasches Blut durch meine Adern wallte — wol sind inzwischen Jahre hingeschwunden, die meine Züge Euch nun fremd erscheinen lassen, — demungeachtet steht mein Bild von einst, — noch klar und ungetrübt vor Eurer Seele, — wie die Erinnerung von dem, was — —"

„Wer seid Ihr denn," fiel ihm Cuspinian voll böser Ahnung, und schaudernd ob des Gedankens, der in seinem Geiste auftauchte, in die Rede, „und was führt Euch hieher — wo Ihr — trügt mich mein Ahnen nicht, — nicht weilen sollt noch dürft?"

„Es trügt Euch nicht! — Ich bin Derselbe, den die Menschheit ausgestoßen, — der das Heiligste mit Füßen trat, — den des Gewissens Pein durch alle Länder trieb, — der nimmer Trost und Ruhe finden mag, — ob er gleich schwer

gebüßt! — — Heinrich Aichinger — war einst mein Name!"

„Was führt Euch her, Unseliger," rief Cuspinian, hingerissen von der Gewalt seiner Gefühle, „kennt Ihr nicht die Gefahr, die Euch hier droht?"

„Gefahr?" entgegnete Heinrich bitter lächelnd. „Ist nicht der Tod der einz'ge Tröster meiner Pein, — der milde Arzt für jahrelange Qual? — Doch," rief er, die Hände flehend gefaltet, „kann ich so nicht sterben! — Sie muß vergeben, die mir Alles einst gewesen, — an der ich frech verbrach, — was keine ird'sche Strafe sühnen mag, — — kann mir doch Jener längst nicht mehr vergeben, der mir der treueste Vater war, — und dessen Liebe ich so schlecht gelohnt!"

„Sie hat Euch vergeben!" antwortete Cuspinian vom Schmerze fast übermannt. „Rein wie ein Engel, ging sie ein zu Gott — — sie nahm keinen Groll mit sich!"

„Anna — — — todt?!" — — stieß der Kranke hervor mit wankender Stimme. Hierauf schwieg er aber, unfähig jedes ferneren Lautes, seine Lippen zitterten und Thränen, vom herbsten Schmerze erpreßt, umflorten seinen Blick.

Tiefes Schweigen herrschte durch längere Zeit in dem Gemache. Endlich brach Cuspinian dasselbe, männlich seine Fassung zuerst gewinnend.

„Kann Euch das Wort aus meinem Munde trösten und beruhigen, so mögt Ihr also Trost und Ruhe wieder finden. Anna schied mit keinem Groll beladen aus der Welt, und wie sie Allen hier verzieh, die ihr einst bittre Kränkung zugefügt, verzieh sie Euch nicht minder! Doch," fuhr er nach einer kleinen Unterbrechung weiter fort, „sprecht ohne Scheu, ist jener Vorwurf des Gewissens, der sich für Euch an Anna's Namen kettet, der einzige, der größte Eures Lebens? — — Ein schlimmerer Verdacht, wenn auch von

Wen'gen nur geahnt, ruht noch auf Euch, wollt Ihr die schuldbelad'ne Seele nicht befrei'n von ihrer Last — wollt Ihr — —"

„Ich erkenne, was Ihr meint," unterbrach ihn der Kranke in großer Erregung, indeß eine dunkle Röthe sein bleiches Antlitz überflog, und sein Auge unheimlich erglühte, „doch eh' ich Euch auf Eure Frage Rede stehe, erforscht den Inhalt dieses Pergaments, er bietet Euch das Selbstbekenntniß einer reuigen Seele, der, ob gar schwerer Unthat, hienieden nimmer Trost und Ruhe ward. D'rum nehmt, ist jener Inhalt nahe doch verwandt, weit näher als Ihr meint, mit dem, was Ihr mich fragt."

Cuspinian nahm das Pergament und gelangte dadurch zur Kenntniß von Dingen, die er nie geträumt, und die ihm das Blut in den Adern fast erstarren machten.

Der Inhalt dieses Pergamentes bezog sich auf Ereignisse, die in den achtziger Jahren des vorhergehenden Jahrhunderts die Gemüther der Zeitgenossen mächtig erregt, und darin den gewaltigsten Anklang gefunden hatten, obgleich fast Niemand den eigentlichen Zusammenhang der Sache, und die wahre Ursache des Geschehenen zu erkennen im Stande gewesen.

Mit einigen aufklärenden Zuthaten, erzählte die erwähnte Schrift diese Ereignisse ungefähr auf folgende Weise:

Zur Zeit als König Mathias Corvinus Wien zum zweiten Male zu belagern begonnen, dienten in seinem Heere zwei Brüder, Söhne des berühmten mährischen Hauses Boskowitz und Neffen des bekannten Olmützer Bischofes Prothasius.

Tobess (Tobias), der Aeltere, befehligte schon seit längeren Jahren, als Kriegsoberster, die ungarische Reiterei und hatte sich durch manches kühne Wagniß und manche muthvolle Vertheidigung großen Kriegesruhm erworben. Ja-

roslaw der Jüngere, schön, hellen, aufgeweckten Geistes und von feiner Sitte, war erst nach dem Bruder in des Königs Dienste getreten.

Süße Bande der Liebe trennend, die ihn an ein armes, aber schönes Mädchen fesselten, das kein Glück sonst kannte, als von ihm geliebt zu sein, hatte er im Jahre 1479 die Heimath verlassen, von Ehrgeiz gestachelt und eitler Ruhmsucht, die er, und zwar nicht vergebens, in des Königs Nähe zu befriedigen gesucht hatte. Diese einzige, leichtfertige und verdammenswerthe That Jaroslaw's, strafte sich aber bald empfindlich, denn das Mädchen starb aus Gram, nachdem es einen zarten, lieblichen Knaben geboren, von dessen weiterem Loose der, von zu später Reue ergriffene Vater, zu seinem größten Leidwesen, nie mehr das Mindeste vernahm.

Beide Brüder, besonders aber Jaroslaw, erfreuten sich der Gunst des Königs im reichsten Maße, weshalb er von so Manchem aus seiner Umgebung glühend gehaßt wurde.

Nebst ihnen befand sich noch ein Dritter, ihrem Hause nahe verwandt: Andreas von Boskowitz, in Mathias' Heere, der, dessen Fahnen schon seit geraumer Zeit folgend, ob seiner seltenen Gelehrsamkeit in verschiedenen Fächern, in nicht unbedeutendem Ansehen bei dem Herrscher stand. Denn, obgleich er lange nicht so edlen und ritterlichen Gemüthes war, wie Tobeff und Jaroslaw, erfreute er sich doch, des ersteren Umstandes halber, nicht geringen Einflusses auf den König, der ihn unter seine getreuesten Anhänger zählte, und demgemäß behandelte. Andreas war um ein Beträchtliches älter, als seine Vettern, denn er zählte im Jahre 1485, in dem Mathias Wien zum zweiten Male belagerte, bereits neununddreißig Jahre, war falsch und hinterlistig, unversöhnlich nach erlittener Beleidigung und rachgierig, höchst ehrgeizig und grenzenlos eifersüchtig auf die Gunst des Herrn.

Jaroslaw's schnelles Glück, die raschen Fortschritte in der letzteren Beziehung, worin er jeden Anderen weit hinter sich zurückließ, erregten gleich anfangs Andreas' Neid und Mißgunst, und den sehnlichen Wunsch, den Ueberglücklichen zu stürzen, wozu sich die Gelegenheit um so leichter bieten konnte, da er Jaroslaw's blindes Zutrauen besaß, und überdies auch die Königin dem erklärten Günstlinge ihres Gemahls vorzüglich abgeneigt war.

So wenig Andreas ursprünglich einen bösen Anschlag auf seines Vetters Leben in seinem Herzen trug, sondern ihn nur um die Gunst des Königs bringen wollte, so gestaltete sich die Sache in der Folge doch anders. Und zwar war es die sündhafte Gluth, da er doch selber Gatte war, zur schönen Witwe des Herrn von Ebersdorf, die in Andreas' Busen zu wüthen begonnen, welche ihm Ruhe und Schlaf, Besonnenheit und Ueberlegung raubte, und jene gräßliche That vorbereitete, die außerdem wol nie von ihm verübt worden wäre.

Wie in keiner anderen Sache, trafen sich Andreas' und Jaroslaw's Neigungen in diesem Gegenstande, denn auch der Letztere liebte das herrliche Weib, und, wie es schien, nicht ohne gegründete Aussicht auf Gegenliebe. Jaroslaw war der Jüngere von beiden, an männlicher Schönheit seinem Mitbewerber, der überdies nicht frei war, weit überlegen, und daher gegen diesen in unbezweifelbarem Vortheile. In sorglosem Vertrauen theilte Jener überdies Andreas die süßeste Hoffnung seines Herzens mit, solchergestalt selber sein Verderben vorbereitend.

Die gemachte Entdeckung änderte Andreas' Gesinnungen beträchtlich, denn galt es früher blos die Entfernung Jaroslaw's, so durfte er jetzt nicht mehr leben, da die weite Erde fürderhin nicht mehr Raum für sie Beide hatte.

Der böse Rachegedanke in Andreas' Busen reifte schnell zur schwarzen, fluchbeladenen That.

Als Mathias während Wien's Belagerung, im Januar, ob des tapfern Widerstandes des Ebersdorfer Schlosses zürnte, und gerade mit seinen Heeresfürsten Rath hielt, wie das Nest in kürzester Frist in Schutt und Trümmer zu legen wäre, riß eine große Eisenkugel die Lehmwand der Feldhütte zusammen, und fiel, ohne weiteren Schaden zu verursachen, zu des Königs Füßen nieder.

Was jeder Andere, selbst Mathias für Zufall ansah, benutzte der arglistige Andreas recht wohl für seine Zwecke, indem er dieses für nichts weniger als Zufall, sondern für mißglückten Meuchelmord und Einverständniß mit den Feinden erklärte. Er verstand es schlau, dem argwöhnischen Herrscher das Gift der Verleumdung tropfenweise zuzuzählen, indem er ihm Jaroslaw's Liebe zur Burgfrau entdeckte, auf einen Briefwechsel zwischen Beiden hinwies, ja diesem auch die Einschwärzung von Lebensmitteln nach der Stadt beimaß, wodurch die Belagerung derselben hinausgezogen und gar dem Mißlingen ausgesetzt worden sei.

So erschütterte Andreas das felsenfeste Vertrauen des Königs zu seinem Günstling, bis es ihm endlich gelang, das Band, das Beide innig umfangen, völlig zu zerreißen, und zu bewirken, daß Jaroslaw in den Kerker und auf die Folter geworfen ward, wo er in seinen Qualen Alles bekannte, wessen man ihn beschuldigte.

Nun stand Andreas am Ziele, denn Jaroslaw wurde kurz nachdem Mathias Wien eingenommen, welches vom Hunger bezwungen, dem stolzen Heeresfürsten seine Thore geöffnet hatte, von seinen Richtern zum Tode verurtheilt. —

Die Kunde dieses Urtheils rief des Königs Liebe zu dem Unglücklichen wieder wach in ihrer früheren Macht, so

daß er ihm heimlich befehlen ließ, die königliche Gnade anzuflehen, was aber dieser stolz verweigerte. Erzürnt kehrte Mathias nach Ungarn zurück, und zwar an demselben Tage, an dem die Hinrichtung auf dem Schweinsmarkte in Wien*) vorgenommen ward.**)

Dieses geschah am 21. December des Jahres 1485.

„Und doch," so lauteten die Schlußworte jener Schrift, die Cuspinian mit bewegter Stimme las, indeß Heinrich in ungemeiner Aufregung fast jeden Laut von seinen Lippen verschlang, „und doch freute sich Andreas seines Sieges nicht — denn das folternde Gewissen trieb ihn alsbald fort aus Mathias' Heere, kein Schlaf erquickte mehr sein müdes Auge, kein Frühling erfüllte sein Herz mit süßer Wonne, keine Freude blühte ihm mehr hienieden, ein von Gott Verfluchter, fruchtloser Reue verfallen, verbannt aus der fröhlichen Gemeinschaft der Menschen, ihre Nähe fliehend, irrte er durch mehrere Jahre regellos umher, um endlich in einsamer Klause nahe dem Schauplatze seiner schwarzen That in harter Buße und Gebet — —"

„Weß Hand schrieb diese Worte, o laßt mich's wissen," rief Cuspinian an Heinrich's Bette herantretend, „wo weilt der Unglückselige, der Solches hat vollbracht?"

*) Der heutige Lobkowitzplatz.

**) Der Scharfrichter (so viele und mächtige Freunde zählte Jaroslaw) war schwer bedroht und reich bestochen. Er sollte ihm blos eine Wunde versetzen. Er traf ihn auch nur in die Schulter, und wie er Miene machte, den Streich zu wiederholen, vertrieb ihn das aufgebrachte Volk durch einen Steinregen. Jaroslaw wurde in ein nahes Haus getragen, wo die Aerzte seiner harrten. Aber der Auflauf hatte die Hülfe zu lange verzögert. Er verblutete sich. Bei St. Stephan fand er ein Marmormal, was seine traurigen Schicksale erzählte, aber leider bereits verschwunden ist.

„Nicht doch, mein wackrer Freund!“ rief Herr Heyperger gleichsam abwehrend, „ängstigt nicht die Tochter ohne Noth — — wer weiß auch, ob“ — — — —

„Tilge diese Blumen,“ rief der Frühere, ohne auf ihn zu hören, „denn auch die Freudenblume Deines Herzens ist welk geworden, und entblättert sich!“

„Vater! Vater! — — — Ihr erschreckt mich — — wie soll ich verstehen? — — —“

„Du bist betrogen, Kind — — — verrathen — — o meine Ahnung, meine Ahnung!“ — —

Bis in die Lippen erblassend, erhob sich Anna hastig, ergriff ihres Vaters Rechte krampfhaft, und blickte ihm wie durchbohrend in's geröthete Auge: „Was meint Ihr denn, — — Du Herr des Himmels — — — —“

„Heinrich ist falsch — — er liebt Dich nicht — — — er ist nicht werth — — daß — — —“

„Heinrich?“ fiel Anna dem Wüthenden mit greller Stimme in die Rede, „was ist's mit ihm? — — Was that er Euch, daß Ihr so sprecht und seinen Leumund schonungslos verletzt? — — O Vater, Vater, wie zerreißt Ihr mein Herz! — — Doch sollte mich dies nimmermehr berühren,“ fügte sie mit gezwungenem Lachen hinzu, das fürchterlich abstach gegen ihr todtbleiches Gesicht, „weil Ihr schon oft so thatet ohne Grund — — Ihr wart ihm niemals grün!“ — — —

„Freund!“ rief Herr Jörg, zu dem Bürger gewendet, „sprecht Ihr an meiner Statt — — sie soll — sie muß es wissen! — Sprecht offen — — ohne Scheu — — ich kann nicht mehr!“ wonach er sich im Hintergrunde der Stube, völlig erschöpft, auf einen Stuhl warf.

Starr und stumm, gleich einer Bildsäule, stand das Mädchen, das weit geöffnete Auge auf Herrn Heyperger geheftet.

„Fürwahr, ein mißlich Amt,“ begann dieser verlegen, „ich

würde wahrlich lügen, spräch' ich: ich danke Euch dafür! — Doch mag's drum sein! — Nun so vernehmt denn, liebwerthe Jungfrau, was nach des Vaters Wunsch ich Euch verkünden soll, und was auch ohnedem Euch ferner nicht geheim kann bleiben. — Herr Heinrich Aichinger — Euer Liebster und verlobter Bräutigam — Ihr wähnt, er weile fern von Wien, ob eines wicht'gen Auftrag's, der — —"

„Nun — ist's nicht so?" —

„Verehrte Jungfrau — nein — er war nie fort, nicht eine Stunde seit den langen vierzehn Tagen, wo er in diesem Hause, in uns'rem Beisein von Euch Abschied nahm."

„Und warum kam er nicht — — o zaudert nicht!" —

„Verzeiht — doch nun vernehmt das Aergste!" — —

„Das Aergste — — redet — welches Aergste?

„Man will in Pilgram's Hause ihn gesehen haben — desselben Mannes, — der Eures Vaters Stelle, trotz dem, daß dieser lebt und thätig ist — — für sich erschleichen will — man will ihn täglich dort gesehen haben — — ja öfter selbst am Tage — — —"

„Was sucht er dort — — redet — redet!"

„Herr Pilgram, wie ich weiß," fuhr Herr Hepperger zögernd fort, „kam nicht allein — — in seinem Hause lebt noch — — seine Schwester — — ein schönes — — buhlerisches Weib — — das — —"

„Himmlische Barmherzigkeit — wie hab' ich das verdient!" schrie Anna, halb ohnmächtig in die Ecke zurück sinkend.

Wer die reizende, lebensfrohe Jungfrau früher gesehen, hätte zurückschaudern müssen vor ihren jetzt so gräßlich entstellten Zügen. Sie glich einer Sterbenden; ihr Auge, glanzlos, starrte in seiner Höhle, ihr Antlitz deckte Leichenblässe, ihr Körper zitterte, und der Athem flog, als wollte er die Brust zersprengen, die ihm den nöthigen Ausweg zu versperren schien.

„Dort oben," antwortete der Andere, gegen Himmel weisend, und Cuspinian's Hand krampfhaft erfassend, „oder unten in der Hölle tiefstem Schlund! — — Die Züge jenes Pergaments sind Bernhard's Züge, er war der Vetter Jaroslaw's — — — und ich erschlug den Mörder — meines Vaters!"

Cuspinian starrte ihn sprachlos an; des Bürgermeisters Schreiben jedoch, das dieser damals durch jenen Boten an Heinrich nach Klosterneuburg gesandt hatte, und das derselbe jetzt dem Ersteren überreichte, enthielt die vollkommene Aufklärung über Heinrich's Herkunft, wie die vollgiltigsten Beweise über das, von Niemandem in Wien, geahnte Geheimniß seiner Geburt.

Tief erschüttert durch das Gehörte, entfernte sich Cuspinian; Heinrich's Herz aber, obgleich von unendlicher Wehmuth erfüllt durch die Kunde von Anna's frühem Tode — fand sich doch im Wesentlichen erleichtert — denn sie hatte ja verziehen! — —

— — Wenige Tage später trug man eine Leiche zu Grabe, nicht einsam und in der Stille, sondern mit zahlreicher Begleitung und großem Gepränge, nicht auf dem umfangsarmen Freithofe des St. Marxer Hospitales, sondern in den himmelanstrebenden Hallen des Domes zu St. Stephan, nicht jene des lebenssatten, allein in der Welt dastehenden Heinrich Aichinger, sondern jene des thatkräftigen, lebensfrohen, allverehrten Johannes Cuspinianus!

Ohne vorhergegangene Krankheit, ohne Todeskampf, ohne das Bittere des Scheidens von dieser Erde kennen zu lernen, war er in der Nacht von dem 18. auf den 19. April in dem 56. Jahre seines Alters aus dem Leben geschieden. Unentstellt, wie ruhig schlummernd, fand man des Morgens die Leiche des würdigsten, des gefeiertsten Mannes seiner Zeit.

Ein schönes Marmormal im Inneren des Domes, hart am Eingange in die Kreuz- oder Eugen-Capelle, zeigt uns noch heute die Stätte, wo er ruht. *) — — — —

Fast fünf Monate darnach stand Soliman vor Wien, alle Greuel des Krieges in seinem Gefolge, und ringsum Tod und Verderben drohend. Bis zum 14. October, an dem von der kleinen Besatzung der letzte Sturm muthig abgeschlagen wurde, dauerte die arge Noth und Bedrängniß, da der folgende Tag mit seinem ersten Strahl die Heimkehr des gefürchteten, im freien Felde unwiderstehlichen Feindes beschien.

Unter den wackeren Männern aber, die für den Glauben und das Heil des Vaterlandes kämpfend, auf den Wällen der Stadt muthig gefallen waren, hatte auch Heinrich Aichinger, durch Gottes Hand von schwerem Siechthum genesen, seinen Tod gefunden, im Streite für das Edelste und Höchste, das viele Böse sühnend, das er von Leidenschaft bethört und irregeleitet, einst verübt. — —

---

*) Der gut gearbeitete Grabstein ist von rothem Marmor. Auf dem oberen Theile desselben sind sein und seiner beiden Frauen Anna und Agnes Brustbilder in halberhabener Arbeit zu sehen, mit den Ueberschriften:

Anna . Mater. Joan . Cuspi . Doc . quondam. Agnes . Altera.
Octo . Liberorum. Civi . Vienn . Prefectus. Conivnx.

Hierauf ist zu lesen:

Exolvi . Primvm . Musas . Et . Apollinis . Artes.
Nempe . Fvi . Medicus . Tuncq . Poëta . Simul.
Postea . Me . Rebvs . Natvm . Maiorib . Auxit.
Caesar . Et . Ornavit . Praesidis . Officio.
Illa . Igitvr . Nostro . Sint . Verba . Inscripta . Sepvlchro.
Vnica . Vixi . Olim . Cvspinianvs . Eram.
Historiae . Immensae . Monvmenta . Aeterna . Reliqvi.
Vivvs . In . Ys . Semper . Cvspinianvs . Erit.
Vixit . Ann . LVI . Ob . Ann . MDXXIX . Mens . April.
Die XIX.

Ganz unten zeigen sich seine acht Kinder in betender Stellung um seinen Sarg versammelt, auf dem ihre Namen eingehauen erscheinen.

— — — Jahrhunderte vergingen seit all' diesen Ereignissen, unaufhaltsam jagte die Zeit ihr schäumendes, nimmer müdes Gespann hin über den Gräbern unserer Väter, fortwährend Gruft an Gruft reihend. Manches großartige, wie für die Ewigkeit bestimmte Werk, stürzte hin in den Staub, früher Vergessenheit zum Raube, während manches Andere bestand im steten Wechsel der Nebendinge, und das Gedächtniß längst heimgegangener Edler, frisch und ungeschwächt erhält, und noch erhalten wird, so lange die Geschichte Namen bewahren, der Enkel Achtung haben mag vor den Thaten und Werken seiner Ahnen.

So prangt auch der alte, ehrwürdige St. Stephansdom fast durchaus in seiner damaligen Gestalt und Würde, mit all' seinen Meisterwerken, dem ganzen Schatze seiner Erinnerungen, ein lebendiger Mahner an die Geistesgröße und hohe Kunstvollendung seiner Erbauer. Und so wie bisher, wird er auch noch manches Jahrhundert spurlos an sich vorübereilen, so manches Neue zu seinen Füßen entstehen und wieder zerfallen sehen.*) —

Was aber das eigentliche Wirken und Schaffen der hohen, heiligen Kunst anbelangt, die so Großes, Erhabenes dereinst zu Tage brachte, so änderte sich hierin bis auf unsere Zeiten wohl Manches.

Die unseligen Wirren, welche die Reformation in

---

*) Als im Jahre 1737 beschlossen wurde, für die Curaten ein neues großes Priesterhaus zu bauen, hatten die Steinmetzen und der Kirchenmeister (dessen Wohnung sich ebenfalls hier befand) nebst der freien Ueberlassung ihrer alten Loge, noch 3000 fl. zur Erbauung des Priesterhauses, die Lieferung einer Steinmetzarbeit im Werthbetrage von 1500 fl., so wie die Beistellung der Steine und Steinmetzarbeit für ihre Wohnungszimmer freiwillig angeboten. Dieser Antrag wurde auch angenommen, und seit der Vollendung des Gebäudes im Jahre 1742 befindet sich das Baumeisterarchiv u. s. w. bis zur Stunde noch daselbst.

Deutschland hervorrief, waren die erste und vorzüglichste Ursache ihres Verfalles. — Der lebendig wirkende Geist ging verloren, als die obersten Meister die Leitung der Hütten fahren lassen mußten, um Näherliegendes zu beaufsichtigen. Im alten, großen Geiste wurde nichts mehr geschaffen, man zehrte nur mehr an einer großartigen Vergangenheit. Nach und nach verloren auch die Bauhütten ihre guten, alten Meister, Maler und Bildhauer versuchten sich in der Architektur, und die Steinmetzen = Gewerbe folgten dem Strome der herrschenden Mode. Manier verdrängte die Regel, das Edle, das die Seele, das Gemüth Erhebende war aus der Baukunst gewichen, der kalte Steinhaufen trat an die Stelle des heiligen Domes. Der Versuch, die Bauhütten mit zeitgemäßen Abänderungen wieder herzustellen, mißlang, und der alte Kunsttempel, die Bauhütte, wurde zur Herberge, die Kunst selbst zum Handwerke, das bald dem herrschenden Geschmacke fröhnen mußte.

Da erschien endlich im Jahre 1767, nachdem Straßburg von den Franzosen erobert worden war, ein Reichstagsschluß, der alle Verbindung der Bauhütten in Deutschland mit der Haupthütte zu Straßburg aufhob. So hatte diese großartige Verbrüderung ihr Ende erreicht, nachdem sie fast durch acht Jahrhunderte geblüht, und segenvoll gewirkt, und ihrer wie den folgenden Zeiten Denkmäler gegeben, welche bezeugen können, was wahre Kunstbegeisterung, geleitet und geschützt von Genie und weisen Gesetzen, was Eintracht und kräftiges Zusammenwirken vermögen. Scheint doch der Geist jener großen, längst heimgegangenen Meister, von ihren gewaltigen Münstern und Domen herab zu blicken auf uns, uns auffordernd auch unserer Mit= und Nachwelt Gleiches zu geben, Gleiches zu hinterlassen! —

Ein Roman, nicht ganz in der Alltagsweise.

Aus dem Leben eines alten Soldaten.

(Nach einer wahren Begebenheit.)

Es mögen bereits acht bis zehn Jahre sein, daß ich in den Abendgesellschaften meines Freundes B., an welchen nur Männer Theil zu nehmen pflegten, einen pensionirten Obersten zu wiederholten Malen traf. In Jahren schon ziemlich vorgerückt, denn er hatte den Sechziger seit Längerem hinter sich, besaß er noch immer die heitere, ungetrübte Laune des sorglosesten Jünglings, und bildete er, ferne von dem abstoßenden, oft mürrischen Wesen anderer Leute solchen Alters, nicht nur in unserm Kreise, sondern auch in allen Cirkeln, die er durch seine Anwesenheit erfreute, gewöhnlich den Mittelpunkt der allgemeinen Unterhaltung und die nie versiegende Quelle gemeinsamer Lustbarkeit, aus der Jeder der Anwesenden gerne und mit vollen Zügen schöpfte.

Zu seiner Zeit war er ein braver, auf dem Felde der Ehre verdienter Krieger gewesen, was zahlreiche Narben und mancher im hohen Grade auszeichnende Orden, der seine Brust schmückte, mehr als hinreichend bewiesen. Nicht minder

ließ aber auch hierauf das Feuer schließen, das, so wie es einst aus dem schönen, dunklen Auge des kräftigen, hochgewachsenen, jungen Mannes gesprüht haben mochte, kaum um Vieles schwächer aus dem fast gleich ausdrucksvollen des betagten Greises blitzte.

Kurz, er war Einer von jenen, uns im Leben gerade nicht zu häufig begegnenden alten Männern, die durch ihren noch immer regsamen, aufgeweckten Geist, und die gereifte Erfahrung ihres Alters, verbunden mit einer großen Liebenswürdigkeit ihres ganzen Wesens, die Neigung und freundlichere Theilnahme jüngerer Personen beiderlei Geschlechtes wie im Sturmschritte sich erobern.

Doch nicht allein die ernsten und erschütternden Ereignisse, die sein vielbewegtes Leben mannigfach geboten, so anziehend und denkwürdig sie uns immer erscheinen mußten, da er jene ewig unvergeßlichen Befreiungskämpfe am Beginne dieses Jahrhunderts mitgemacht, und manche große und erhabene Episode daraus mit eigenem Geschicke und fast poetischer Gewandtheit uns vor Augen zu stellen vermochte, waren es, womit er unsere Theilnahme öfter als ein Mal anzuregen verstanden hatte. Er wußte auch so viele Schwänke und lustige Streiche, oder wieder in anderer Hinsicht so interessante Anecdoten anderer Art aus seinem Leben oder aus jenem seiner Freunde, die schon lange vor ihm heimgegangen, zu erzählen, daß nicht einmal nur die Mitternachtsstunde von dem Thurme tönte, ehe noch Einer von uns an's Heimgehen gedacht hatte.

Und so saßen wir eines Abends wieder, und zwar während seines Hierseins zum letzten Male, beisammen, als er noch aufgeräumter und gesprächiger wie bei früheren Gelegenheiten uns ein Abenteuer aus seinem eigenen Leben mitzutheilen sich geneigt zeigte, das er bisher noch nicht zur Sprache gebracht hatte, seines Inhaltes wegen aber, wie er

meinte, gewiß von uns Allen als mittheilenswerth erachtet werden durfte.

Stürmisch drangen wir in ihn, sogleich zum Werke zu schreiten, wozu er sich auch sofort bereit erklärte, so daß wir uns Alle rund um ihn schaarten, die schon zu Ende gerauchten Pfeifen nach seinem Beispiele mit frischem Inhalte versahen, und erwartungsvoll den Dingen entgegensahen, die da kommen sollten.

„Ich war dereinst“ — begann er, nachdem er seine Pfeife angebrannt und mächtige Dampfeswolken von sich geblasen hatte — „ohne Ruhm zu melden, ein stattlicher Bursche, besonders als ich in einem Alter von vierundzwanzig Jahren als Lieutenant in das Husaren-Regiment meines gnädigen Königs trat, welches damals gerade in der Residenz garnisonirte.

Meine Haare, die jetzt nur mehr spärlich und längst ergraut den Scheitel des Invaliden decken, waren zu jener Zeit noch dicht und wetteiferten mit dem Gefieder des Raben, meine Wangen in herrlicher Jugendfrische strotzend, meine Gestalt, die der Waffendienst zu ihrem Vortheil entwickelt und hervorgehoben hatte, war hoch und stattlich, was Wunder also, daß manches Mädchenauge mit stillem Wohlgefallen verstohlen auf mir ruhte, wie nicht minder jenes, manches sehnsüchtigen Weibchens, das entweder sein trauriges Geschick, oder das Trachten nach Versorgung an die Seite einer alten, hinfälligen und ausgedörrten Häringsseele von Ehemann für immer gekettet hatte.

Weiß Gott, ich sage dies jetzt nicht, um damit nach so langer Zeit und in meinen Jahren zu prahlen, um so weniger, da ich über derlei Dinge schon um vieles früher anders zu denken begonnen, und überdieß über das Weibsvolk von jeher so meine eigenen Ansichten gehegt habe. Und kann denn die Ehrfurcht vor der größeren Masse jener Geschöpfe,

deren Zuneigung um nichts eben so leicht gewonnen, als aus demselben Anlasse wieder verloren wird, eine gar so große sein? Beherrscht sie denn nicht größtentheils nur die Gunst und Laune des Augenblicks, und verehren sie nicht oft heute abgöttisch, was sie morgen schon überdrüssig und wankelmüthig bei Seite werfen?

Doch sei dieses unbeschadet meiner hohen Achtung vor dem edlen, treu liebenden und darum achtungswerthen deutschen Weibe gesagt, wenn ich gleich ein solches, da ich stets Hagestolz war, nie das meine nennen konnte. Der Fall einer solchen Begegnung ist zwar selten, aber darum um so werthvoller, wenn er sich findet.

Bei jenen Gaben also, die mir, wie gesagt, die Natur damals in so reichem Maße angedeihen ließ, fehlte es mir auch nie an Glück bei dem schönen Geschlechte, umsomehr, da diesen Vorzügen noch eine knappe, ihren Mann wohlkleidende Uniform erfolgreich unter die Arme griff, und eine solche Uniform ihre Zauberwirkung hervorzubringen niemals ermangelte.

War es unter solchen Umständen mir, dem jungen, feurigen, von jeder innigeren Herzensneigung völlig freien Manne zu verargen, daß ich die Gelegenheit zum Vergnügen die sich mir so oft und willig bot, trotz meiner nicht gar schmeichelhaften Ansicht vom schönen Geschlechte, recht eifrig benützte, und auf diese Art nicht wenige mitunter höchst ergötzliche Liebensabenteuer erlebte und bestand? Konnte man es mir verargen, daß ich leichten Sinnes und fern von Kummer und Sorge dem Freudenbecher meiner Jugend in tüchtigen Zügen eifrig zusprach, immer froh und immer heiter und immer unbekümmert um den nächsten Augenblick, nur mit dem gegenwärtigen beschäftigt? Gewiß nicht! Und doch sollte es nicht immer so fortgehen wie bisher, denn es nahte die böse Stunde, die mir gleichsam zur Strafe für meine frei-

geisterischen Ansichten, gerade wo ich es am wenigsten verdiente, den Freudenkeim der folgenden arglistig zerstören, und erblühte mir die Rose, die frühzeitig verwelkend mir den schwer verwundenden Dorn in's jugendliche Herz gedrückt, zu langer Qual hinterlassen sollte. —

In der Nähe der wogenden Residenz, woselbst, wie gesagt, mein Regiment stationirt war, befand sich ein Badeort, höchst anmuthig und reizend gelegen. Es wurde dieser viel besucht, theils von Fremden, theils von den Bewohnern der Hauptstadt, — und unter diesen wieder erstlich von jenen, die in der heilenden Fluth der wunderthätigen Quelle Gesundheit und Entfernung mannigfachen Gebrechens suchten, wie nicht minder von Anderen, die daselbst dem Vergnügen und erheiternder Kurzweil leben wollten, einer dritten Sorte, Solcher nicht zu vergessen, die aus keinem von beiden Gründen, ihren Aufenthalt an dem Orte nur darum gewählt hatten, weil es zur Mode geworden war, auch ohne weitere Ursache alljährlich eine gewisse Zeit daselbst zuzubringen, und die doch zu zeigen nicht unterlassen konnten, daß sie reich waren und zu leben wußten.

Da gerade Friede und mein Wunsch leicht zu befriedigen war, beschloß ich gleichfalls, einige Wochen daselbst der Freude zu opfern, und suchte deshalb um Urlaub an, welchen ich auch sofort ohne Anstand, hauptsächlich in Berücksichtigung meiner sonst unermüdlichen Dienstleistung, erhielt.

Das betreffende Papier, das ich soeben aus den Händen meines Vorgesetzten empfangen hatte, in der Tasche, schlenderte ich im vollen Vorgefühle der mich in Kurzem erwartenden Vergnügungen nachgerade über einen der belebtesten Plätze der Stadt, und betrachtete mir, an einer Straßenecke Halt machend, in träger Ruhe das unruhige Treiben der Vorübergehenden, als höchstens zwei Schritte vor mir, hart an der Thür eines eleganten Damenputzgewölbes, eine pracht-

volle Kutsche anhielt, in der mein, in solchen Dingen schon geübter Scharfblick im Moment eine Dame von reizender Schönheit erspäht hatte. Da kein Bedienter mit zugegen war, stand der Kutscher soeben im Begriffe, seinen erhabenen Sitz zu verlassen, um der im Wagen Befindlichen beim Aussteigen behilflich zu sein, als ich, nicht ohne Routine in ähnlichen Fällen der Galanterie, mit vieler Geistesgegenwart, ohne irgend etwas weiter zu beabsichtigen, hinzusprang und den Schlag des Wagens aufriß, um der Dame, mit aller möglichen Artigkeit, ihr meine Hand reichend, beim Aussteigen zu dienen.

Diese stutzte Anfangs wohl über die fremde, unerwartete Erscheinung, erröthete leichthin, nahm aber demungeachtet meinen Ritterdienst an, hüpfte mit einem verbindlichen Kopfnicken zephirleicht vom Tritte des Wagens herab, und verschwand in dem Kaufladen.

Daß ich die bewußte Schwelle fortan nicht verließ, sondern ihre Rückkehr erwartete, um ihr in ähnlicher Weise bei ihrem Wegfahren meinen Beistand anzubieten, versteht sich von selbst. Ihre Schönheit hatte einen zu tiefen Eindruck auf mein damals so empfängliches Herz gemacht, als daß ich jenem Augenblicke nicht mit großer Ungeduld hätte entgegensehen sollen.

Wirklich harrte ich nicht lange, was mir besonders auffiel, da, wie bekannt, die Damen beim Einkaufe von Putzartikeln nicht immer so schnell in's Reine zu kommen pflegen, und was ich in meiner Eitelkeit nur mir zu Gunsten auszulegen vermochte, als sich die Thüre des Ladens aufthat, und sie, ein kleines Päckchen in der Hand haltend, seine Schwelle überschritt.

Eiligst sprang ich wieder hinzu, öffnete den Schlag der Kutsche abermals, und stand im Begriffe, ihr beim Einsteigen behilflich zu sein, wofür sie mir, wie früher, mit

Erröthen dankte, als sie noch zögerte, um dem Kutscher den Befehl zu ertheilen, den ich natürlich mit anhören mußte, auf einem andern der nahegelegenen Plätze vor einem ähnlichen Putzladen, dessen Schild sie ihm bezeichnete, anzuhalten.

Insofern mich das Abenteuer, wenn ich es ja so nennen konnte, zu sehr anzog, war mein Entschluß, was ich weiter zu unternehmen hätte, auch sogleich gefaßt. Da die Straße überhaupt stark befahren war, und in diesem Augenblicke noch mehr als sonst, so konnte sich ihr Wagen nur langsam vorwärts bewegen. Die Gelegenheit, sie wieder zu sehen, war mir um so verlockender, da mich die Umstände selbst dermaßen so begünstigten. Ich benutzte deshalb mehrere mir sehr zu Statten kommende Durchhäuser und Quergäßchen, und sah mich in Folge dessen glücklich in den Stand gesetzt, an der bestimmten Stelle gerade anlangen zu können, als auch ihr Wagen daselbst Halt machte.

Noch eilfertiger sprang ich neuerdings hinzu, und öffnete den Kutschenschlag mit einer Verbeugung, der Schönen, mit einem ungleich mehrsagenden Blicke als vorhin, die Hand zum Aussteigen bietend.

Mit sichtlicher Bewegung und stärkerem Erröthen nahm sie meinen Dienst auch dieses Mal mit den leise gelispelten Worten an: „Fürwahr, mein Herr, Sie überraschen mich!“ Worauf sie eilends über der Schwelle des Ladens verschwand, nachdem sie meinen glühenden Händedruck, wenn auch nur ganz schwach, erwiderte hatte.

Hatte ich früher, wie an die Stelle gewurzelt, ihrer Rückkehr geharrt, so hätte mich jetzt der Angriff eines feindlichen Regimentes nicht verjagt. Feuersgluth durchströmte meine Adern, mein ganzes Wesen war in Aufregung, und unwiderstehlich fühlte ich mich von einer mir bisher unbekannt gebliebenen Macht zu ihren Füßen hingezogen. Ich empfand

es, daß dieses Liebe, und zwar von der leidenschaftlichsten Art, wie ich sie noch nie kennen gelernt, war, und daß mich diese Liebe wohl für immer an ihren Triumphwagen gekettet haben mochte.

Eine kleine Pause verstrich, während welcher Zeit ich mich bemühte, meine Gedanken zu sammeln, um den nächsten Augenblick, der sich mir vielleicht zum letzten Male bot, nicht unbenützt und für immer entschlüpfen zu lassen.

Noch stritt ich mit mir selber, was ich ihr sagen und wie ich ihr die Gefühle meines Herzens zu verstehen geben solle, denn sagen mußte ich Etwas, als sich während der tollsten Jagd meiner Gedanken die Thüre des Ladens öffnete, und die Angebetete daraus hervortrat, um neuerdings in ihren Wagen zu steigen.

Zitternd reichte ich ihr dieses Mal meine Hand zu dem früheren Dienste, aber unfähig, für den Moment ein Wort hervor zu bringen. Und noch war kein Laut über meine Lippen gekommen, und schon sollte der Kutschenschlag wieder geschlossen werden, als plötzlich meine, einen Soldaten entehrende Schüchternheit wenigstens zum Theil die Segel strich, und ich sie mit bewegter Stimme beschwor, mir irgendwo nur für wenige Augenblicke ungestörtes Gehör zu vergönnen, indem das Glück meines Lebens, ja mein Leben selbst an der Gewährung dieser Bitte hinge.

Verwirrt und nicht minder bewegt, wie ich selber, vernahm sie diese Worte aus meinem Munde. Schneller aber ihre Fassung gewinnend, flüsterte sie mir mit leiser Stimme die Frage zu: „Kann man Ihnen auch trauen? Sind Sie nicht im Stande, das Ihnen geschenkte Vertrauen zu mißbrauchen?“

Mit innigem Ausdrucke, mehr in Gebehrden als in Worten, versicherte ich sie meiner Liebe, und leistete ich ihr auch sogleich das Versprechen, ihre leisesten Wünsche zu jeder

Zeit als meine heiligste Pflicht betrachten, und die kleinste Gunstbezeigung ihres Herzens höher als Blut und Leben halten zu wollen, als sie mir gerührt die Hand reichte, und die Worte zuflüsterte: „Nun denn, wir wollen sehen. Ihrem Verlangen soll willfahrt werden, das wie und wann bleibe jedoch Ihrem eigenen Scharfsinne überlassen." Nach welcher räthselhaften Rede sie den Kutschenschlag zuzog, und dem Kutscher durch ein herabgelassenes Fenster am Vordertheile des Wagens einige Befehle ertheilte, in Folge deren er nach jener Richtung, von woher sie gekommen, die Pferde umwandte, und die Straße langsam entlang fuhr.

Selbst nicht wissend, wie mir geschah, starrte ich Anfangs dem immer mehr sich entfernenden Wagen nach, durch den räthselhaften Sinn dieser Worte verblüfft und wie an den Fleck gebannt. Plötzlich aber erwachte in mir eine Idee, und ich raffte mich auf aus dem Taumel, der mich so fest gefangen gehalten, und schickte mich an, dem Wagen eilenden Fußes zu folgen, da ich in seinem langsamen Dahinrollen Absicht und Beziehung zu erkennen glaubte.

Und wirklich sollte sich diese Idee in Kürze als die beste erweisen. Der Wagen fuhr in immer gleich langsamer Bewegung, so, daß ich ihm in einiger Entfernung bequem folgen konnte, dem nächstgelegenen Stadtthore zu, und hielt außerhalb desselben an jener Stelle, von wo aus sich zahlreiche, schattige und anmuthige Spaziergänge rings um die Stadt zogen. Die Dame stieg jetzt aus, ertheilte, wie zufällig einen flüchtigen Blick rückwärts werfend, dem Kutscher den Befehl, allein nach Hause zurückzukehren, und schlug, wie in der Absicht zu promeniren, eine der vor ihr liegenden Alleen ein.

Ich ließ den Kutscher, indem ich es vermied, auf irgend eine Art seine Aufmerksamkeit rege zu machen, an mir vorüberfahren, wartete bis er das dunkle Stadtthor passirt

hatte, und beschleunigte dann meine Schritte dem ersehnten Ziele zu.

Augenscheinlich war es, daß die mir geneigte Schöne, falls ich so klug gewesen, ihre Absicht zu errathen, auf solche Weise meinen Wünschen die Krone aufzusetzen bezweckte, so wie auch, daß ich im Gegentheile sie vielleicht in meinem ganzen Leben nie wieder gesehen haben würde.

Nach wenigen Augenblicken befand ich mich an ihrer Seite, und schwelgte in einem Glücke, dessen hohen Reiz ich nie gekannt, noch auch nur geahnt hatte.

Die Heldin meines Romans war, wie ich bereits vorhin nur flüchtig erwähnte, eines der schönsten Weiber, die mein Auge jemals, so vorher als nachher erschaut hatte. Hoch und schlank gewachsen, und an körperlicher Form nur schwer ihres Gleichen findend, stand sie da vor meinen trunkenen Blicken. Die Fülle und Ueppigkeit ihres seideweichen, blonden Haares, die blendende Weiße ihres Teints, der Adel, hohe Liebreiz und andererseits auch wieder geistvolle Ausdruck ihrer herrlichen Züge, fürwahr, alles dieses zusammen würde sie als der Schönheit reizendstes Ideal, dem Künstler als würdiges Modell haben dienen lassen beim Entwurfe der anmuthsvollen Aphrodite!

Wie gesagt, meine Herren, ich bin zwar, vergessen Sie dessen nicht, jetzt ein alter Mann, der in allem Uebrigen längst abgestorben ist für das, was den Jüngling reizt und begeistert, aber eben des Jünglings Gluth fühle ich durch meine Adern toben, gedenke ich noch jetzt jener herrlichen Erscheinung, und ich wiederhole es, nie mehr habe ich solch' ein Weib gesehen. Lachen Sie immerhin meiner Begeisterung, ich verzeihe es Ihnen, denn mein Trost ist die feste Ueberzeugung, daß Sie an meiner Stelle gerade so sprechen würden.

„Mein Herr,“ begann sie, nachdem sie die alberne Ent-

schuldigung meiner Zudringlichkeit, die ich in großer Befangenheit hervorgestottert, gütig angehört und meinen Arm, den ich ihr geboten, zu meinem Erstaunen angenommen hatte, „mein Herr, Sie tragen das Kleid des Kriegers — des Ehrenmannes — als von einem solchen, verlange ich ein heiliges Versprechen von Ihnen, das Sie nur mit Verleugnung Ihrer Ehre brechen könnten!“

Auf meine Versicherung, daß ich ihr in Allem und blindlings zu Willen sein wolle, wenn es nur nicht meiner Liebe zu entsagen gälte, erwiderte sie mit anmuthigem Lächeln, daß es ihr nicht in den Sinn komme, solches von mir zu verlangen, da sie sich hierdurch vielleicht selbst ein zu großes Opfer auferlegen würde.

„Das Versprechen,“ fügte sie hinzu, „das Sie mir leisten sollen, betrifft nichts Anderes, als nie, unter keiner Bedingung und auf keine Weise meinem Stande oder meinem Namen nachspüren zu wollen; denn würde ich die unbedeutendste Verletzung dieses meines Gebotes auch nur ahnen, so würde ich für Sie verloren sein für immer — wir würden uns nie mehr wieder sehen! Wollen Sie sich begnügen mit meiner Liebe, mit dem Bewußtsein und dem Geständniß, daß ich für Sie vielleicht dasselbe fühle, was Sie für mich empfinden, so ist es gut, — begnügen Sie sich damit aber nicht, so wäre es besser, wir hätten uns nie gesehen, da wir Beide nur den Stachel marternder Erinnerung uns in's Herz gedrückt haben würden.“

Bei der Unverletzbarkeit meines Ehrenwortes leistete ich ihr das anscheinend geringfügige Versprechen, und sie zeigte sich dadurch zufrieden gestellt.

Als wir nach einer halbstündigen Promenade schieden, eröffnete sie mir zu meinem größten Entzücken, daß sie die Saison in dem nahe gelegenen Badeorte, wohin ich mich ohnedies zu begeben beschlossen hatte, zuzubringen gedenke.

Ich ermangelte auch nicht, ihr sogleich diesen für mich so erfreulichen Umstand mitzutheilen, worauf sie die Mittagsstunde des nächstfolgenden Sonntags als die Zeit bestimmte, wo ich sie auf einem der vielen Spaziergänge des Badeortes, den sie mir genau bezeichnete, mit Sicherheit treffen würde.

Nachdem sie den Wunsch geäußert, ich möge sie nun verlassen, und meines Versprechens unter allen Verhältnissen eingedenk bleiben, schied ich von ihr an der Stelle, wo wir uns eben befanden, wornach sie der Stadt zuschritt, während ich ohne umzusehen — die entgegengesetzte Richtung einschlug. —

Wie Sie sich leicht vorstellen können, sah ich dem gerade diesmal scheinbar zögernden Herannahen des Sonntags mit der höchsten Ungeduld entgegen. Aber auch außerdem fiel mir noch der Gedanke mit Zentnerslast auf's Herz: wie würde es sich gestalten, wenn Sturm und Wolkenbruch das Stattfinden des ersehnten Stelldicheins etwa verhindern möchten? Unendliche Bangigkeit schnürte mir bei diesem Gedanken die Brust zusammen, da ich in meiner Verblendung in einem solchen Falle Alles für verloren hielt, und die Möglichkeit, sie trotzdem wiedersehen zu können, gar nicht vorhanden glaubte. —

Und bis zum Morgen des bestimmten Tages quälten mich diese Sorgen und Zweifel, wo jedoch die in dem reinsten Glanze heraufsteigende Sonne, deren Schein an jenem Tage auch nicht ein Wölkchen trübte, gleich als hätte sie selbst den innigsten Antheil genommen an meinem Liebesloose, mich freier athmen machte, und aus meiner früheren Bangigkeit wie mit Zauberkraft in den zehnten Himmel irdischer Glückseligkeit versetzte. —

Zwei Stunden vor der bestimmten Frist befand ich mich schon an Ort und Stelle, mit verzehrender Ungeduld dem Schlage der verhängnißvollen zwölften entgegenharrend.

Endlich ertönte sie und bezeichnete den eigentlichen Beginn des seligsten Abschnittes meines ganzen bisherigen Lebens. Aber nicht nur die glühende Versicherung inniger Gegenliebe machte mir diese Stunde unvergeßlich, sondern — was noch weit mehr, sie brachte mir die Erlaubniß, diese Versicherung fern von dem Auge der Welt, in jenen stillen, trauten Räumen, die der Hauch der Geliebten veredelte und zu einem irdischen Eden erhob, empfangen und erwidern zu dürfen. Und schon die nächstfolgende sechste Abendstunde sollte mich Beneidenswerthen einführen in den Tempel der Liebe und des Glückes.

Nachdem sie mir das Haus, das sie bewohnte und allein für sich gemiethet hatte, bezeichnet, beantwortete sie mir meine Frage, an wen ich mich, dort angelangt zu wenden hätte, um zu ihr zu gelangen, dahin, daß ihr Kammermädchen den Auftrag erhalten würde, um die bestimmte Zeit meiner im Hofraume zu warten, mit einem schelmischen Seitenblicke noch hinzufügend: „Ich rechne aber auf ihre Diskretion, daß Sie das arme Kind daselbst nicht zu lange seinen eigenen Gedanken überlassen werden."

Ein feuriger Handkuß antwortete darauf, und wir schieden, um uns in Kurzem und völlig ungestört wieder zu sehen, und wie mir ein unendlich beklemmendes und doch wieder seliges Gefühl nur dunkel ahnen ließ, eines Glückes zu genießen, dessen Wonne zu fassen, mein lieberglühendes Herz für den Augenblick unvermögend war.

Es schlug sechs Uhr, und ich betrat den Hofraum des bezeichneten Hauses mit unsicheren Schritten, wo ich in der That das Kammermädchen meiner harrend fand, das mich ersuchte, einstweilen nach dem Pavillon zu folgen, in dem ihre Gebieterin mich in Kurzem bewillkommnen werde.

Schweigend führte mich das Mädchen bis an's Ende eines herrlichen Gartens, woselbst wir in einen sehr niedlichen

und auf das Eleganteste eingerichteten Pavillon traten, in dem zum Thee gedeckt war. Dort angelangt, verließ sie mich.

Einem Fieberkranken nicht unähnlich und wie im Traume ob der Absonderlichkeit alles Dessen, was sich mit mir seit Kurzem zugetragen, hatte ich noch nicht Zeit gehabt, mich zu sammeln und meine Fassung wieder zu gewinnen, als mir das leise Herannahen von Tritten, wie auch das Rauschen eines Seidenkleides das Blut in noch mächtigeren Strömen zum Herzen trieb, hierauf aber sich eine von mir früher nicht wahrgenommene Tapetenthür im Hintergrunde des Pavillons aufthat, und die herrliche Frau in dem reizendsten und sinnverwirrendsten Negligée vor mir stand, und mich auf die anmuthigste Weise begrüßte.

Sogleich nach ihr trat auch das Mädchen wieder ein, um uns den Thee zu serviren, welcher Umstand am ersten geeignet war, meine zu mächtige Aufregung zu bekämpfen, und mich eine ruhigere Haltung gewinnen zu lassen. —

Reichthum und Noblesse herrschten hier in Allem, was mein Auge traf, von dem geschmackvollen Anzuge der Hausfrau bis zu dem Geräthe, das in hohem Werthe den Theetisch zierte, und das mir, ohne daß ich hinterlistig darnach forschte, auf den Löffeln wie auf den Kannen ein kunstreich eingegrabenes, mir unbekanntes Wappen, nebst dem Namenszuge des Eigenthümers wies. Ich beachtete diesen Umstand, da ich nur Augen für sie hatte, damals kaum, und hatte später, auch wenn ich dies nachträglich hätte thun wollen, nicht mehr Gelegenheit dazu, da man, wie es schien, fernerhin mit Sorgfalt vermied, mir derlei Dinge unbedachtsam zu zeigen. Es war mir also in der Folge, wenn ich es nicht schon an und für sich verachtet hätte, meinem Versprechen zuwider zu handeln, jeder Anlaß genommen, solchergestalt dem Namen und Stande der geliebten Unbekannten auf die Spur zu kommen.

Ihrem Verlangen gemäß hatte ich auf der schwellenden Ottomane an ihrer Seite Platz genommen, indeß sie während der Anwesenheit des Mädchens das Gespräch über Tagesneuigkeiten und andere gleichgiltigere Dinge mit der eigenthümlichen Leichtigkeit und Gewandtheit einer Dame von Stand führte.

Endlich ward das Mädchen verabschiedet, mit dem Befehle, erst dann wieder zu erscheinen, wenn solches verlangt würde.

Nun änderte sich der Ton unserer Conversation, — meine Schüchternheit schwand zusehends — und ich ließ den Gefühlen meines Herzens freien Lauf, umsomehr, da sie eben so frei und innig erwidert wurden. — —

Mit einem Worte, meine Herren, ich genoß an jenem Abende eines Glückes, dessen Nacherinnerung noch jetzt nach mehr als vierzig Jahren in ungetrübter Jugendfrische in der Seele des Greises prangt.

Nach mehreren Stunden erst verließ ich sie, um am nächsten Abende noch liebentbrannter in ihre Arme zu eilen." — — —

Der Erzähler machte hier eine kleine Pause, wornach er in ruhigerer Weise den Faden seiner Erzählung wieder aufgriff.

„Oft während jener Tage erwachte wohl das Verlangen in meinem Herzen, oder wenn Sie es lieber so nennen wollen, die Neugierde, etwas Näheres über Nataliens Verhältnisse, denn unter diesem Namen genoß ich ihres beglückenden Umgangs, in Erfahrung zu bringen, und einige Einsicht in ihre sonstigen Verbindungen und Beziehungen zu gewinnen. Doch wäre dies von jeder Seite aus unmöglich gewesen.

Sie selbst berührte diesen Punkt nie. Und wie hätte ich den Zauber, der unsere Herzen so traut umfing, mit

frecher Rede oder beleidigender Zudringlichkeit vernichten sollen? Jenen süßen Zauber, der mein ganzes Glück ausmachte, und der, ich bin dessen überzeugt, bei solch' rauher Berührung, gewiß wie dünner Nebel in Nichts zerflossen sein würde?

Und überdies, was kümmerte mich das Ganze auch? In ihrem Herzen herrschte ich unumschränkt und keiner sonst! Wog dies nicht alles Andere auf?

Aber auch in jeder anderen Hinsicht wäre es unmöglich gewesen, mehr zu erfahren. Das Haus, das sie unter dem angenommenen Namen einer Frau von S. gemiethet hatte, bewohnte sie allein mit ihrer Dienerschaft, durchaus aus weiblichen Individuen bestehend, die ihr ohne Ausnahme treu und herzlich ergeben waren, und sie sämmtlich aus ihrer Heimath hierher begleitet hatten. Wer hätte da, wo sie jedem Anderen durchaus fremd war, ihrem wahren Stande und Namen auf die Spur kommen können?

Und doch mußte dieses von irgend einer Seite aus möglich gewesen sein, denn wozu hätte sie mir sonst gleich am Beginne unserer Bekanntschaft mein Ehrenwort abverlangt, in dem Anbetrachte von allen Nachforschungsversuchen abzustehen? — Aber genug, sie besaß das Letztere, und dieser Umstand schützte sie, so sehr die Beantwortung dieser Frage mich auch interessiren mußte, vor allen Nachforschungen von meiner Seite mehr als hinreichend.

Ich will Sie hier, meine Herren, nicht langweilen mit einer spezielleren Schilderung der namenlosen Freuden jener Tage an Nataliens Seite, noch mit einer genaueren Erörterung, wie meine Liebe zu ihr, in Folge der zahllosen Vorzüge ihres Geistes und Herzens fast stündlich wuchs, ja zuletzt der Inbegriff all' meines Denkens und Trachtens geworden war. Ich will Sie damit verschonen, da Ihnen jeder feurige, verliebte Jüngling, wenn auch nicht immer

mit ganz gleichem Rechte, die völlig gleiche Schilderung machen wird, die, so anziehend sie auch für ihn sein mag, doch jeden Anderen kalt läßt, oder doch nur insoferne ansprechen kann, als dieser entweder unter gleichen Umständen lebt, oder dadurch Erinnerungen in seiner Brust wach werden, die schon lange in Vergessenheit begraben lagen.

Ich will daher nur noch das Wenige hinzufügen, was, falls das Vorhergegangene Ihre Theilnahme zu erwecken vermögend gewesen, nothwendig noch berührt werden muß. —

Sechs Wochen hatte ich allmälig wie ebenso viele Stunden in den Rosenketten der seligsten Liebe verlebt. Da verdüsterte eine trübe Wolke, langsam heraufziehend den reinen Himmel unserer Lust. Mein Urlaub neigte nämlich seinem Ende zu, und ich sollte nach Ablauf desselben, wie sich's gebührte, wieder bei meinem Regimente einrücken. Da, zu meiner größten Freude, erhielt ich, Dank der Verwendung gütiger Freunde, unter Vorschützung von Gesundheitsrücksichten, eine Verlängerung desselben von weiteren vier Wochen, nach deren Ablauf ich aber keine ähnliche Gunst mehr zu erwarten, sondern mich ungesäumt meinem Dienste zu unterziehen haben würde.

Nun war wieder des Entzückens kein Ende, denn welcher, so wie ich damals, Verliebte denkt über die reizende Gegenwart hinaus, oder kümmert sich um die gleichfalls bald zur Gegenwart gewordene, weit minder reizende Zukunft? —

Die erste Woche hindurch ging's noch so fröhlich und seelenvergnügt zu in jenem niedlichen Häuschen, wie früher, als sich mit einem Male Einiges zu ändern begann. Obwohl dies schon früher vorgekommen war, ohne daß ich es bisher beachtet hatte, zeigte sich Nataliens Stirne jetzt öfter umwölkt, als ob ein schwerer Kummer auf ihrem Herzen sich gelagert hätte, und blickte ihr Auge oft mitten unter unseren traulichsten Gesprächen, ja selbst von Thränen

umflort, gedankenvoll zur Erde. Ob ich gleich sonst ihr vollkommenstes Vertrauen besaß, war ich doch nicht so glücklich, die Ursache dieses gewöhnlich schnell schwindenden, doch immer öfter wiederkehrenden Anfalles düsterer Melancholie erfahren zu können, denn daß die stete Hinweisung auf leichtes Unwohlsein mich in diesem Punkte nicht beruhigen konnte, ist leicht einzusehen. Demungeachtet aber gelang es mir nicht, der Sache auf den Grund zu kommen.

Kurz darauf, nachdem ich bei einem neuerlichen Anlasse der Art in Natalien gedrungen war, ihr Herz vertrauensvoll dem Geliebten zu erschließen, wiewol ebenso vergeblich, betrübte sie mich mit der Nachricht, daß sie wichtiger und unaufschiebbarer Geschäfte willen am folgenden Tage sich nach der Residenz begeben müsse, wobei sie jedoch meine Begleitung entschieden ablehnte. „Indessen," fügte sie bei, als sie den tiefen Schmerz gewahr wurde, den mir dieser Umstand verursachte, und mir den Mund mit einem feurigen Kusse schloß, „indessen soll mich die Liebe so schnell als möglich wieder in Deine Arme zurückführen."

Was mochte ich da thun? Ich mußte mich zufrieden geben, obgleich ich ahnte, welch' einen qualvollen Tag ich seit unserer innigeren Vereinigung zum ersten Male allein in ihrer Abwesenheit zu verleben haben würde. Aber ich überlebte auch ihn, wie man Manches im Leben überlebt, dem man Anfangs unterliegen zu müssen glaubt; und überdies sollte mir ja die Freude des Folgenden reichlich das Leid vergüten, das mir der Vergangene verschwenderisch gebracht hatte.

Die Wolke, die Nataliens schöne Stirne schon früher zuweilen umdüstert hatte, wollte aber auch nach ihrer Rückkehr aus der Residenz nicht von derselben entfernt bleiben, sondern lagerte immer häufiger darauf, so daß am Ende sogar ihre Gesunhheit unter dem verderblichen Einflusse eines

tiefen Gemüthsleidens, ob sie auch das Vorhandensein eines solchen läugnete, in nicht geringem Grade beeinträchtigt zu werden begann. Auch sah sie sich gezwungen, während der letzteren Zeit meines nicht mehr zu erneuernden Urlaubes einige Male nach der Residenz sich zu begeben, von wo sie aber immer bald und mit gleicher Schnelligkeit, wie das erste Mal, in meine Arme zurückkehrte.

Eine eigene Bangigkeit beschlich da mein Herz oft ahnungsvoll, an der die, mir wieder in Kurzem obliegende strenge Dienstpflicht, die mir ihren Umgang weit seltener gestatten würde, wohl nicht den kleinsten Antheil hatte. Zu verschiedenen Malen war in der letzteren Zeit diese Sache von mir in Anregung gebracht worden, ohne daß mir von ihr eine andere, als eine nur ausweichende Antwort hierauf zu Theil geworden war.

Und so saß ich an dem drittletzten Abende vor meiner Rückkehr zum Regimente, in jenem traulichen Pavillon an ihrer Seite, aber ach, in welch' ganz anderer Gemüthsstimmung, als das erste Mal!

Selbst der Himmel schien mit den Gefühlen, die meinen Busen durchtobten, zu sympathisiren, denn es verhüllten dichte Regenwolken sein freundliches Antlitz, blinkte kein Sternlein auf die Erde hernieder und der wüthendste Sturm entblätterte mit wildem Toben so Baum als Blume.

Nataliens Auge erglühte in einem wilden, krankhaft erregten Feuer, ihre Wangen waren bleicher als gewöhnlich und mancher bange Seufzer hob ihre Brust. War's der Aufruhr der Elemente draußen, war's die düstere Schwermuth der Geliebten, war's der Drang der Verhältnisse, die nun doch einigermaßen störend auf unser seliges Zusammensein einwirken mußten, die mich schmerzlich ergriffen hatten, genug, wie erfüllt von der Vorahnung erschütternden, tiefen Herzeleids, saß ich, ihre Hand krampfhaft in der meinen hal-

tend, durch längere Zeit stumm und schweigsam neben ihr. Da raffte sie sich auf aus ihrem Kummer, preßte mich heftig in ihre Arme, überfluthete mein Antlitz mit einem Strome heißer Zähren und sank wie ohnmächtig auf die Kissen der Ottomane zurück.

So überraschte uns der Schlag der zehnten Stunde, derjenigen, die nach Nataliens ausdrücklichem Verlangen mich Jederzeit von ihr entfernen mußte. Ich schickte mich an, diesem auch heute Genüge zu leisten, als sich dieselbe Scene wiederholte, sie sich wieder leidenschaftlich an meinen Hals hing, meinen Mund mit Küssen bedeckte und mich wie mit der Kraft der Verzweiflung an sich preßte, so daß ich dieses Mal meinerseits das Amt des Ermahners und Trösters zu übernehmen gezwungen war.

Bald hatte ich mich losgerissen aus ihren Armen und stand auf der Straße. Wie an den Haaren zog es mich zurück, sie nochmals an's Herz zu pressen — als hätte es einen Abschied für's Leben gegolten. Doch meine ganze Manneskraft sammelnd, raffte ich mich empor aus dem weibischen Kleinmuthe, der mich erfaßt hatte, und versuchte ich es, die Dinge in ihrem wahren, natürlichen Lichte zu betrachten, und die sichere Erwartung zu nähren, der kommende Tag werde die trüben Bilder des vergangenen verscheuchen und das Morgenlicht einer, wenn auch nicht so seligen Zukunft, doch immerhin noch freundlicher Stunden erglänzen lassen. Unter solchen Gedanken gelangte ich in meine Wohnung, warf mich daselbst auf mein Lager und schlief spät und ermattet ein. —"

Der Erzähler machte hier eine Pause und fuhr mit der Hand über seine Augen, als gälte es, einer gewaltigen Rührung Meister zu werden. Tiefe Stille herrschte unter uns, Keiner regte sich, Keiner unterbrach die lautlose Ruhe auch nur mit einem Worte.

„Und wirklich,“ begann er nach einer Weile neuerdings mit bewegter, zitternder Stimme, während eine Thräne in seinem Auge perlte, „wirklich war's ein Abschied für's Leben, ein Abschied für immer gewesen! Denn als ich am nächsten Morgen um die gewohnte Stunde Nataliens Haus wieder betrat, fand ich dieses leer und nur von jener alten Frau bewohnt, die jetzt wie zuvor, die Aufsicht darüber zu führen hatte und mir kurz berichtete, daß Frau v. S. nach Tagesanbruch mit ihrer ganzen Dienerschaft abgereis't sei, ohne anzugeben, wohin, nachdem sie ihr den Auftrag ertheilt, mir bei meiner Ankunft diesen Brief und das beiliegende versiegelte Päckchen einzuhändigen.“

Der Brief enthielt nur die wenigen Worte: „Mein theurer Freund! Das Geschick reißt mich von Deiner Seite. — Frage nicht, — forsche nicht — und gedenke stets Deines Versprechens! — Vielleicht sehen wir uns einstens wieder — vielleicht nie! — Verschmähe das beifolgende kleine Angedenken nicht, und erinnere Dich bei seinem Anblicke öfters Deiner unglücklichen, Dich ewig liebenden Natalie.“

Das kleine, dem Briefe beiliegende Päckchen aber enthielt ein zierlich geformtes Maroquin-Futteral, das einen Diamantring von ungemeinem Werthe umschloß.

Sie werden es mir erlassen, meine Herren, Ihnen die Gefühle genauer zu schildern, welche mich in jenem Augenblicke erfaßten. —

Seit jenem Zeitpunkte sind, wie ich früher bemerkte, bisher über vierzig Jahre verflossen — ich habe nie mehr von ihr gehört — sie nie wieder gesehen — doch auch nicht vergessen! So jung ich damals noch war, habe ich nie mehr geliebt — und blieb ich fortan todt und unempfänglich für Alles, was den Mann sonst am Weibe unwiderstehlich

lockt und reizt. — — Ich habe — und konnte sie nie vergessen!“ — — —

Hiemit schloß der sonst so heitere Alte, tief bewegt, seine Erzählung, und schied bald aus unserer Gesellschaft.

Wir Anderen waren gleichfalls mächtig ergriffen und sahen uns für den Augenblick außer Stand gesetzt, das Endresultat dieses romantischen Liebesabenteuers auf irgend eine Weise genügend erklären zu können.

Oft noch bei unseren Zusammenkünften kam die Rede auf diesen Gegenstand, ohne daß wir je mehr als bloße Vermuthungen hegen konnten.

Was aber den alten, liebenswürdigen Obersten betrifft, so verließ dieser, unvorgesehener Weise durch eine Familienangelegenheit gezwungen, schon nach wenigen Tagen unsere Stadt, um nach seiner Heimath zu reisen. Da ihm die Dringlichkeit der Sache nicht mehr gestattete, sich persönlich von uns zu beurlauben, so that er dieses schriftlich; und leider war es für immer gewesen, denn er besuchte uns seitdem nicht wieder, und starb, eingegangenen Nachrichten zu Folge, im Spätherbste des vorigen Jahres in seiner Vaterstadt am Schlagflusse.

Eine alte Jungfer.

Aus dem Tagebuche eines deutschen Arztes.

Ein Menschenleben ist nur wenig —
Ein Menschenschicksal — oft so viel! —

Es war an einem Abende im Spätherbste des Jahres 1842. Der Regen fiel in Strömen und schlug wüthend und geräuschvoll gegen die Fenster, während der Sturm durch die verödeten, wie rein gefegten Straßen sauste und brauste, als hätte es Allem, was da lebte, den Untergang gegolten.

Durchnäßt bis auf die Haut und bebend vor Frost, war ich nach völliger Beendigung meiner Berufsgeschäfte gegen 9 Uhr in meiner Wohnung angelangt, um, sogar ohne mein gewöhnliches Abendmahl einzunehmen, im warmen Bette jene Behaglichkeit und allmähliche Erholung wiederzufinden, die ich außerhalb desselben, zur betreffenden Stunde an jedem andern Orte wohl nur vergeblich gesucht haben würde.

In Kurzem entschlummerte ich auch sanft und selig, gar süß eingewiegt von dem bis zu meinem Ohre dringenden, noch ununterbrochenen Toben und Hasseliren des Unwetters auf den Straßen, als gegen 1 Uhr des Morgens ein gewaltiger Zug an der Klingel meiner Wohnung mich mit rauher Hand

aus den blühenden Gefilden meiner Träume reißend, einer solchen Wirklichkeit in die Arme warf. Meine Hülfe wurde für eine plötzlich schwer und, wie es hieß, äußerst gefährlich erkrankte, bisher mir gänzlich unbekannte Person in Anspruch genommen.

Wenn mir auch in diesem Momente, wo der Sturm in noch so ziemlich gleicher Weise draußen hanthierte und der Regen in nicht geringerem Grade meine Fenster bespülte, der Gedanke: „deine Standeswahl war wol sicher eine höchst ehrenvolle, wenn auch gerade keine große Bequemlichkeit bietende," wie ein Blitz durch die Seele fuhr — so war ich doch nicht minder schnell in meinen Kleidern und stellte mich Denen, die meiner begehrt hatten, zur weiteren Verfügung.

Ein Weib, der niederen Volksklasse angehörend, und ein Bursche, der zur Vorsicht, der Finsterniß wegen, die auf den Straßen herrschte, eine Laterne mitgebracht hatte, harrten meiner im Vorgemache.

„Ach, verzeihen Sie, Herr Doctor," rief mir die Erstere entgegen, „daß wir es gewagt haben, Sie mitten in der Nacht und noch dazu bei solchem Wetter zu belästigen, aber, du lieber Himmel, wir wußten uns nicht anders zu helfen, und wer weiß, ob Ihr Beistand, so sehr wir uns beeilen, nicht vielleicht demungeachtet zu spät kommt!" —

Während wir nun schnell die Straßen durcheilten, um so bald als möglich am Ziele anzukommen, erfuhr ich von meiner Führerin, indeß der Bursche mit seiner Laterne durch Dick und Dünn, um uns unbekümmert, rüstig voraneilte, daß sie selber eine arme Schuhmachersfrau sei, welche die in Rede stehende Kranke, eine gleichfalls arme und hülflose Frauensperson vorgerückten Alters, die sich ihren spärlichen Unterhalt bisher durch Lectionen in der französischen Sprache erworben, bei sich auf ihrer Kammer mehr aus gutem Herzen als des Gewinnes wegen, aufgenommen. Ihr Gatte

hierdurch in mancher Beziehung in seiner Bequemlichkeit gestört, habe ihr dieses darum auch schon oft unsanft und nachdrücklich verwiesen. Sie aber habe in dieser Sache bis jetzt dennoch ihren Willen gegen den seinigen zu behaupten gewußt, da die Arme von der ganzen Welt verlassen an einem unheilbaren Brustübel leidend, sich nur weniger erträglicher Augenblicke erfreue, und fortwährend ärztlichen Beistandes benöthige. In dieser Nacht habe sie aber Blut in großer Menge ausgeworfen und sei plötzlich so übel geworden, daß sie es als ihre heiligste Pflicht erachtet, statt müssig zuzusehen, eilends Hülfe herbeizuholen, um sich etwa nicht selber hinterher einer unverantwortlichen Versäumniß willen, peinliche Vorwürfe machen zu müssen.

„Aber, liebe Frau," erwiderte ich, durch das Vernommene aufmerksam gemacht, „ich höre aus Ihrem Munde, daß die Kranke bereits in der Behandlung eines Arztes stehe, wie kommt es denn, daß Sie nicht diesen riefen, der ihre Krankheit schon genauer kennt und längere Zeit beobachtet hat, um ihr in diesem Anfall beizuspringen? Es ist doch immer schwer, sich in die Cur eines anderen Arztes einzumischen — man erwirbt selten Dank dabei, auch bei dem besten Willen."

„Ach, Herr Doctor, vergeben Sie," und hier nannte sie mir den Namen eines renommirten Arztes, „ich sagte Ihnen ja, daß es sich um eine Person handle, bei der sich weder Ehre, noch weniger aber Geld erwerben lasse, und glauben Sie mir, Herr Doctor **** geht nicht gerne zu solchen."

„Wenn er sie aber bis jetzt behandelte?"

„Ei, besucht hat er sie aber noch nie, mühsam schleppte sie sich seit geraumer Zeit zur bestimmten Ordinationsstunde in seine Wohnung, — er setzte bis jetzt keinen Fuß ihretwillen aus dem Hause!"

„Wer weiß, ob er dies nicht gethan hätte," entgegnete

ich unwillig. „Sie hätten doch wenigstens zu ihm gehen und ihn ersuchen sollen! —"

„Das habe ich ja auch, geehrtester Herr Doctor, wie hätte ich es denn sonst gewagt, Sie zu belästigen? Ahnen Sie aber, was die Folge war? — — Er sei kein Armenarzt, ließ er mir durch seinen Bedienten melden, ich solle mich nur an einen solchen wenden, ihn aber verschonen. Es sei des Guten mehr als hinreichend, daß er in seiner Wohnung bei Tage dergleichen Leuten sein Ohr leihe, aber des Nachts und gar in solchem Wetter sich ähnlichen Gesindels willen zu incommodiren, komme ihm nun und nimmermehr in den Sinn. Ich solle mich nur an einen anderen seiner Collegen wenden, es gebe deren hinreichend, und dann auch für die Zukunft denselben beibehalten, denn er habe sich nicht seit Jahren geplagt und abgemüht, um in seiner ausgedehnten Praxis den gehorsamen Diener des Bettelvolkes vorzustellen!" — —

Ich kann nicht umhin, hier zu bemerken, daß ich damals als ganz junger Arzt, mit den ihre Lichtseiten bei weitem überwiegenden Schattenseiten der ärztlichen Praxis größtentheils unbekannt, es noch nicht ahnte, wie selten der Heilkünstler außer dem für seine Bemühung richtig ausbezahlten Honorare, auf einen andern Dank von Seite der Menschheit zu rechnen habe. Natürlich, daß ich daher noch für Ideale schwärmte und von der Würde des ärztlichen Standes und ihrer Aeußerung meine ganz eigenen, mitunter ziemlich überspannten Begriffe hatte. Ich schäme mich dieses Irthums von damals nicht, denn ich theilte ihn, ja theile ihn zum Theile noch mit jedem edeldenkenden jungen Manne in meinen Standesverhältnissen. Mag dem nun immerhin sein wie ihm wolle, und mögen im ärztlichen Stande auch Erlebnisse an die Tagesordnung treten wie in keinem anderen, die das im Anfange für die Menschheit glühende Herz des Neu-

lings allmählich gar sehr in seinen Gefühlen herunter stimmen — so möge dieses eine gewisse Gränze doch nie überschreiten. Und nie möge sich der Arzt darum zu so gemeinen, nur die niedrigste Gesinnung verrathenden Ausbrüchen seinen leidenden, und gar armen Mitmenschen gegenüber verleiten lassen, da ja andererseits selbst die kränkendsten Erfahrungen noch immer kein hinreichendes Motiv sind, jedes menschliche Gefühl vollends zu verläugnen, jede sanftere Regung ohne Unterschied in den Staub zu treten.

Diese war in erhöhterem Maaße meine Ansicht beim Beginne meiner Praxis, sie ist es aber trotz mancher bitteren Erfahrung in meinem seitherigen Leben, auch größtentheils noch heute. —

Wie mußte also damals das unwürdige und ebenso unkluge Benehmen jenes Mannes, in seiner empörenden Nacktheit mein, wie gesagt etwas schwärmerisches Gemüth tief verletzen und gegen ihn aufbringen?

Jedenfalls wird es sehr glaubwürdig erscheinen, wenn ich bemerke, daß ich schweigend wie ein dummer Junge, der, irgend eines eigenen Vergehens willen zur Rede gestellt, unfähig ist, sich zu vertheidigen, an der Seite meiner Führerin weiter schritt, während sie ihrem Herzen mit Verwünschungen über Jenen Luft machte, gleichwie sie sich in meinem Lobe erschöpfte. Wol mochte sie meine Zufriedenheit durch nichts besser erwerben zu können glauben, als indem sie meinen Collegen recht tüchtig mit Worten zerwalkte. Eine Lehre, die das Publikum, zum Ersatze für jene obige, wieder von uns Aerzten empfing.

Inzwischen waren wir zur Stelle gekommen. Wir standen vor einem kleinen, niedrigen Häuschen ganz am Ende einer schmutzigen, abgelegenen Gasse. Der Bursche langte einen Schlüssel heraus, öffnete ein kleines Thürchen, leuchtete vor, und wir traten ein. Durch einen langen, schmalen

Gang gelangten wir zur rechten Hand in eine enge, unsaubere Küche, von da in ein nicht viel größeres, nichts weniger als reinliches Zimmer, worin die Handwerksgeräthe des Mannes meiner Gefährtin in schaudervoller Unordnung umher lagen, und endlich in eine schmale, dumpfige und feuchte Kammer, in der die Kranke in einer halb sitzenden, halb liegenden Stellung, unterstützt von der zwölfjährigen Tochter der Schuhmachersfrau, auf ihrem Lager ruhte. Der Herr und Gebieter des Hauses war, obgleich Mitternacht längst vorüber, noch nicht zu Hause angelangt, sondern noch immer damit beschäftigt, sich in einer nahe gelegenen Schenke im Kreise seiner Zechbrüder die Grillen zu vertreiben, was besonders jetzt, da seine Nachhausekunft stets lärmend und geräuschvoll war, seiner geängstigten Gattin recht gelegen kam.

Das Meublement dieser ärmlichen Räume betreffend, genüge es, anzuführen, daß die höchste Dürftigkeit, das herzzerreißendste Elend aus jedem Winkel hervorgrinsten, an jeglichem Geräthe sich beurkundeten.

Vor allem Andern aber gewährte die Kranke selber, wie sie sich beim Flackern der, vom Bette entfernt auf einem schadhaften Stuhle befindlichen Kerze zeigte, einen äußerst wehmutherregenden Anblick.

Sie war blaß, abgezehrt und anscheinend den Siebzigen nahe, was jedoch, wie sich mir später wies, in Wahrheit noch nicht der Fall war. Ihr Angesicht in Folge der überstandenen Blatternkrankheit, wol entstellt, war doch nicht häßlich zu nennen, sondern bot vielmehr Spuren einstiger Anmuth. Das Auge war halb erloschen, sowol durch die Dauer und Macht ihrer Krankheit, als auch insbesondere in Folge des gegenwärtigen Paroxysmus, und der großen Angst, welche mit Brustkrankheiten uud vorzugsweise mit Athmungsbeschwerden immer verbunden ist. Erschöpft war ihr Haupt zur

Seite gesunken, und der Athem mühsam und schwer, während kalter Schweiß ihre Stirne befeuchtete.

Daß menschliche Hülfe für den Augenblick vielleicht kaum etwas, für die Folge aber gewiß nichts leisten werde, sah ich schon auf den ersten Blick nur zu deutlich ein.

Als sie nach meinem Eintritte meiner gewahr ward, zuckte ein schwacher Strahl der Freude über die verfallenen Züge der Kranken, ich möchte fast sagen Sterbenden. Ihre Lippen zitterten und große Tropfen entglitten ihren Wimpern. Ihre Bewegung wuchs als ich mich liebevoll an ihre Seite gesetzt hatte und ihren Zustand mit aller Aufmerksamkeit zu untersuchen begann. Zitternd bestrebte sie sich mit ihrer hageren, bis auf die Knochen abgemagerten Hand die meinige zu ergreifen, wonach sie diese schwach drückte und in heißer Dankbarkeit an ihre Lippen zu bewegen versuchte, was ich jedoch nicht zugab, indem ich sie mit der Hoffnung zu trösten nicht unterließ, daß noch Alles gut gehen, und das Uebel sich gewiß beschwichtigen lassen werde, welchen Ausspruch sie mit einem wehmüthigen Lächeln und leisen Schütteln des Hauptes hinnahm.

Der Zustand der Kranken war in der That der verzweiflungsvollste. Er war von der Art, daß man nicht mit Wahrscheinlichkeit vermuthen konnte, sie werde noch eine Stunde zu leben haben. Es genüge hier, zu bemerken, daß der gegenwärtige Fall unter jene, vorzüglich bei jüngeren Personen so häufig zu beobachtenden Lungenkrankheiten gehörte, in welchen oft plötzlich ohne vorhergegangene warnende Symptome durch Zerstörung eines Gefäßes Blutergießungen erfolgen, die den augenblicklichen Tod zur Folge haben können. Als besonderes Moment kam hier noch der Umstand in Betracht, daß die Krankheit zwar nicht unrecht behandelt, aber in hohem Grade vernachlässigt worden war; da die Arme, welche, wie früher gesagt wurde, in der Hausordina-

tion jenes Arztes sich Rath zu holen gewohnt war, dieses, um jenem nicht lästig zu fallen und am Ende ganz abgewiesen zu werden, nicht zu oft hatte thun wollen. So war es geschehen, daß sie sich ihm höchstens einmal wöchentlich vorgestellt hatte, da sie doch ununterbrochen der sorgfältigsten Aufsicht des Arztes benöthiget gewesen wäre. Ihre Armuth und Dürftigkeit, welche ihr so wenig Schonung ihrer selbst erlaubten, daß sie sogar noch wenige Stunden früher den Unbilden der Witterung hatte Trotz bieten müssen, um ihren Berufsgeschäften zu genügen, und die vorgerückte rauhere Jahreszeit hatten in reichem Maße das Fehlende ergänzt.

Wie dieses oft geschieht, hatte sich der Anfall, während man gegangen war, Hülfe herbeizurufen, gestillt, aber er konnte jeden Augenblick wieder und ärger als zuvor sich erneuern. Es war höchste Gefahr im Verzug. Schnell hatte ich meine ärztlichen Vorkehrungen getroffen, und war auch entschlossen, noch einige Zeit zu verweilen; sah mich jedoch gleichzeitig in die peinliche, im ärztlichen Leben öfter wiederkehrende Lage versetzt, der Kranken das Wohl ihrer Seele empfehlen zu müssen, wenn der Herr es etwa verfügen sollte, sie unvorhergesehener und rascher Weise zu sich zu rufen. Aus dem Munde des Arztes ist eine ähnliche Aufforderung wohl eine gar schwierige, doppelt delicate Sache, weil, wenn nicht mit aller Behutsamkeit und Vorsicht dabei zu Werke gegangen wird, der Leidende leicht unmittelbar den Tod, oder doch mindestens eine bedeutende Verschlimmerung seines Zustandes, daraus zur Folge haben kann.

So große Besorgniß mir dieser Schritt aber auch eingeflößt hatte, der doch einmal gethan werden mußte, so ungegründet fand ich diese hinterher durch den Erfolg. Kaum hatte ich nämlich begonnen, mit aller Behutsamkeit auch nur von Ferne zu sondiren, und die Willensmeinung der Kranken in dieser Hinsicht zu erforschen, als sie sogleich ahnend

und einsehend, wo hinaus ich eigentlich wolle, augenblicklich und auf die bereitwilligste Art auf meine Wünsche einging. „Wozu solche Umschweife? — — Ich fürchte nicht den Tod! — — Senden Sie fort — wenn es Tag ist — nach dem Priester — — ich will mich mit meinem Gott versöhnen!“ — — Sie hatte diese Worte nur mühsam und in abgebrochener Weise gesprochen, und fühlte sich durch die verhältnißmäßig zu große Anstrengung so erschöpft, daß sie sogleich darnach matt und schwer athmend auf ihr Kissen zurücksank.

„Trösten Sie sich, meine Liebe,“ erwiderte ich, durch den Sinn ihrer Rede nicht ganz befriedigt, „es handelt sich nicht um so schreckliche Dinge. Der Augenblick Ihres Todes ist Ihnen sicher noch fern, obwohl andererseits nicht zu leugnen ist, daß Ihre Krankheit nichts weniger als geringfügig erscheint. Aber es wird sich wieder geben und beruhigen. Indeß freut es mich, daß Sie so fromm und gottesfürchtig gesinnt, nach dem Trost der Kirche Sehnsucht tragen. Dieser Trost ist gar groß und einflußreich, wir Aerzte sehen dieses alle Tage, und mehr als Einer lebt, dem er, hart an Grabesrand gespendet, Gesundheit und neue Kraft wiedergab, und in's Leben zurückrief. Gewiß wird es auch bei Ihnen also sein. — Doch aber, wenn Sie schon diese fromme Gesinnung hegen, warum wollen Sie sich diesen Trost so lang entziehen, warum morgen, warum in einigen Stunden erst? Ich dächte, es wäre besser sogleich! Sie haben jetzt die Sehnsucht darnach, warum diese nicht sogleich befriedigen? Warum erst noch Stunden in banger Erwartung und in dem Drange darnach hinbringen? Ich würde Ihnen rathen, die heilige Handlung sogleich vollziehen zu lassen!“

„Sogleich,“ versetzte die Kranke mit leiser Stimme, und ein flüchtiges Roth überstrahlte auf Momente die bleiche Wange, „bin ich dem Ziele schon so nahe? — Nun,“ fügte

sie, die Hände faltend und fromm gegen Himmel blickend hinzu, „wie Gott will!"

Ein verstohlener Wink von mir entfernte den Jungen, der mich mit der Laterne hergeleitet hatte, sogleich, um den Priester zu holen. In die Seele schnitt mir aber die traurige Pflicht meines Berufes, der ich so eben Genüge geleistet, denn neuerdings sah ich mit tiefer Wemuth, wie fest, wie innig, ja unzertrennlich die Natur das Herz des Menschen an diese Erde knüpfte. Wenn ihm auch kein Freudenblümlein rings erblüht, wenn schonungslos nur Dornen den Fuß des irrenden Wanderers blutig ritzen, wenn sein Loos noch so elend, seine Lage noch so hilflos und verzweiflungsvoll ist, und nur im Grabe für ihn Ruhe und süßes Vergessen seiner Leiden wäre, er will d'rum doch nicht scheiden aus den geliebten und gewohnten Räumen, er will den Augenblick des Abschiedes hinausrücken, und sei es auch nur, um eine einzige, eine kurze Stunde! —

Bald nach all' dem kam der Priester. Er war in das Gemach der Kranken eingetreten, um daselbst seine heilige Handlung zu verrichten, nachdem wir Uebrigen uns in die angrenzende Stube zurückgezogen hatten, als mit einem Male von dem schmalen Gange, der vom Thore des Hauses zur Wohnung der Partei führte, ein Gejohle und Gepolter, kurz ein Lärmen, als wäre der böse Feind im Anzuge, bis zu uns hereintönte. Diese war, wie ich bei der Gelegenheit erfuhr, die gewöhnliche Art und Weise, in welcher sich die Ankunft des illuminirten Herrn und Meisters jede Nacht schon von weitem her zu erkennen gab.

„Gott!" rief das geängstigte Weib, „mein Mann! Betrunken, wie gewöhnlich, was wird das geben, welche Störung, welche schändlichen Auftritte," — — und in der Absicht, ihn zu besänftigen, eilte sie hinaus. In Kurzem jedoch verdoppelte sich der Tumult, denn der Wüthrich stritt und

zankte sich heftig mit seiner Gattin, und mißhandelte sie auch wieder wie gewöhnlich, und ohne selbst recht zu wissen warum.

Da konnte ich dieses bacchantische Treiben nicht mehr ruhig mit anhören, sondern ergriff das Licht und trat hinaus auf den Gang. Der Anblick eines fremden Mannes verblüffte den Trunkenbold für den Moment, denn als er meiner ansichtig ward, trat augenblicklich Ruhe ein, und lehnte er sich an die Wand, mich mit weit aufgerissenen, vom Uebergenuß des Weines völlig verglasten Augen anglotzend, während seine Füße ihm nur ungern ihren Dienst leisteten.

„Was soll das Lärmen!“ schrie ich ihn an, mit dem Aufgebot meiner ganzen Energie, „schämt Ihr Euch nicht, durch Euer nächtliches Treiben die Ruhe Aller zu stören? Wißt Ihr nicht, daß in Euerem Hause eine Kranke, vielleicht Sterbende sich befindet? Augenblicklich begebt Euch zur Ruhe, sonst sollt Ihr erfahren, wie man Leute Eurer Art zum Schweigen bringt!“

Mit grenzenloser Mühe und einer Entwicklung von Geduld, die ich selber mir niemals zugetraut hätte, suchte ich ihm nun trotz seines Zustandes begreiflich zu machen, was hier eigentlich vorgehe, und wie wesentlich es sich darum handle, daß er in Ruhe und ohne eine Störung zu veranlassen, zu Bette gehe, um für die Kranke keine schädlichen Folgen herbeizuführen. Allmählich schien er mich zu begreifen, denn plötzlich erwachte die Wuth gegen sein Weib wieder in ihm, da ihm mitten in seinem Taumel die Erinnerung aufdämmerte, daß sie allein nur die Schuld trage, an all' der Unbequemlichkeit in seinem Hause. Insofern sie sich deshalb schon früher oftmals gezankt hatten, war es kein Wunder, daß er nicht übel Lust bekam, dieselbe aus eben diesem Grunde vor meinen Augen auf's Neue thätlich zu mißhandeln. Nicht ohne Anstrengung vermochte ich seine Absicht

zu vereiteln, und ihn durch gütiges Zureden, welches oftmals durch Aufwallungen seines Zornes unterbrochen wurde, auf Augenblicke zu besänftigen. Alsogleich erfolgte aber wieder ein Rückfall, so daß ich schon die Hoffnung aufgab, ihn völlig unschädlich machen zu können, und wirklich nicht mehr Rath wußte, was ich beginnen sollte, als sich vor meinen Augen zutrug, was mir in seiner erhabenen und wunderbaren Weise unvergeßlich bleiben wird.

Durch länger denn eine Viertelstunde hatten ich und das geängstigte Weib uns vergeblich abgemüht, den Trunkenbold zu bändigen, als der Priester, nachdem er seine fromme Verrichtung beendigt, unter Voranschreiten des Meßners, der ihn hierhergeleitet hatte, aus der Thüre trat, um sich hinweg zu begeben.

Und da wirkte denn dieser Anblick, der sich ihm plötzlich und unerwartet bot, so allgewaltig und hinreißend auf den Benebelten, daß die Macht meiner Beredtsamkeit und sonstigen Bemühungen nur zu sehr dadurch in den Schatten gestellt wurde; denn derselbe glotzte unbeweglich und starr, als wenn ihm ein Gespenst erschienen wäre, auf die Person des Priesters, und schwand die berauschende Wirkung des Weines, die seinen Geist gefesselt gehalten hatte, mit einem Male so ganz und gar aus seinem Leibe, daß er, überwältigt von Ehrfurcht und heiliger Scheu, vor dem Sacramente in die Knie sank, und sich hierauf ruhig und ohne eine weitere Störung zu verursachen, zu Bette bringen ließ.

Einen ähnlichen, nur wieder in anderer Beziehung wunderbaren Einfluß hatte das Sacrament auf die Kranke hervorgebracht; Schmerz und Bangigkeit waren von ihrem Antlitze gewichen, und hatten einem Ausdrucke behaglicher Ruhe und inniger Zufriedenheit auf demselben Platz gemacht. Mit dankbarer Rührung streckte sie mir die Hand entgegen und lispelte: „Tausend Dank für diesen sanften, milden Trost

— — mir ist unendlich wohl und leicht!“ — Auch ihr körperlicher Zustand hatte sich in einem solchen Grade gebessert, daß sie im Vergleich mit früher nicht mehr zu erkennen war. Und so geschah es, daß sich in Kurzem ein milder, erquickender Schlaf auf die müden Augenlieder herabsenkte, und süßes, wenigstens momentanes Vergessen all' ihrer körperlichen und vielleicht auch psychischen Leiden herbeiführte.

Nachdem ich noch das Nöthigste verordnet und ihrer Umgebung die äußerste Ruhe und Sorgfalt anempfohlen hatte, schied endlich auch ich mit dem Versprechen, früh am Morgen wieder zur Stelle sein zu wollen. — —

Weit über meine Erwartungen hinaus, welche ich allerdings in Berücksichtigung dieser schnellen und auffallenden Veränderung zu hegen berechtigt war, fand ich aber, als ich des Morgens wieder kam, den Zustand der Kranken in seiner Besserung vorgeschritten. Der Paroxysmus war völlig vorüber, ja, nach ihrer Aussage fühlte sie sich sogar kräftiger und wohler, als vor demselben. Nach kaum einer Woche hatte sie sich wieder insoweit erholt, daß sie das Lager verlassen konnte. Unbekannt mit dem wahren Stande der Dinge, hätte man glauben können, sie würde durch Bewegung im Freien, wäre sie durch die immer mehr und mehr überhand nehmende unfreundliche Herbstwitterung nicht an die Stube gefesselt gewesen, das Fehlende bald wieder völlig ergänzt haben. Und doch wäre dem, wenn dieser ungünstige Umstand auch nicht obgewaltet hätte, dennoch nicht so gewesen; denn leider war diese Rettung nur eine scheinbare, nur Henkersfrist, nur eine augenblickliche Beschwichtigung der drohendsten Todesgefahr. Das ärgere, der Sache wahrhaft zum Grunde liegende Uebel war unheilbar; dem entkam noch Keiner, bei dem es so recht Wurzel gefaßt. Da konnte die

Kunst des Arztes nur in einer Hinausrückung der sonst ganz nahe drohenden Todesstunde sich bewähren. — —

Der Gesundheitszustand der Armen verlangte nun große Sorgfalt und strenge Pflege. Sie durfte es bei Leibe nicht wagen, sich den Einflüssen der schlechten Witterung auszusetzen, oder gar ihren Berufsgeschäften, dem Unterrichte, wobei sie die Lunge zu sehr anstrengen mußte, zu unterziehen. Freilich war da guter Rath theuer, insofern sie in sehr bedrängten Umständen lebte. Doch fand er sich demungeachtet, theils durch die thätige Verwendung mehrerer einflußreicher Männer, deren Kinder sie in der französischen Sprache unterrichtet hatte, und die sie und ihre näheren Umstände genauer kannten, theils in Folge meiner angelegentlichen Fürsprache durch eine namhafte Unterstützung von einem Vereine hochherziger und edelgesinnter Frauen, so wie noch durch andere nicht unbedeutende Geldzuflüsse, welche Genüsse insgesammt sie vor dringendem Mangel mehr als hinreichend schützten und ihr sonach erlaubten, ihrem kranken Körper die erforderliche Pflege angedeihen zu lassen. — —

Ich und meine Kranke hatten uns schon in Kurzem so an einander gewöhnt, und solchen Geschmack an unserem beiderseitigen Umgange gefunden, als wären wir bereits seit Jahren die innigsten Freunde gewesen. Sie zählte die Stunden emsig bis zu jener, in der ich sie besuchte, denn diese war ihr, nach ihrer oftmaligen Betheuerung, die froheste und ersehnteste des ganzen Tages, und ich, offen muß ich es bekennen, dachte und empfand in gleicher Weise. Jeder andere an meiner Stelle würde sich in ihrer Gesellschaft nicht minder angenehm und wohl gefühlt haben, da sie einen in seltenem Grade gebildeten Geist und das trefflichste Gemüth besaß, und in ihrem Leben vieles gesehen und erfahren hatte, was ihrer Unterhaltung unsägliche Reize verlieh. Oft noch, da sie nun schon lange in kühler Erde ruht, gedenke ich

ihrer mit stiller Wehmuth, und nicht leicht wird mir ein Mädchenkreis, und sei er noch so anmuthig und reizend, besonders bei der verkehrten und abgeschmackten Bildung der heutigen weiblichen Jugend, nur im entferntesten jene Vorzüge geselligen Umgangs aufwiegen, die in so hohem Maße sich in dem mit jener Alten, von aller Welt Verkannten und von Keinem in dem Grade, wie sie es verdiente, Gewürdigten, geltend machte; und muß ich gar manche, in sogenannter feiner und gewählter Gesellschaft hingebrachte Stunden unter die verlorensten meines Lebens rechnen, werden mir doch jene, die ich an ihrer Seite genoß; unvergeßlich bleiben. — —

Eines Abends, als sie sich wegen ungünstiger Witterung, es war starker Frost eingetreten, was immer nachtheilig auf sie einwirkte, eben wieder etwas leidender befand, und ich ernst und sinnend an ihrer Seite saß, erfaßte sie, wie von einer plötzlichen Rührung ergriffen, meine Hand, drückte sie mit Wärme, und sprach:

„Herr Doctor! ich nenne Sie meinen einzigen, wahren Freund, und mit vollstem Rechte, denn ich kenne Niemand, der sich auf eine edlere, uneigennützigere Weise selbst mit persönlicher Aufopferung meines Wohles und meines ganzen Seins angenommen hätte. Ich weiß gar wohl, daß ich Ihnen Das, was Sie an mir gethan haben, und noch thun, — nie, nie vergelten kann, und wenn ich auch noch so lange zu leben hätte. — Da ich aber einer so seltenen Freundschaft von allen Seiten mich würdig erweisen, Ihnen andererseits durch ein unbegrenztes Vertrauen zeigen will, wie sehr ich Sie in der That hochachte, und ich überdies noch den selbstsüchtigen Wunsch hege, auch wenn ich nicht mehr sein werde, nicht ganz aus Ihrem Gedächtnisse zu verschwinden, so sollen Sie morgen die Geschichte meines Lebens, die Niemand aus meiner jetzigen Umgebung ahnt, noch ahnen soll, und die

mit mir zu Grabe zu gehen bestimmt war, gründlich kennen lernen. Sie werden mich nicht mißverstehen, denn ich bin fern davon, in Ihren Augen glänzen oder Ihr Bedauern und Mitleid dadurch auf's Neue erringen zu wollen, aber vielleicht dürfte diese Kenntniß, wenn mir Ihr eigenes Gemüth nicht ohnedem hiefür Bürge wäre, — Sie auch ein anderes Mal noch mehr bestimmen, mit gleicher Menschenliebe und gleichem Edelsinn sich einer Armen, Verlassenen anzunehmen, die Sie vielleicht in einer gleichen Lage finden mögen wie mich. — Ja, Sie sollen erfahren und wissen, was ich einst hoffte, und wie diese Hoffnungen sich verwirklichten. — Ach! mein Morgen war so schön, so wonnig, so heiter, — fast eben so heiter, als mein Abend düster, — — doch nein, nein," setzte sie hastig hinzu, meine Hand mit Inbrunst drückend, „vergeben Sie das rasche, unüberlegte, undankbare Wort, — der Strahl der Freundschaft, der reinsten Menschenliebe verklärt ja meinen Abend noch!"

Tief ergriffen von diesen Worten schied ich von ihr in ungeduldiger Erwartung der verheißenen Mittheilung, mit dem Versprechen, mich morgen zur guten Stunde wieder einfinden zu wollen. Daß sie ungewöhnliche Dinge erlebt haben mochte, konnte ich wohl glauben, so wie, daß sie einst bessere Tage gesehen hatte, denn wer wüßte es besser als der Arzt, der am öftesten in die geheimsten Verhältnisse der Menschheit eingeweiht wird, wie wandelbar und unstätt Menschenschicksal sei. —

Und so trat ich denn am nächsten Tage, nachdem ich meine Geschäfte beendigt, wieder bei ihr ein. Sie fühlte sich wohler als gestern, wiewol ich sie etwas angegriffen fand, was ich auf Rechnung der Mittheilungen schrieb, die sie mir zu machen sich vorgenommen hatte, was auch in der That der Fall war.

„Gar oft," begann sie nach einer Weile, „werden Sie

Zeuge gewesen sein, verstehen Sie wohl, ich sage: Zeuge nicht Theilnehmer, denn dagegen spricht mir Ihr Gefühl, das ich zu kennen glaube, wie Ihr Verstand, auf welche schonungslose Weise man über ältere, unverheirathete Frauenspersonen den Stab bricht, sie zum Gegenstand des Gespöttes und Gelächters macht, und wie oft der Ausdruck: alte Jungfer nicht nur in heiteren und muthwilligen Männergesellschaften der Anlaß zu herzlosem Hohn und schalen Bonmots wird, sondern auch unter jungen Mädchen, die, im Bewußtsein ihrer Schönheit, im Besitz der ganzen Welt sich wähnen und nicht bedenken, wie eben dieses jetzt von ihnen verlachte und verspottete Prädicat auf unverschuldete Art ebenso gut auch ihnen dereinst zukommen könne. Das Weib ist dazu geboren dem Manne seines Herzens das Leben zu schmücken und zu zieren, Freud und Leid mit ihm zu theilen und mit stillem, frommem Sinne die heilige, süße Mutterpflicht zu üben. Doch ist lange nicht Jeder dieses Glück beschieden, wie auch nicht Jede diese ihre hohe und einzige Bestimmung erkennt. Warum soll nun Jene, die dieses Ziel nicht erreicht, die — aus eigener oder fremder Schuld, was vielleicht ungleich öfter der Fall ist — diese ihre wahre Bestimmung verfehlt, ein Gegenstand unbarmherziger Satyre sein, da doch ohne Zweifel herzliches Bedauern und Mitleid für eine solche ungleich mehr an seinem Platze wäre? Bleibt denn das Weib ohne Mann nicht immer hülflos und verlassen, da doch nur er ihre wahre, feste Stütze gegen die Stürme des Lebens sein kann? Ist sie denn ohne ihn nicht ewig gleich dem Kinde ein schwaches, wehrloses Opfer gegenüber den feindlichen Angriffen jedes mißgünstigen Geschickes? Und trägt nicht oft das Geschlecht jener frechen Verlacher und Spötter selbst die Schuld der Verlassenheit manches Weibes und ist folglich sein Hohn nicht um so verdammenswerther und ein nur schlecht verhüllender Schleier für das eigene Verbrechen? — Doch genug, Sie

sollen mein Schicksal erfahren, nicht aber, wie ich schon gestern bemerkte, um daß ich groß dastehe vor ihren Augen, sondern um Sie auch für die Zukunft nachsichtig und gefühlvoll zu erhalten für Manche, die mein Loos theilen!"

Und hierauf begann sie, mir ihre Lebensgeschichte zu erzählen, so wie ich sie hier mit Verschweigung der Namen und näher bezeichnenden Umstände wieder mittheile. Daß dieser Bericht von ihrer Seite nicht gerade an einem Abende geschah, indem sie ihres Brustleidens willen nicht lange und anhaltend sprechen konnte, leuchtet von selbst ein.

„Ich erblickte," so begann sie, „zu Salzburg im Jahre 1780 das Licht der Welt. Wohlstand, Freude und Liebe umgaukelten meine Wiege und bezeichneten mich als ein Kind des Glückes. Mein Vater, ein rechtlich braver Mann, der von der rosigen Laune des Geschicks angelächelt, ziemlich im Trockenen saß, und insoweit diese aus Mangel und Dürftigkeit ihren Ursprung herleiten, feindliche Stürme im Leben bisher nicht aus eigener Erfahrung kennen gelernt hatte, fand sich durch die gränzenlose Liebe zu seiner Gattin und dieser zu ihm, auf die höchste Stufe irdischer Seligkeit versetzt, welches süße Gefühl durch die ihm bis jetzt unbekannt gebliebenen Vaterfreuden, bei meiner Geburt, noch um einen Grad gesteigert wurde. — Ich war und blieb das einzige Kind meiner Eltern, da meine gute Mutter frühe starb, und mein Vater im beständigen Angedenken der Verstorbenen, obwol er noch ein Mann in seinen besten Jahren war, sich nicht mehr entschließen konnte, eine zweite Ehe einzugehen. Eine um so größere und sorgfältigere Aufmerksamkeit widmete er der Erziehung seines einzigen, ihm über alles theuren Kindes. —

Unter seine Haupt- und Lieblingsneigungen, denen er ob der günstigen Umstände, in welchen er lebte, ungehindert den Zügel schießen lassen konnte, oder wenigstens zu können

glaubte, gehörte vor Allem die Musik. Außer einer großen, natürlichen Anlage, lag aber der Grund hiervon mehr in dem Umstande, daß Leopold Mozart, Unter-Director der erzbischöflichen Capelle zu Salzburg und Vater des berühmten und unsterblichen Wolfgang Amadeus, sein Taufpathe war und er in dessen Hause fast mehr als in dem seines eigenen Vaters in Gemeinschaft und inniger brüderlicher Liebe mit seinem Gespielen Wolfgang lebte. Der alte würdige Musikus fand in meinem Vater, der ziemlich gleichen Alters mit seinem Sohne, und wie dieser, ein lebhafter lernbegieriger und kluger Junge war, große Anlage zur Musik, weshalb er meinen Großvater zu bereden suchte, den Knaben ebenso, wie er seinen Wolfgang, der edlen Kunst ganz zu weihen, da er in dieser Sphäre seiner Zeit gewiß Großes leisten werde. So innige Freunde die beiden Alten aber auch waren, stimmte mein Großvater doch nicht den Ansichten des Anderen bei, indem er von der Kunst seine eigenen Begriffe hatte und sie nach echt spießbürgerlicher Weise mehr zu den überflüssigen Dingen zählte. Er ließ sich wol dazu herbei, zu gestatten, daß mein Vater den Unterricht mit Wolfgang einstweilen genieße, nicht aber, daß er die Kunst zu seinem Lebensberufe mache, indem er vielmehr dazu bestimmt sei, ihm in seinem eigenen, einträglichen Geschäfte nachzufolgen. Und so geschah es auch. Mein Vater genoß den Unterricht gemeinschaftlich mit seinem jungen Freunde, machte auch ziemliche Fortschritte, wurde aber in Kurzem von dem mächtigen Riesengeiste des Letzteren bei weitem überflügelt. Wie schnell dieser Riesengeist sich die Bahn brach zu seinem, nur von Wenigen getheilten, unvergänglichen Ruhme, weiß die ganze gebildete Welt. — —

Durch die Reisen, welche der alte Mozart mit seinem Sohne und manchmal auch mit seiner Tochter, die ebenfalls ein musikalisches Genie war, theils nach Wien an den kai-

serlichen Hof, theils nach München, und ein Jahr später durch das übrige Deutschland, was den Ruf des Ersteren vorzüglich verbreitete, und endlich nach Paris machte, wurden die musikalischen Uebungen, an welchen mein Vater bisher Theil genommen hatte, zu dessen größtem Leidwesen unterbrochen und bei ihrer jeweiligen Rückkehr nur oberflächlich wieder vorgenommen. Demungeachtet pflegte mein Vater doch unermüdlich für sich allein die ihm theure Kunst, wozu ihn in der Folge die herrlichen Fortschritte seines Freundes anspornten, ob er gleich selber nicht die geringste Hoffnung nährte, es diesem jemals gleich thun zu können. Seinem rastlosen, musikalischen Streben wurde aber bald noch mehr Einhalt gethan, als mein Großvater es für gut fand, ihn in seinem eigenen Geschäfte, welches in Wirklichkeit seinen goldenen Boden hatte, zu unterweisen, um so mehr, da er zu dessen einstiger Uebernahme nach des Vaters Ableben, wie ich früher erwähnte, doch von jeher bestimmt war. So kam es also, daß mein Vater, ungeachtet er ein höchst achtbarer und keineswegs gering anzuschlagender Dilettant in der edlen Kunst verblieb, in kurzem ein schlichter, einfacher Geschäftsmann wurde, der sein Unternehmen in geregeltem Geiste ganz im Sinne und in der Weise seines Vorgängers leitete. Bald nach dem Antritte seines Geschäftes heirathete mein Vater; wenige Monate nach meiner Geburt starb mein Großvater und schon nach einigen Jahren ungetrübten ehelichen Glückes auch meine gute Mutter.

Als ich heranwuchs und ein Alter von sieben bis acht Jahren erreicht hatte, sogar schon früher, zeigten sich beträchtliche Spuren musikalischen Talentes auch an mir. Mein Vater, entzückt über diese Entdeckung, die ihm lieber war als irgend eine, schrieb sogleich hierüber an seinen Freund Mozart, mit dem er in ununterbrochenem Briefwechsel stand, und der damals in kaiserlichen Diensten zu Wien lebte, und

fragte ihn um seinen Rath, so wie, was er hierüber denke. Die Antwort blieb nicht lange aus und lautete, wie sich erwarten ließ, dahin, daß man ein Kunsttalent, wo es sich zeige, nicht vorurtheilsvoll unterdrücken, sondern vielmehr emsig und sorgsam ausbilden und leiten solle, auf daß es sich unter geeigneter Pflege entwickle und zur rechten Höhe heranwachse und gedeihe. „Hat das Mädel Talent zur Musik und Freude zum Kunstberuf, so tritt ihr nicht hemmend in den Weg, vielleicht wird sie eine brave Sängerin, denn daran hat's jetzt vor Allem Noth.“

Mein Vater, der frei von Vorurtheilen war, die meinen Großvater beherrscht hatten, und zwar, wie sich in der Folge zeigte, dafür in einem — leider nur zu hohem Grade schwärmte, griff die Sache gierig auf, damit dereinst seine Tochter das leisten möge, was ihm, wenn auch in anderer Weise, durch die Umstände, verwehrt worden war. Und da mir die Natur eine reine, äußerst angenehme melodiöse Stimme und ein scharfes, richtiges musikalisches Gehör gegeben hatte, so können Sie sich leicht vorstellen, daß diese Gaben, bei dem großen Kunstenthusiasmus meines Vaters nach Möglichkeit benützt und ausgebildet wurden; und wirklich waren meine Fortschritte überraschend, denn schon nach ein paar Jahren sang ich die schwierigsten Partien fehlerfrei und fast vom Blatte weg, zum Erstaunen und Entzücken Vieler.

Mein Vater correspondirte meinetwegen um so eifriger nach Wien mit Mozart, fragte ihn um Rath in vielerlei Beziehungen und erhielt immer die genügende Auskunft; ja, Mozart kam, wenn es seine Geschäfte und sonstigen Umstände erlaubten, auch manchmal zu uns nach Salzburg, freute sich als treuer Freund und begeisterter Musiker meines Talentes und meiner Fortschritte, und prophezeite mir eine glänzende Zukunft. — Daß in unserm Hause vorzüglich Mozart'sche Musik verehrt ward, brauche ich wol nicht erst

zu bemerken, so wie, daß die Nachricht, die beiden Opern: „Le nozze di Figaro“ und „Don Giovanni,“ die Mozart im Jahre 1787 componirt hatte, hätten in Wien nicht den Anklang gefunden, den sie verdienten, meinen Vater recht tief betrübte. Mein Beruf war also schon in meinem zartesten Alter gefunden; ich sollte mich der Bühne widmen, indem es mir nach meines Vaters Meinung, wie auch nach der mehrer Anderer, in Betracht meiner reichlichen Naturgaben und unterstützt von Mozart's väterlichem Rathe und seiner Vorsorge, schon bei meinem ersten Eintritte in die Kunstwelt gar nicht fehlen konnte.

Da traf uns wie ein Donnerschlag, ich hatte gerade damals mein eilftes Jahr erreicht, die Kunde von Wien aus, Mozart liege schwer erkrankt darnieder, und werde von seinem Lager kaum mehr erstehen. Mein Vater war trostlos über den bevorstehenden Verlust des geliebten Freundes, und auch ich, denn ich liebte ihn gleichfalls recht kindlich und warm. Eilends machten wir uns auf nach Wien, um uns persönlich von dem Grunde oder Ungrunde dieser Nachricht zu überzeugen. Trotz der äußerst unfreundlichen und stürmischen Winterwitterung, langten wir in wenigen Tagen schon, und zwar am 6. December 1791, zu Wien an, aber es war zu spät, er war nicht mehr. Schon am vorhergehenden Tage hatte sein erhabener Geist die körperlichen Fesseln zerbrochen, und war entflohen in die Gefilde seiner wahren Heimath! — — Der Schmerz meines Vaters war grenzenlos und auch auf mich machte dies Ereigniß einen unvergänglichen, unverlöschbaren Eindruck! Nachdem wir die letzte, heilige Pflicht des Freundes erfüllt und, der an jenem Nachmittage herrschenden höchst ungünstigen Witterung wegen, als die Einzigen seinem Begräbniß beigewohnt hatten, kehrten wir nach wenigen Tagen, trostlos und verzagend wieder nach Hause zurück.

Obgleich Mozart nicht bei uns zu Salzburg gelebt hatte, erschien uns unser Haus doch wie verödet, wie dieses gewöhnlich ist nach dem Hinwegsterben einer Person, die uns Verehrung und Gewohnheit unentbehrlich gemacht hat. Mit ihm war die Freude aus dem Herzen meines Vaters gänzlich und aus dem meinigen, so jung es damals war, wenigstens für lange Zeit gewichen. —

Allmälig hatte ich die Kinderschuhe ausgetreten und mein fünfzehntes Jahr erreicht. In Ausbildung meines Kunsttalentes war ich nicht lässig gewesen, so daß mein Vater im Geiste schon die Früchte unseres beiderseitigen Strebens heranreifen sah. — Nun war nach meiner Meinung der Zeitpunkt gekommen, der der geeignetste war, mich die Welt kennen zu lehren, was zu meinem, einmal gewählten Berufe allerdings unentbehrlich war. Es ward deshalb von uns fast ganz Deutschland durchzogen. Keine wichtige Stadt, keine bedeutende Bühne blieb uns fremd; und oft wohnten wir an den verschiedensten Orten ausgezeichneten Productionen von Mozart's unsterblichen Tongebilden bei, der, wie es gewöhnlich geschieht, nun, nach seinem Tode, der Mann des Volkes, der Stern aller Zeiten geworden war. Zu *** warfen wir Anker, dort erhielt ich unter der Anleitung tüchtiger Meister meine letzte Ausbildung, und dort betrat ich auch nach Verlauf eines Jahres zum ersten Male mit Bangen und Zagen die Bühne, und zwar zur frommen Erinnerung an unseren theueren, verstorbenen Freund, als Elvire in seinem herrlichen „Don Juan." Der Erfolg war ein außergewöhnlicher. Das Publikum war kunstsinnig und nachsichtsvoll und meine Leistung, wie man mich versicherte, von der Art, daß sie alle Aufmunterung verdiente. Ein anderer Umstand, der zu meiner guten Aufnahme auch etwas, vielleicht ebenso viel wie der Kunstwerth meiner Leistung beitrug, war unstreitig der, daß ich damals in einem Alter von sechzehn

Jahren und — was bei meinem jetzigen Aussehen kaum glaublich erscheinen dürfte — ein schönes, blühendes Mädchen war. Meine Züge waren ausdrucksvoll und belebt, und meine Gestalt schlank, hochgewachsen und dennoch üppig. Vorzüge, welche zu allen Zeiten und vor jedem Publikum das Ihrige beizutragen vermochten, dasselbe zu Gunsten der Eigenthümerin dieser Naturgaben zu stimmen. Sogleich nach meinem Debut erhielt ich von der Direction jener Bühne, welche sich zu meinem Besitze Glück wünschte, ein Engagement unter den glänzendsten Bedingungen, das ich nach dem Willen meines Vaters auch annahm.

Wir Beide fanden uns nun auf den Culminationspunct irdischer Glückseligkeit versetzt, denn Mozart's Prophezeihung, die er mir in den längst entschwundenen Tagen meiner Kindheit gemacht hatte, fing an, und zwar von Tag zu Tage mehr, auf die glänzendste Weise in Erfüllung zu gehen. In Kurzem war ich der Liebling des Publikums, die Heldin des Tages geworden. Mein Glück schien fest und unwandelbar gegründet, erhaben zu stehen über der Macht und neidischen Laune eines tückischen Geschickes. So dachte ich damals unüberlegter Weise geblendet vom verzeihlichen Jugendübermuthe. Aber einer nicht gar fernen Zukunft war es aufbehalten, die traurigsten Beweise des Gegentheiles zu liefern.

Der erste Schlag des Schicksals, der unseren Häuptern galt, traf eigentlich mehr meinen Vater, denn mich erschütterte er als solcher gerade nicht sonderlich. Es handelte sich um nichts Anderes, als um den Verlust des größten Theiles seines ansehnlichen Vermögens. Die Schuld dieses Unglücksfalles trug er wol allein. Schon früher, noch während meiner Kindheit, hatte sein Geschäft durch seine zu große Vorliebe für Musik im Wesentlichen gelitten, da er seine volle Aufmerksamkeit fast nur dieser zuwendete, sich um Ersteres in der Folge immer weniger kümmerte und Alles so ziemlich

geben ließ, wie es eben wollte. Da er treue Diener an der Seite hatte, die nach Kräften das Versäumniß des geliebten Herrn wieder gut zu machen sich bestrebten, wenn ihnen dies auch nicht immer und vollständig gelang, so blieb das Verhältniß durch längere Zeit noch so, daß er demungeachtet sein reichliches Auskommen hatte, und daher in seiner Verblendung den Unterschied kaum gewahr wurde. Bei unserer Abreise von Salzburg aber hatte er das Ganze einem, mit ihm schon in langjährigem Verkehre und vielfacher Verbindung stehenden Geschäftsfreunde übergeben, ohne erst genauer zu bedenken, ob derselbe die zu einem solchen Unternehmen erforderlichen Fähigkeiten besitze. Dieser hätte den ganzen Betrieb von nun an selbst leiten und meinem Vater den ihm gebührenden Betrag des Gewinnes alljährlich abliefern sollen, was er durch längere Zeit auch pünktlich that. Was geschah aber weiterhin? Der Mann starb, die Gelder blieben aus, und es ergab sich nun, daß in Folge der gänzlichen Unkenntniß jenes Menschen das ganze Geschäft in's Stocken gerathen war und eine so bedeutende Schuldenlast darauf ruhte, daß das ganze schöne Capital bis auf Weniges fast völlig daraufging. Dies war für meinen Vater ein harter erschütternder Schlag. Jetzt sah er mit einem Male ein, wie und wodurch er gefehlt hatte. Doch kam wie gewöhnlich die Reue auch hier zu spät, und vermochte den geschehenen Schritt in Nichts mehr zu verbessern. Abgesehen von dem Kummer meines guten Vaters, betrübte mich die ganze Sache im Uebrigen nur wenig, da ich durch meine Kunst so viel verdiente, daß wir Beide höchst anständig leben konnten. Andererseits lag wieder für mich ein so unnennbarer Reiz, ein so beseligendes Gefühl in dem Gedanken, meinen Vater von nun an unterhalten und ihm einigermaßen vergelten zu können, was er in früheren Tagen so reichlich für mich gethan. Ja ich sah vielmehr mich selbst als die Schuld alles Dessen

an, was geschehen war, und hielt mich deshalb für doppelt verpflichtet, ihm seinen Verlust so unfühlbar als möglich zu machen. — Ihn konnte dies Alles aber nur wenig trösten, da ihn fruchtlose Reue marterte und an seinem Herzen nagte, so daß seine Gesundheit auf diese Weise beträchtlich zu leiden begann und sein Körper sichtbar hinwelkte.

Inzwischen wanderte ich auf meiner Bahn rastlos weiter, erklomm immer höhere Stufen der Kunst, ward immer mehr beliebt und geachtet, ja von der Menge förmlich vergöttert, wie dies bei meinem Stande oft zu gehen pflegt. Die Bühnendirectionen stritten sich völlig um meinen Besitz.

Ich erhielt an der Hofbühne des Großherzog's von *** ein noch glänzenderes Engagement, als jenes war, in dem ich bisher gestanden hatte, und folgte nach Ablauf meiner Contractzeit dem ehrenvollen Rufe dahin.

Die Aufnahme, die mir daselbst zu Theil ward, war eine äußerst schmeichelhafte. Man überhäufte mich mit Auszeichnungen und Ehrenbezeugungen aller Art, selbst in die Hofzirkel ward ich nebst meinem Vater häufig geladen, um daselbst die hohen und höchsten Herrschaften durch meine Kunstleistungen zu ergötzen. Wir genossen des häufigen Umganges der ersten Cavaliere und des höchsten Adels, als wären wir ihnen gleich und ebenbürtig gewesen. Nach ein paar Jahren dachte ich gar nicht mehr des Verlustes meines einstigen väterlichen Erbtheiles, auch mein Vater schien sich behaglicher zu fühlen und erholte sich allmählich wieder.

Ich stand nun in meinem zwanzigsten Jahre. Bisher hatte ich noch nie geliebt. Frei und ungebunden — war mein Herz nur der hohen Kunst gewidmet gewesen. Da schlug endlich auch mein Stündchen. Wenigstens dachte ich so. Es war am Geburtstage des Großherzog's. Bei Hofe war ein glänzendes Fest veranstaltet worden. Ein gewähltes, sinnig geordnetes Concert eröffnete dasselbe, hierauf folgte ein äußerst

prunkvoller Maskenball. Auch ich und mein Vater waren geladen, und da war es, wo ich einen jungen, äußerst liebenswürdigen Mann, den Sohn einer der angesehensten, mächtigsten und begütertsten Familien des Landes, zum wiederholten Male traf. Wir hatten uns bei ähnlichen Anlässen an demselben Orte schon früher begegnet, und ich hatte mich immer gerne mit ihm unterhalten, denn er war sehr gebildet und bescheiden, und wußte feinen Anstand und heitere, ungebundene Laune wohl zu vereinen. Auch an jenem Abende hielt er sich fleißig in meiner Nähe auf, erwies mir aber, was mir besonders auffiel, ungewöhnliche Aufmerksamkeit und wich gar nicht von meiner Seite. Ich fühlte mich recht behaglich in seiner Gesellschaft, behaglicher als in der irgend eines Mannes, ohne mir vor der Hand den Grund dieses Gefühles selber erklären zu können. Bald aber sollte sich mir das Räthsel lösen, denn die Freuden und das Toben eines Balles sind geeignet, die Herzen Jener, die sich noch unbewußt und doch schon recht innig lieben — oder, getäuscht von dem trügerischen Augenblicke, zu lieben wähnen — einander näher zu bringen, und den Schleier mit einem Male zu zerreißen, der das süße Geheimniß noch neidisch verbirgt. Mit einem Worte, aufgeregt vom Tanze und dem unwiderstehlichen Reize des Augenblickes, gestand er mir, daß er mich liebe, und daß nur mein Besitz ihm das Leben fortan süß und angenehm machen könne, was ihm fern und getrennt von mir, öde und freudenlos dahinfließen müsse. Da traf meinen Blick der Feuerstrahl, der aus seinem schönen, geistvollen Auge tief in meine Seele drang, und das Band unserer Herzen schien geschlossen.

Guter Rath kommt aber oftmals über Nacht; und oft verwirft unsere Seele in ruhigem Gleichmuth, was sie ehedem im Momente der Aufregung feurig und glühend erfaßt hatte. Dies galt auch bei mir, denn was man von dem

Feuer und der Begeisterung einer ersten Liebe träumt und schwärmt, von einer Liebe, die einmal nur im Leben unser Herz durchglühen kann, und die aus irgend einem Grunde daselbst erloschen und erstorben, nie mehr in anderer Intention einziehen kann in unsere Brust, all' dieses ahnte und kannte ich doch nicht, als ich ruhig über das Ganze nachdachte. Ich liebte den Auserwählten meines Herzens recht innig und aufrichtig und zog ihn bei Weitem allen Männern, die ich bis jetzt kennen gelernt, vor, würde mich auch entschlossen haben, Kummer und Elend mit ihm zu theilen, ohne jemals eine Klage darüber laut werden zu lassen; aber es war doch nicht jene Liebe, die mit unwiderstehlicher, heiliger Macht das Herz der Jungfrau erfüllt und faßt, die sie erkalten läßt für alles Uebrige, für Eltern, Geschwister, Freunde, daß sie rücksichtslos nur in dem Geliebten ihr Alles sieht, und den reinsten Sinn oft also berückt durch die Zaubermacht ihres reizenden Wahnes, daß er Pflicht und Sitte zu erkennen unfähig wird. Diese Liebe war es nicht, die mich an den Geliebten band, diese Liebe hielt ich nach meiner damaligen Denkungsart und Gefühlsweise noch immer für übertrieben und fabelhaft. War es die große Ungleichheit unseres Standes und unserer gegenseitigen bürgerlichen Stellung, welche mein Herz scheu zurückhielt von dem seinigen, so sehr er auch bemüht war, jede Schranke dieser Art einzureißen, oder war es die alltägliche gemeine Lebenserfahrung, wie selten so ungleiche Ehen, die von einer oder der anderen Seite bei ihrer Schließung so große Opfer erheischten, zur Zufriedenheit beider Theile ausfallen, die mich vielleicht unbewußt mit banger Ahnung erfüllt hatte, genug, es war mehr eine recht innige, hohe Freundschaft, die mein Herz an seines band, und die ich in meiner Unerfahrenheit und Unkenntniß für Liebe nahm. Man will behaupten, daß Ehen unter solchen Umständen und mit so gemäßigten Gefühlen

geschlossen, oft mehr zum Glücke ausgefallen wären, als jene, in welchen die aufopferndste, schwärmerischste Liebe die Gatten zusammengeführt hatte. Der Grund dieses oft wiederkehrenden, mithin unleugbaren Factums mag erstlich darin liegen, daß Freundschaft und kälteres Blut nicht so hohe Anforderungen stellen als eine solche Liebe, folglich weit leichter in ihren Erwartungen zufrieden zu stellen sein dürften. Zweitens und hauptsächlich aber darin, daß oft gar nicht Liebe war, was man so nannte. Ich kann mir nicht leicht denken, das eine edle, reine, des Namens Liebe durchaus würdige Herzensneigung, und hervorgehend aus den erhabensten, lautersten Beweggründen, jemals an und für sich zum Unglücke Jener ausschlagen könne, die sie theilen; denn die von den Einflüssen des Raumes und der Zeit abhängige kann doch nimmer die wahre sein. Unbedingt möchte ich daher die Wahrheit des eben Gesagten nicht verbürgen. —

Durch mehrere Monde hatte unser Verhältniß schon bestanden seit dem Abende, wo jener Maskenball am Hofe des Großherzog's stattgefunden. Daß diese Sache ein Geheimniß hätte bleiben können, wäre kaum denkbar und zu erwarten gewesen, da wir Beide der öffentlichen Aufmerksamkeit zu sehr bloßgestellt waren, um nicht beachtet zu werden; ich als erste Sängerin an der großherzoglichen Hofbühne und er als Cavalier, der überdies bei Hofe nicht die letzte Stelle einnahm. Es war daher kaum zu wundern, daß schon in den ersten vier Tagen das Gerede die Residenz durchlief, der junge interessante Freiherr von C.... mache mir auf Tod und Leben die Cour. Daß ein ernsterer Zweck dem Ganzen zum Grunde liegen könne, ahnte wohl Niemand, so wenig sich auch andererseits Jemand unterfing, meinen Ruf deshalb anzutasten, da mein Wandel makellos und rein, und mein Name unbescholten war. Man betrachtete die Sache also von dem Standpuncte ganz gewöhnlicher Galanterie und nannte sie auch so. —

Die Liebe des jungen Freiherrn war aber, wie sie in dem Herzen eines Jünglings, und zwar eines edlen, unverdorbenen — nur immer sein kann, der reinsten, edelsten Art. Sein Ziel war, mit mir durch das gesetzmäßige Band der Ehe verbunden durch's Leben zu gehen, unbekümmert um den argen Verstoß gegen die Vorurtheile der Geburt und des Ranges, wie der altherkömmlichen Sitte. Seine Stellung war eine völlig freie und unabhängige. Seine Eltern waren todt und hatten den einzigen Sohn als den alleinigen Erben eines großen, ja ungeheuren Vermögens hinterlassen. Unbekümmert um die etwaigen Einsprüche seiner übrigen Verwandten, würde er diesen fest und unbeugsam seine längst beschlossene, wohl überlegte That entgegengestellt haben, ja wenn es sich als durchaus nothwendig erwiesen hätte, sogar entschlossen gewesen sein, seinen Aufenthalt in der Residenz aufzugeben, um fern davon mit mir auf einem seiner beträchtlichen Güter zu leben.

Daß die Sache sich so ernsthaft gestalten und gar unsere eheliche Verbindung erzielen könne, hatte bisher Niemand geahnt. Selbst meinem Vater war dieser Gedanke durchaus fremd geblieben, denn auch er hatte die Aufmerksamkeiten und Auszeichnungen, welche mir der junge Freiherr erwies, wenn er mich des Abends während der Vorstellung auf der Bühne besuchte, was jedesmal geschah, so oft ich beschäftigt war, nicht als etwas so Großes, sondern als die ganz gewöhnliche Huldigung betrachtet, die Schauspielerinnen und Sängerinnen von Herren vom Stande zu jeder Zeit erwiesen worden waren. Uebrigens würde ihm, der nur in meiner Kunst lebte und nur für diese Augen und Ohren hatte, das Ganze nicht aufgefallen sein, wenn es auch noch weit auffallender gewesen wäre.

Und so war es denn eines Abends, ich hatte zum ersten Male die Constanze in Mozart's „Entführung aus dem

Serail“ gesungen, und der Beifall des Publikums hatte mich besonders ausgezeichnet und wollte fast kein Ende nehmen, als der Baron nach dem Fallen des Vorhangs aufgeregt, wie ich ihn nie zuvor gesehen hatte, auf die Bühne stürzte und mich mit den Worten anfiel: „Theure Friederike! es muß sein Ende erreichen, ich kann nicht mehr länger an mich halten, ich will und muß mit Deinem Vater sprechen — zu welcher Stunde kann dies morgen geschehen?“ — Ich war zwar überrascht über die Hast in seinen Worten, doch da er die Absicht, die er so eben ausgesprochen, schon lange nährte und ihre Realisirung, wie ich wohl wußte, bereits für die nächsten Tage bestimmt hatte, so erholte ich mich schnell von meinem Staunen und befriedigte seinen Wunsch. Wie gewöhnlich unter Betheurungen ewiger, unwandelbarer Liebe, begleitete er mich nach Hause und wir schieden.

Zur bestimmten Stunde am nächsten Morgen erschien er, wie wir verabredet hatten, in meinem Hause, und wenige Momente später im Gemache meines Vaters, nachdem ich ihn dorthin gewiesen. Ich wohnte der daselbst stattfindenden Unrterredung nicht bei. Wie erschrak ich aber, als ungefäh nach Verlauf einer halben Stunde mein Vater wie außer sich in mein Zimmer trat und mir berichtete, der Freiherr von C... habe bei ihm um meine Hand angehalten und ihm seinen Wunsch mitgetheilt, sein Loos mit dem meinigen für dieses Leben fest und unauflöslich zu verbinden. Unbekümmert um die etwaigen Einsprüche seiner Verwandten, sei es sein einziges Bestreben, mir das freundlichste, beneidenswertheste Dasein zu bereiten, nur müsse auch von meiner Seite ein Opfer gebracht werden, was er um so sicherer erwarte, als er ein ähnliches zu bringen im Begriffe stehe und jedes noch so große willig bringen würde. Dieses sollte aber darin bestehen, daß ich abträte vom Theater und meiner Kunstlauf-

bahn entsagte. „Friederike!“ so schloß mein Vater in heftiger Erregung und eine Thräne zitterte in seinen Wimpern, „Du bist mein gutes, wohlgerathenes, einziges Kind! Du ehrest Deinen Vater und ersetzest ihm reichlich und fast über das Maß, was Du ihm verdankest, doch frage ich Dich, ich beschwöre Dich, bedenke es wohl! könntest Du Dich entschließen, dieses Opfer zu bringen? Könntest Du der hohen, heiligen Kunst den Rücken kehren, der Du bisher fast einzig und allein gelebt und gehuldigt hast, die Dich so reich mit Glücksgütern bedacht, die Dich, geehrt und berühmt, vor Vielen erhob und dies gewiß in noch höherem Maße thun wird? — Könntest Du ihr Lebewohl sagen,“ und hierbei zitterte seine Stimme bedeutend, „könntest Du so das Andenken unseres theuren, großen und unsterblichen Freundes mit Füßen treten, um einer flüchtigen Aufwallung des Herzens willen, die bei ruhiger Ueberlegung gewiß wie die Seifenblase eines Kindes zerplatzen und Reue hinterlassen würde? Denn Fluch dem Künstler, dem seine Kunst nicht Alles ist, der in ihr nicht reichlichen Ersatz findet, wenn selbst der herbste Verlust sein Herz betrübt, nicht den süßesten Trost in allen Widerwärtigkeiten und allen Wechselfällen eines vielbewegten Lebens! — Friederike, meine Tochter, nein, ich kann den Gedanken nicht fassen und ertragen — so tief wirst Du mich nicht kränken!“ —

Wie der Sprache beraubt durch Das, was ich eben gehört, stand ich ihm gegenüber, denn diese Bedingung unserer Verbindung, so natürlich sie auch einerseits, war mir von Seite meines Geliebten niemals mitgetheilt worden. Es kränkte mich zum Theil die Hinterlist, die ich in diesem Verfahren fand, zum Theil wieder klammerte sich mein Herz mit aller Macht an die Kunst, die mir wirklich über Alles theuer war. Mit einem Worte, ich war unfähig, meinem Vater Etwas zu erwidern.

Dieser, der mein Zaudern in einem ganz anderen Sinne nahm, begann jetzt im höchsten Grade erbittert: „Nun wohl, entartetes Mädchen, unwürdig Deines edlen, hohen Berufes, folge Deinem Triebe! Opfere dem Manne Deines Herzens die süßeste und stolzeste Hoffnung meines Lebens, den Stab, die Stütze meines Alters! Folge ihm nur und thue, was Du nicht lassen kannst — es wird die Stunde schlagen, die das Amt der Rache gräßlich an Dir üben wird für Das, was Du gethan. Mich aber wage nie wieder, Vater zu nennen — vergiß, daß ich lebe — daß ich Dich liebte, wie ich auch Deiner vergessen, Dich nie mehr wiedersehen will — — denn wäre Verschmachten und Tod im Elend mein Loos — ich will es eher tragen, ja sogar segnen, als leben in Hülle und Fülle von der Gnade des übermüthigen Fremden!" —

Tief im Herzen getroffen von meines Vaters schonungsloser Rede, flog ich schluchzend an seine Brust; hätte mir auch keine andere Rücksicht gegolten, so konnte ich ja doch ihn nicht verlassen, denn daß er mir gewiß nicht gefolgt sein würde, dafür bürgte mir seine hohe Begeisterung für die Kunst, sein fester Charakter und unbeugsamer Starrsinn. — — — Ich ward also nicht die Gattin des Freiherrn. Unser Verhältniß löste sich. So schonend als möglich eröffnete ich ihm meinen Entschluß, und wie ich unter diesen Bedingungen niemals die Seinige werden könnte, am Wenigsten beladen mit dem Fluche meines Vaters, der uns doch nimmer Segen bringen würde. Erzürnt und tief gekränkt verließ er mich und um wenige Tage später die Residenz. Der arme Jüngling, getäuscht in seinen süßesten Hoffnungen, wie tief mußte ihn nicht der unerwartete, schonungslos geführte Streich getroffen haben! — — Doch linderte die Zeit seinen Schmerz, wie sie mit ihrem milden, sanft heilenden Balsam fast jede Wunde des menschlichen Herzens heilt. Einige Jahre brachte er auf Reisen zu, wo er andere Menschen und andere Sit-

ten sah, und allmählich auch Ruhe und Frieden wieder fand, denn er heirathete endlich, nachdem er in seine Vaterstadt zurückgekehrt war, wo ich mich schon lange nicht mehr befand, die Tochter eines angesehenen Hauses, ihm gleich und ebenbürtig, wurde ein zufriedener Gatte und Vater, und vergaß mich gewiß längst, oder dachte doch meiner, wenn mein Bild schon auf Augenblicke vor seiner Seele auftauchte, vielleicht mit sanfter Rührung und stiller Wehmuth, wie man eines längst gestorbenen, lieben Freundes gedenkt. — Ich glaube fast, ich wäre an seiner Seite recht glücklich geworden! — War aber seine Forderung billig oder unbillig gewesen, so mußte ich doch meinem Vater dieses Opfer bringen, der mir seinerseits so viele gebracht hatte! Und wer weiß, ob es nicht in jeder Hinsicht so am Besten war! — — — Im Sommer des verflossenen Jahres war er in Begleitung seines Sohnes hier angekommen. Wie ein Dolchstich durchdrang es mein Herz, als ich die beiden Namen unter jenen der Angekommenen in einer der hiesigen Zeitungen las. Mehr als vierzig Jahre sind verflossen, seit wir uns zum letzten Male gegenüber standen. An der Seite seines Sohnes sah ich ihn eines Tages in seiner glänzenden Equipage aus den Thoren des Hotels fahren, in dem er abgestiegen, er ein noch immer schöner und interessanter Mann, nun schon den siebzigen nahe, aber, seines blühenden Aussehens wegen, um wenigstens zehn Jahre jünger scheinend, und sein Sohn — ach ganz das Abbild des Vaters von ehemals! — Gleichgiltig haftete einen Moment lang im Vorüberfahren sein Blick auf mir, er ahnte freilich nicht, wie nahe ich einst seinem Herzen gestanden, ich hatte mich ja um Vieles mehr verändert als er, und wenn schon bei der Erinnerung an seine Jugendzeit zuweilen mein Bild vor seine Seele tritt, so gedenkt er meiner gewiß wie einer längst Verstorbenen, den Gedanken der Wahrscheinlichkeit nicht nährend, daß ich noch lebe! — —

Kurze Zeit nach der früher geschilderten Katastrophe verließen ich und mein Vater die großherzogliche Residenz. Mein Vater hatte bei Seiner Hoheit Audienz genommen und die Gründe, weshalb ich um meine Entlassung anzusuchen gezwungen war, an den Tag gelegt. Der Fürst, der die Sache aus einem ganz anderen Gesichtspuncte als mein Vater betrachtete, lobte sowol ihn als auch mich wegen unseres Entschlusses, und ich erhielt meine Freiheit sogleich und ohne Berücksichtigung des geschlossenen Contractes. Schnell hatte ich anderswo ein neues, vortheilhaftes Engagement gefunden, und wir lebten in Kurzem wieder glücklich und zufrieden wie zuvor. Dies währte so durch zwei Jahre, da erkrankte mein guter Vater. Die Kunst der Aerzte rettete ihn wol von dem augenblicklich drohenden Tode, aber seine frühere Gesundheit erhielt er nicht wieder, sondern er kränkelte fort, und starb nach einem schmerzlichen, langwierigen Siechthume in Jahresfrist. Nun stand ich ganz allein und völlig verlassen in der Welt, einem Stande angehörend, in dem so Wenige die Reinheit ihres Herzens und ihrer Sitten bewahren, und in dem die großen und reizenden Verlockungen den treuen, väterlich warnenden Freund so unentbehrlich machen.

Hatte ich früher bei Lebzeiten meines Vaters meinen Stand geliebt, und in der Ausübung meiner Kunst, und in der Vervollkommnung meiner Fähigkeiten meine höchste Glückseligkeit gefunden, so änderte sich dies von jetzt an bedeutend. Wehe dem Weibe, welches das Geschick an jene Stelle setzte, die ich einnahm, und das die Natur, was körperliche Reize betrifft, nicht zugleich stiefmütterlich begabte. Natürlich, vorausgesetzt, daß sie den Pfad der Tugend nicht verlassen will. — Niemand, der in diese Verhältnisse nicht näher eingeweiht ist, ahnt es, und ist im Stande, es sich vorzustellen, was ich da zu leiden, zu erdulden hatte, die ich nun so allein und

wehrlos gegen alle Angriffe dastand. Gewiß, sähe die Welt im Allgemeinen in dieses Treiben, sie würde manche meiner gefallenen Kunstschwestern weit milder beurtheilen. Und doch trifft der größte Theil all' jener Schmach und Schande, welche der Armen, die diese schlüpfrige Bahn wandelt, so reichlich zugemessen werden, vor Allem dich, du leicht erregbares, der einmal übernommenen Pflicht so schnell vergessendes, so schwer für beständig zu fesselndes, und gewöhnlich nur der Lust des Augenblicks lebendes Männergeschlecht! — Eine mittelmäßige Physiognomie, ein runder Arm, ein voller Busen, wie hinreichend sind sie nicht, dein wie Stroh leicht zu entflammendes Herz in lichterlohen Brand zu versetzen, wie hinreichend sind sie nicht, dich der eigenen Ehre, der Pflichten, selbst der heiligsten, und jeder zarten Rücksicht, die du dem wehrlosen schwächeren Weibe schuldig bist, vergessen zu machen; denn ist einmal deine Sinnlichkeit, die rohe, wilde, verzehrende Begier in Deiner Brust wach gerufen, so ist dir nichts heilig, nicht die Ehre, nicht die Ruhe, nicht das weitere Geschick der Unglücklichen, die dein gieriges Auge begehrt. Und wehe der Verblendeten, die deinen wenig fesselnden Schwüren traut, denn herbe, fruchtlose Reue ist ihr trauriges Loos! — —

Die Bühne, an der ich damals als Primadonna engagirt gewesen, war eine der bedeutenderen, und zwar in einer großen, volkreichen Residenz. Wie an jenen Orten, wo ich früher gewirkt, liebte, ja vergötterte man mich auch da und stürmte im wahren Sinne das Theater nach jeder meiner Vorstellungen. Anfangs schmeichelte mir dies Alles, in der Folge aber ward es mir in der That widerlich, doch übte es weiter keinen Einfluß auf mich. Wie änderte sich jedoch die Scene nach dem Tode meines Vaters. Hatte sich früher kein Zudringlicher in meine Nähe gewagt, weil er immer um mich, und zu meinem Schutze mir stets an den Fersen war, so

war dies nun anders geworden, wo ich Niemanden mehr hatte, der mich gegen rohe Zudringlichkeiten beschützte, und im Nothfalle den Frechen wohl auch thätlich zurecht gewiesen hätte. Und war mein Ruf makellos geblieben, und achtete man mich als ein Muster meines Standes noch immer, so mußte ich doch bald in dieser Hinsicht gar schmerzliche Erfahrungen machen.

Welche Kränkungen, sogar Beschimpfungen mußte ich jetzt erdulden! Welche beleidigende Huldigungen und Zuschriften erhielt ich nun von Leuten, die ihre Geburt und sociale Stellung doch höher auszeichneten. Welche erniedrigende, schamlose Anträge mußte ich vernehmen! — O lassen sie mich hinwegeilen über diese Erinnerungen aus meiner schönsten, meiner Blüthezeit, die mir aber hierdurch zur fürchterlichsten meines Lebens gemacht wurde; denn nicht einmal saß ich in Thränen, welche mir der heftigste Seelenschmerz erpreßt hatte, gebadet in meinem Gemache und rief Gott um Trost und Beistand an in meinem tiefen Leide.

Nicht genug aber, daß man mich auf solche Weise beunruhigte und kränkte, man erfrechte sich auch aus Rache, ob der Verachtung, mit der ich derlei schimpfliche Anträge jeder Zeit von mir gewiesen hatte, meinen Ruf, meine Ehre vor der Menge verdächtigen zu wollen. Man rühmte sich mit keckem Munde von mir empfangener Gunstbezeigungen, und wie ich leider, um das Maaß meiner Demüthigungen voll zu machen, erfahren mußte, fanden diese Großsprecher und Prahler, diese ehrlosen und elenden Buben, Glauben unter Einzelnen des Publikums, denn was wäre auch leichter, als den guten Ruf einer Künstlerin meiner Sphäre zu besudeln? Ja, man begnügte sich sogar damit nicht, sondern bestrebte sich auch noch, mir selbst den wohlverdienten Lohn meines treuen Kunststrebens zu entreißen oder wenigstens zu schmälern, in-

dem man mißgünstige Stimmungen gegen mich im Publikum hervorzurufen bemüht war, was indessen meistens mißlang.

Doch genug hiervon. Zu schmerzlich erregen diese düsteren Erinnerungen, so weit sie auch schon im Strom der Zeit hinabgegleitet sind, mein Herz, und gewiß werden Sie mir die genauere Schilderung derselben erlassen, da die Erfahrung des heutigen Tages sich von der jener längst vergangenen in nichts wesentlich unterscheidet. Nur eines Umstandes der Art muß ich noch erwähnen, weil er auf mein ganzes künftiges Leben zu einflußreich wurde. — Vor jenem Pförtchen, durch das ich gewöhnlich nach geendigter Vorstellung das Theater zu verlassen pflegte, und wo auch immer der Theaterwagen meiner harrte, hatten sich in der Regel jedes Mal Schaaren von Männern versammelt, um mich einsteigen und wegfahren zu sehen. So indiscret und albern dieser Brauch ist, hatte seine Uebung selbst als mein Vater noch am Leben war, zu dessen größtem Verdrusse unausbleiblich nach jeder meiner Leistungen stattgefunden.

So war ich denn auch eines Abends, lange Zeit nach seinem Tode, nach geendigter Oper eben im Begriffe, an dem genannten Orte in meinen Wagen zu steigen, und hatte dieses eigentlich schon gethan, als mir mit ungemeiner Gewandtheit ein mir völlig unbekannter Mann dahin folgte, sich mit frecher Zudringlichkeit unter schallendem Gelächter an meine Seite setzte, und mehrere gewaltsame, unverschämte Liebkosungen gegen mich erlaubte, während der Kutscher, darum unbekümmert, wie es mir aber schien, abgekarteter Weise, in die Pferde hieb. Ungeachtet ich in meiner Angst laut um Hülfe rief, rollte der Wagen nichts destoweniger mit ziemlicher Schnelligkeit weiter. Er hatte aber nicht die Ecke des Gäßchens noch erreicht, als er plötzlich stille stand, die Wagenthür aufgerissen, und mein zudringlicher Begleiter von kräftiger Manneshand an der Brust gefaßt, und

gewaltsam hinausgezerrt wurde, worauf sich der Schlag wieder schloß, und ich ferner unangefochten zu Hause anlangte. Halb ohnmächtig erreichte ich meine Wohnung, der Schreck hatte mich aber so angegriffen, daß ich einige Tage krank lag und ärztliche Hülfe in Anspruch zu nehmen gezwungen war.

Noch während meiner Krankheit, und zwar schon am nächsten Morgen nach jenem Vorfalle, hatte ein fremder Mann von feinem Aeußeren in meinem Hause vorgesprochen, sich nach meinem Befinden erkundigt, und meinem Mädchen einen Brief an mich mit dem Ersuchen übergeben, mir denselben, erst wenn ich wieder wohl sein würde, einzuhändigen, und zwar mit der ausdrücklichen Bemerkung, daß er von einem Manne herrühre, der es sich auf Zeit seines Lebens zum größten Glücke schätzen würde, mir einmal in einer unangenehmen Lage einen kleinen Dienst erwiesen zu haben.

Mein erster Gedanke, als ich dies erfahren, fiel natürlich sogleich auf meinen unbekannten Retter von gestern, den ich aber theils wegen der herrschenden Dunkelheit, theils wegen meiner Angst und Bestürzung kaum wahrgenommen, folglich also in keiner Weise wieder erkannt hätte. Nichts desto weniger nahm ich den Brief, und erbrach das Siegel nicht ohne Bewegung. Was mußte ich da sehen, was inne werden. Welche Liebe, welche edle, innige Liebe sprach aus jedem seiner Worte. Welche Gluth und Begeisterung der Leidenschaft, die unbedingt zu jedem gefühlvollen, reinen Frauenherzen, das frei und ungebunden schlägt, mit Allmacht und unwiderstehlich sprechen müssen? Hätte ich ihm, der so rührend, so hinreißend um eine Zusammenkunft bat, diese versagen sollen, um so mehr, da ich ihm für den Dienst, den er mir geleistet, doch immerhin hoch verpflichtet war? — Nimmermehr hätte ich dieses vermocht! — Und

dennoch, gütiger Gott, hätte ich es zu seinem und meinem Glücke thun sollen! — —

Er machte auch bald Gebrauch von meiner Erlaubniß und kam. Wie bewegte mich schon sein Anblick! Der ist's, der, und keiner sonst, so rief's in meinem Herzen laut für ihn! Wir schieden und ich liebte ihn, wie das Weib den Mann nur lieben kann, aus allen Kräften, mit der vollen Macht meiner Seele! — — —

Wer hätte an dieser Liebe etwas Böses, Unerlaubtes oder gar Verbrecherisches finden können? Gewiß Niemand. Und andererseits hatte ich die Macht der Liebe, die Macht der ersten Liebe erst jetzt kennen gelernt. Denn daß dieses neu und plötzlich in mir aufkeimende Gefühl diesen Namen verdiente, erkannte ich erst vollends, als ich empfand, in wieweit es sich von jenem unterschied, das ich für den Freiherrn von E... gehegt, und in meiner gänzlichen Unerfahrenheit damals für Liebe genommen hatte. —

Ludwig H..... war ein vollendet schöner, und was noch mehr sagen will, äußerst interessanter Mann von dreißig Jahren. Man mußte ihm gleich beim ersten Zusammentreffen gut sein. Sein liebevolles und freundliches Benehmen, gepaart mit so würdevollem Ernste, war bezaubernd. Weit von meinem damaligen Aufenthalte, in einer minder erheblichen Provinzstadt ansäßig, hielt er sich, wichtiger Geschäfte wegen, seit ein Paar Monaten in der Residenz auf. Er stand allein und unabhängig in der Welt. Niemand kannte ihn hier genauer. Er befand sich aber auch mit Niemandem hier in einer näheren Verbindung, und würde, wie er mir betheuerte, nach frühzeitiger Beendigung seiner Geschäfte schon lange nach Hause zurückgekehrt sein, hätte ich ihn nicht mir unbewußt wie magisch in meinem Kreise gefesselt gehalten.

Es liegt nicht in meiner Absicht, Sie mit einer genaueren

Schilderung all' unseres Liebesgetändels, unserer Leiden und Freuden, unseres Sehnens und Strebens zu belästigen, was stets nach demselben Maßstabe, nur immer für die Liebenden selbst Interesse und Wichtigkeit hat, jedem Dritten aber ebenso langweilig als abgeschmackt erscheinen muß. Ich begnüge mich vielmehr zu bemerken, daß unser Verhältniß ein äußerst zartes und inniges war, und von Tag zu Tag immer inniger und wie es den Schein hatte, immer unauflöslicher und fester wurde. — Denn, hatten sein ursprüngliches Auftreten, bei welchem er mich von den Zudringlichkeiten jenes Menschen befreite, sowie die Gluth seines Briefes und hierauf unser erstes eigentliches Begegnen, ihm mein Herz, das in den Jahren der Blüthe noch liebeleer, nach einem Wesen sich sehnte, dem es rein und völlig angehören konnte, für jetzt und immer schon größtentheils gewonnen, so mußten die grenzenlose Liebe, die unwiderstehlichste Leidenschaft für mich, die seinen Busen durchaus erfüllten, und die übrigen zahlreichen Vorzüge seines Verstandes und seines Herzens, auch meine Liebe zu ihm auf den höchsten Grad steigern.

Einige Monate mochte unser Verhältniß in ungestörter Weise gedauert haben. So weit es seine und meine Geschäfte erlaubten, brachten wir unsere Zeit gemeinsam hin. Er geleitete mich in's Theater, und nach geendeter Oper wieder nach Hause, machte mit mir gemeinschaftlich kleine Ausflüge, kurz, widmete mir, wie gesagt, seine Zeit, insofern es nur immer möglich war und der Anstand es erlaubte. Nur eines war mir in seinem Benehmen gegen mich von jeher aufgefallen, daß nämlich von seiner Seite aus unserer endlichen ehelichen Verbindung, welche doch nur das Ziel unseres Strebens sein konnte, niemals mit einer Sylbe Erwähnung gethan ward, ja was noch mehr, daß er sogar sichtbar in Verlegenheit gerieth, wenn ich auch nur von ferne

darauf anspielte. Da indessen sein Betragen gegen mich immer im gleichen Grade achtungsvoll und untadelhaft blieb, so betrachtete ich das Ganze theils als eine bizarre Laune, theils suchte ich in dem Umstande, daß er zwar nicht dürftig, aber doch nichts weniger als reich war, den Grund, daß er trotz seiner Liebe zu mir, vielleicht in der Absicht, manches abzuwarten, unsere Verbindung aufgeschoben wissen wollte.

Und wieder vergingen mehrere Monate. In dieser Zeit war er noch um vieles düsterer und nachdenkender geworden. Man sah deutlich, daß ein großes, wichtiges Geheimniß, das er mir mitzutheilen, sich nicht entschließen konnte, auf seinem Herzen lastete. Ich that, als ob ich dies nicht bemerkte, da mehrere leise Versuche, ihn zur Mittheilung zu stimmen, sich als fruchtlos erwiesen hatten, indem er bei solchen Anlässen immer schwieg, tief aufseufzte, und mit sich jedesmal im heftigsten Kampfe schien. Seine Leidenschaft zu mir wuchs immer mehr, daß sogar seine Gesundheit darunter zu leiden schien. Ich duldete mit ihm, ohne ihm Hülfe leisten, — ja, ohne den Grund seines Leidens erforschen zu können, dem ich auch, wenn ich ihn schon gekannt hätte, wie sich mir leider nur zu spät erwies, doch nimmer abzuhelfen im Stande gewesen wäre.

Endlich, als eines Tages seine Bedrängniß den höchsten Grad erreicht hatte, schwur er mir zu meinen Füßen hingeworfen unter Thränen, daß er fortan ohne mich nicht mehr leben könne, daß er aber auch nicht länger so, wie bisher, fortzuleben im Stande sei, denn er müsse mich besitzen, ich müsse sein Weib sein! — Ich äußerte mein Befremden über diese sonderbarer Weise so spät ausgesprochene Forderung, in die zu willigen, ich gewiß schon längst entschlossen gewesen wäre, indem ich doch schon selber zu wiederholten Malen dieser Sache Erwähnung gethan. Er gab dies zwar zu, flehte mich aber an, ihn nicht zu verdammen, wenn er,

so sehr er mich liebe, doch gezwungen wäre, ein Geheimniß daraus zu machen, warum ich hier, an dem Orte, wo wir uns befänden, nie die Seine werden könne, sondern diese Stadt für immer verlassen, und ihm nach dem Auslande folgen müsse, um dort das Band, das uns zu unserem beiderseitigen Glücke ewig und unauflöslich verbinden solle, um unsere Herzen zu schlingen.

Düstere Ahnungen begannen meine Seele zu erfüllen, aber darum nicht minder, obgleich ich mich noch keiner genügenden Erklärung seines räthselhaften Wesens zu erfreuen hatte, versprach ich in meiner Verblendung in sein Verlangen willigen zu wollen, denn wozu verleitet uns nicht unser junges Herz, besonders wenn es so liebt, wie das meine damals liebte. Der Ablauf meines Contractes, der ohnedies in naher Aussicht stand, sollte nur noch abgewartet werden. Mit diesem Versprechen gab er sich zufrieden, und die Zeit, in der wir Beide das Ziel unserer sehnlichsten Wünsche erreichen sollten, rückte heran, ohne daß er demungeachtet seine frühere Heiterkeit wieder erlangt hätte; denn fortwährend schwebte eine düstere Wolke auf seiner Stirne, so sehr er sich auch Gewalt anthat, sie zu verscheuchen. Eine tägliche Beobachtung, welche mich tief betrübte, und mir die Freude und die entzückende Aussicht auf unsere ersehnte Verbindung nur zu sehr verkümmerte.

— Doch wehe, was geschah! Wie entlud sich das Gewitter, das sich unheil- und verderbendrohend über meinem schuldlosen Haupte zusammen gezogen hatte, mit einem Male auf so furchtbare Weise. Gottes Güte ist oft gar langmüthig, fast unerschöpflich, endlich aber trifft der zerschmetternde Schlag das Haupt des Schuldigen, und leider auch zuweilen mit ihm das Herz des Unschuldigen, dessen unglückliches Geschick beider Loose tückisch mit einander verband! — —

Es war zur heißen Sommerszeit, die oft böse und verheerende Krankheiten gebiert, gegen deren verderbliche Verbreitung alle Vorsicht und das unermüdlichste Bestreben der Aerzte nichts auszurichten im Stande sind. Leider geschah dies auch hier, denn eine äußerst bösartige Blatternseuche brach aus, die ungeachtet der vor wenigen Jahren von England herübergekommenen Schutzpockenimpfung, die aber bei uns noch nicht so allgemein geübt worden war, wie in anderen Staaten, und wie es hätte sein sollen, mit unwiderstehlicher Macht um sich griff. Er ward davon befallen, und an den Rand des Grabes gebracht, welches ihn ohne der guten Pflege und liebevollsten Wartung, deren er genoß, sicher verschlungen hätte. Und wer wäre mehr dazu berufen gewesen, für sein Wohl zu sorgen, und an seinem Lager zu wachen, als Diejenige, welche in Kurzem ihr Loos auf das engste mit dem seinigen zu verknüpfen im Begriff stand? So sprachen mein Herz und mein Gewissen, und so trieb es mich unaufhaltsam, und so that ich auch! —

Als ich da eines Nachmittags sinnend an seinem Lager saß, während ein sanfter, erquickender Schlummer die Augenlider des kaum genesenden Kranken geschlossen hielt, der ohne Gefahr für ihn nicht unterbrochen werden durfte, langte ein Brief an ihn aus seiner Heimath, mit dem Beisatze, daß seine Abgabe höchst dringend war, durch die Post an. Wecken mochte ich ihn aus dem genannten Grunde nicht, ingleichen durfte es auch, wie ich dachte, kaum räthlich sein, ihm denselben selbst bei seinem Erwachen einzuhändigen, da sein Inhalt leicht von der Art sein konnte, daß er ihn zu heftig aufregte, und eben hierdurch von Neuem an den Rand des Grabes brächte. Ich hielt es daher nicht für Unrecht, ihn in seinem Namen zu erbrechen, um doch nachzusehen, von welcher Art die mitgetheilte Nachricht sei, umsomehr, da ich überzeugt war, er würde mir nicht zürnen,

zumal ich ohne Zweifel zunächst das Recht hatte, dies zu thun, und man nicht wissen konnte, welche wichtige, unaufschiebbare Angelegenheit es betraf.

Ich erbrach ihn also. Kaum aber hatte ich wenige Zeilen gelesen, als ich ohnmächtig auf meinem Stuhle zurücksank, nachdem das Blatt meiner wie gelähmten Hand entfallen war. In diesem jammervollen Zustande fand mich die Wärterin des Kranken bei ihrer Rückkehr, da sie etwas herbeizuholen, weggegangen war. Nicht ohne Mühe hatte sie mich durch alle ihr für den Augenblick zu Gebote stehenden Mittel wieder in's Leben zurückgerufen, ohne daß der Kranke dadurch aus seinem Schlummer erweckt worden wäre! — Fassen Sie aber jetzt mein Unglück, mein Elend, meine Verzweiflung ganz: er war verheirathet! — Seine Gattin beschwor ihn in diesem Briefe — seine Geschäfte schleunigst zu beenden, und in ihre Arme zurückzukehren — denn Mangel und Noth drückten sie schwer darnieder — seine kleinen, hülflosen Kinder schrien nach Brot, sie wußte sich nicht mehr zu helfen — — und ihre Entbindung war stündlich zu erwarten. — — Und ich, ich war es, die unschuldig und ohne ihr Wissen dem unglücklichen Weibe den Gatten, den armen, hungernden Kindern den Vater für immer und ewig zu rauben im Begriffe gestanden! —

Welche Sprache besitzt die Worte, die meine Lage schildern, die Gefühle aussprechen könnten, die mein Herz da schonungslos zerrissen! — Ich war unschuldig und unwissentlich die Theilnehmerin, ja was noch mehr, die Ursache eines Verbrechens geworden, das seiner Ausführung schon so nahe stand, und das in seiner vollendeten Nichtswürdigkeit auf Erden seines Gleichen suchte! — Ich war unerhört betrogen! Und er, er schlummerte noch immer ruhig fort, nicht gequält von den marternden Vorwürfen seines von der zügellosesten Leidenschaft zu augenblicklichem Schweigen gebrachten

Gewissens, vielleicht von süßen Träumen einer seligen Zukunft gewiegt, als ob es für Den, der solches vollbracht, noch eine frohe, heitere Zukunft geben könnte, für den Schändlichen, der, wenn ihm seine Frevelthat gelungen, gleich dem Mörder nicht mehr gut machen konnte, was er doppelt verbrach. Und dreifach, zehnfach Wehe! Denn der Vergleich erschöpft noch bei weitem nicht das volle Maß einer solchen Ruchlosigkeit! Oder steht, der solches vollbringt, des feigen Diebes, des frechen Räubers nicht zu gedenken, nicht noch viele Stufen unter dem blutdürstigen, verfluchten Mörder? Der mordet ja nicht Denjenigen, den er liebt, er ist ja der Feind seines Opfers, dem er mit wilder Blutgier an's Leben geht, sei der Grund seines Handelns welcher er wolle. Dieser aber liebt, und eben seine Liebe, ob sie des hehren Namens gleichwohl unwerth, leiht ihm die Waffe, welche die Liebe, die treu und arglos sich hingebende und vertrauende, bis auf den Tod verwundet, und ihre Hoffnung hier und dort unbarmherzig und unverantwortlich in frecher Weise vernichtet! — — —

Daß ich fürderhin an seiner Seite nicht mehr verweilen durfte, erkannte ich nur zu klar, ich hätte es aber auch nimmer über mich vermocht. Abgesehen von der Nichtswürdigkeit eines solchen Thuns, war ich zu tief erschüttert, zu tief gekränkt in meinem Innersten, ja fast dem Wahnsinne nahe. Ein Weib, ein gutes, reines, so treu und innig liebendes Weib kann nicht tiefer, nicht unheilbarer in seinem heiligsten Gefühle verletzt werden! — Und hätte sich auch unerklärlicher Weise die Liebe für den Schändlichen etwa beim Anblicke seiner hülflosen, erbarmungswürdigen Lage in meinem Busen noch regen können — denn auf welche Abwege führt nicht oft Liebe — sie hätte doch endlich verstummen müssen vor der Schwärze eines solchen Verbrechens, oder ich hätte mich als theilhaftig ansehen müssen seiner Verworfenheit.

Ich floh also seine Nähe augenblicklich, fest entschlossen, ihn nie wieder zu sehen — — und ich habe ihn auch nie wieder gesehen! — —

So groß mein Abscheu und meine Entrüstung über das Geschehene war, so regte sich doch in mir, als der erste Sturm sich besänftigt hatte, das Gefühl der Menschlichkeit für ihn, auf das ja selbst der ärgste Verbrecher Anspruch hat. — Er war hülflos, krank — verließ ich ihn in seiner jetzigen Lage ganz — was sollte aus ihm werden? Wie mir aus Allem deutlich geworden, war er arm, so wenig er dieses auch immer scheinen wollte. Ich mußte also, alles Geschehene ungeachtet, dennoch etwas für ihn thun! —

Sehen durfte ich ihn nicht wieder, das stand fest und unerschütterlich, aber sorgen durfte ich für ihn, damit er genese und fortan lebe, auf daß ihm der Strahl der göttlichen Gnade noch das Herz erwärme und bewege, und er zurückkehren könne von dem Pfade seines schändlichen Treibens, und Reue fühle über Das, was er in blinder, zügelloser Leidenschaft gethan! —

Ich sorgte also für ihn, soweit dieses in meinen Kräften stand, daß er an nichts Mangel litt, und übergab seine weitere Pflege einer braven, armen Frau, die mein Vertrauen vollkommen verdiente, und meine Stelle bei ihm einnehmen mußte. Sie hatte den Auftrag von mir, während der Dauer seiner Krankheit, meine Abwesenheit mit wahrscheinlich klingenden Gründen, die ich ihr angab, zu entschuldigen, wenn er aber völlig hergestellt sein, und sich im Stande befinden würde, eine erschütternde Nachricht zu ertragen, ihm den Brief zu übergeben, den ich ihr zu diesem Zwecke hinterließ. —

Dieser enthielt nebst dem von seiner Gattin angelangten Schreiben, einige Zeilen von meiner Hand, worin ich ihn bei Allem beschwor, an seiner armen Familie nach Kräften

gut zu machen, was er sowohl an dieser, als auch an mir verbrochen, indem wir Beide uns in diesem Leben niemals wiedersehen würden, noch dürften. — —

Noch hatte ich aber den Becher meiner Leiden nicht bis auf die Hefen geleert, denn das Aergste, das Fürchterlichste, war mir noch vorbehalten. — Wehe dem Menschen, der dem bösen Feinde auch nur einen Finger bot, der nur einen Fuß breit vom Pfade der Tugend wich, denn schnell erfaßt jener die ganze Hand, ihn nach sich hinabziehend in den Pfuhl der Verworfenheit und ewigen Verdammniß! Wehe Dem, welcher der bösen Leidenschaft ein, auch nur kleines Feld in seinem Herzen eingeräumt, sie ist der Teufel in des Menschen Brust, der die einmal erfaßte Beute nie mehr fahren läßt! —

Sei es nun, daß die Frau, der ich die Wartung des Kranken übergeben hatte, auf keine Weise mehr die Ungeduld und die dringenden Fragen desselben zu beschwichtigen vermochte, oder, daß sie, getäuscht durch sein scheinbares Wohlbefinden, den Augenblick gekommen glaubte, in welchem sie ihm den Brief, von dessen eigentlichem Inhalte sie nichts ahnte, ausliefern könne, — genug, sie übergab ihm den Brief eines Morgens, wo sie seinem ungestümen Drängen und unaufhörlichen Fragen ferner zu widerstehen, unvermögend war. Zu spät bereute sie ihr voreiliges Handeln, denn die erste Wirkung soll eine erschütternde gewesen sein. Bald darauf beruhigte er sich aber wieder scheinbar, die Wärterin mit mehreren Aufträgen hinwegsendend. — Wer beschreibt aber ihr Entsetzen, als sie ihn, nach einer Stunde wiederkehrend, in seinem Blute schwimmend fand! — Der Unglückliche hatte sich selbst entleibt! Er hatte sein großes, unverantwortliches Vergehen, durch ein noch größeres, noch unverantwortlicheres zu sühnen gesucht! — Der Stich war ihm mitten durch's Herz gegangen! —

Auf dem Tischchen an seiner Seite lag ein gesiegelter, an mich addressirter Brief, den er noch kurz vorher geschrieben. — — —

Nachdem ich diese Kunde vernommen, Ihnen meine Lage zu schildern, erkläre ich mich noch jetzt für unvermögend. Ich will es deshalb Ihrer eigenen Fantasie überlassen, sich dieselbe gehörig auszumalen, da die Sprache doch zu arm dazu wäre. Ich begnüge mich darum, nur zu bemerken, daß dieser der unselige, fluchbeladene Moment war, der meine Jugend vollends vergiftete, jede Freude für ewige Zeit aus meinem Leben hinwegscheuchte, mein ganzes Glück auf das Grausamste vernichtete, und all' meine Hoffnungen für alle Folgezeit in den Staub trat.

Der Brief, dessen ich eben Erwähnung that, war ganz im Tone eines an seinem zeitlichen und ewigen Heile Verzweifelnden geschrieben, eines Menschen, dessen Herz der Tummelplatz der zügellosesten, verheerendsten Leidenschaft geworden, und der darum selber ohne alle Hoffnung ist, sich je wieder zu finden, jeder moralischen Stärke und Kraft entbehrend. Gott möge ihn dereinst mild richten, und seiner Seele gnädig sein, denn sein Handeln war mehr das eines Wahnsinnigen.

Das war also das Schicksal, das traurige, beweinenswerthe Loos meiner ersten und auch meiner einzigen Liebe! — — —

Welch' ein Aufsehen, und welch' mannigfaches Gerede dieser Selbstmord in der ganzen Stadt machte, können Sie sich vorstellen, so wie auch, wie man sich jedenorts bemühte, den wahren Grund alles Vorgefallenen zu erforschen. In welchem Grade mein Ruf und mein ehrlicher Name dadurch litten, und dieses zwar besonders durch das energische und hämische Wühlen meiner Feinde, denen dieser Vorfall so recht Wasser auf ihre Mühle war, ist nicht minder leicht

zu begreifen. Nun durchlief die pikante Neuigkeit, daß er verheirathet gewesen, so wenig dies auch früher Jemand geahnt hatte, mit Blitzesschnelle alle Schichten der kunstliebenden Gesellschaft, natürlich ohne daß auch nur einer an die Möglichkeit dachte, daß eben dieser Umstand auch mir Geheimniß gewesen sein könne. Mit einem Worte, dieses unselige Ereigniß erzeugte einen Scandal, welcher für sich allein, wenn ich nicht außerdem entschlossen gewesen wäre, die Stadt zu verlassen, mich daraus hätte vertreiben müssen. — Und nicht genug, sogar vor Gericht hatte man mich geladen, damit ich mich in mancherlei Beziehungen daselbst rechtfertige, was mir jedoch nicht schwer wurde, da erstlich mein bisher in jeder Hinsicht unbescholtener Lebenswandel für mich sprach, überdies aber jene beiden Briefe, sowohl der meinige wie noch mehr jener von mir, worin ich mich von ihm losgesagt, und der sich noch in seiner Wohnung vorgefunden hatte, den deutlichsten und unumstößlichsten Beweis meiner Unschuld lieferten. Ich war also vollkommen gerechtfertigt, so daß der Richter, ein würdiger, edeldenkender Mann, gerührt von dem großen Mißgeschicke, das mich fast zu Boden drückte, mich herzlich bedauerte und mir liebreich alle Hindernisse aus dem Wege räumte, welche meine Abreise hätten verzögern können.

Daß ich nach solchen Erlebnissen, nach solchen Erschütterungen meines Gemüthes, deren Wirkung ihrem Grund und Wesen nach nicht schnell vorübergehend sein konnte, nicht daran dachte, mich sogleich wieder der Uebung meines Berufes zu unterziehen, ist natürlich. So wie auch, daß ich für's Erste durch einige Monate in stiller Zurückgezogenheit zu leben beschloß, bevor ich irgendwo die Bühne wieder betreten würde. Als meine nächste und heiligste Pflicht erachtete ich es aber, die arme, beklagenswerthe Familie des Unglücklichen aufzusuchen, um Dieser Trost in ihrer traurigen

Lage, und wenn es Noth thäte, so viel meine eigenen Mittel erlaubten, auch eingreifendere Hülfe angedeihen zu lassen. — —

Leider zeigte sich in dem gegenwärtigen Falle die Wahrheit jenes alten, oft bewährten Satzes, daß an eine böse That sich nicht immer nur eine böse Wirkung reihe, und jene in dieser sonach erlösche, sondern daß sich weit öfter Folgen an Folgen ketten, bis das Geschick ermüdet inne hält. So waren auch hier sein Tod und der zermalmende Schlag, der mein Herz getroffen, nicht die alleinigen Wirkungen seines bösen, sündhaften Beginnens gewesen, hiermit hatte sich die Reihe aller möglichen traurigen, und beweinenswerthen Folgen nicht erschöpft. Die Vernichtung meines Lebensglückes und jeder süßeren Hoffnung meiner Seele war eigentlich erst das Signal zum Anfange alles weiteren sich daran reihenden Unglücks gewesen! —

Seiner Gattin hatte ein Schreiben aus der Hauptstadt zu rücksichtslos und plötzlich den Tod ihres Mannes, sowie die Art und Weise desselben berichtet. Aus demselben Briefe hatte sie auch genaue Nachricht davon erhalten, daß derselbe in einem intimen, unerlaubten Liebesverhältnisse mit einer Theatersängerin gestanden habe, ein mehr als hinreichendes Motiv, seine Kälte, sein langes Fernbleiben vom Hause, so wie die Rücksichtslosigkeit, womit er sie und ihre Kinder darben ließ, erklären zu können, da ähnliche Erlebnisse die Erfahrung schon mehr als hundertfältig nachgewiesen hatte. Solch' vernichtendem Jammer fühlte sich aber das arme, ohnedies tiefgekränkte Weib nicht gewachsen. Ihre traurige, äußerst bedrängte Lage hätte sie in frommer Ergebung in den Willen des Höchsten noch ertragen, die schändliche Untreue aber, und gar der Tod ihres Mannes, von dessen eigener Hand heraufbeschworen, ohne Rücksicht auf die Noth der Seinen, brachen ihr das Herz. — Sie unterlag ihrem

Schmerze. — Nachdem sie wenige Stunden nach Empfang jener Schreckensnachricht von einem todten Kinde entbunden worden war, — verfiel sie bald darauf in eine hitzige, unter allen Umständen lebensgefährliche Krankheit, die ihrem Leiden auch in der That nach kurzer Dauer ein Ende machte. Wenige Tage vor meiner Ankunft in dem Städtchen hatte man sie zu Grabe getragen. — Sie hatte der Himmel wol befreit von all' ihrem Kummer und Herzeleide, ihre armen Kleinen waren aber durch ihren Tod zu noch ärmeren, gänzlich hülflosen Waisen geworden! — —

Ich fand bei meiner Ankunft zwei zarte Kinder, einen Knaben und ein Mädchen in einem Alter von 4 und 5 Jahren. Ach, seine Kinder!

Eine Schwester ihrer verstorbenen Mutter, der, selbst arm, für eine zahlreiche Familie zu sorgen oblag, hatte sie um Gotteswillen aus Barmherzigkeit zu sich genommen, damit sie nicht Hungers stürben, nicht in Noth unp Elend umkämen. Was war da zu thun? Konnte hier noch ein Zweifel obwalten? Ich glaube kaum. — Hülfe mußte geschafft werden. Die Vergebung der Mutter, wenn ich der Vergebung überhaupt bedurfte, was ich nicht zu entscheiden wage, konnte ich nicht mehr erlangen, denn sie stand schon vor Gott — also galt es, so viel als möglich die Folgen jener unseligen That wieder gut zu machen, deren unschuldige Ursache ich jedenfalls gewesen war. — Und wer weiß überdies, ob ich auch ganz so unschuldig war an alle Dem, was geschah, ganz so rein, wie ich dachte, und eigentlich noch denke. Wer weiß, ob ich nicht meinen Sinn unbefangener, meinen Blick klarer hätte erhalten sollen! Argwohn hätte mir sein auffallendes, räthselhaftes Wesen immerhin erregen können! —

Ich besaß zu jener Zeit ein nicht unbedeutendes Vermögen; denn ich hatte mir schon bei Lebzeiten meines Va-

ters Einiges — noch mehr aber nach dessen Tode erspart. Dieses, einen kleinen Betrag abgerechnet, entschloß ich mich, ohnes weiteres Bedenken, der Erziehung und dem ferneren Unterhalt der beiden armen Kinder zu weihen. Ich hinterlegte daher die nicht geringe Summe für dieselben gerichtlich mit dem Bedeuten, daß die Zinsen des Capitals zu bestimmten Zeiten als Erziehungsbeitrag für die Kleinen an die braven Pflegeältern auszuzahlen wären, dieses letztere aber unangetastet liegen bleiben solle, bis die beiden Pfleglinge die Jahre ihrer Volljährigkeit erreicht haben würden, wornach sie natürlich nach Belieben darüber zu verfügen hätten. — Für mich hatte ich von dem Ganzen nur so viel zurückbehalten, als ich zur Bestreitung meines bescheidenen Unterhaltes bis zu jener Zeit, wo ich die Bühne wieder betreten würde, benöthigen mochte, indem ich von da an mein weiteres Fortkommen ohnedies in hinreichendem Maße gedeckt sah.

Nach Vollendung dieses, mir heiligen Geschäftes verließ ich das Städtchen, nachdem ich die Kleinen nochmals auf das Dringendste der Sorgfalt ihrer Pflegeältern empfohlen hatte, die mit dem wahren Motiv meines Handelns gänzlich unbekannt, weit davon entfernt waren, zu ahnen, daß eben die Theatersängerin, die, der allgemeinen Meinung nach, den Vater der armen Waisen in's Verderben gestürzt, für diese letzteren so treue Sorge trug, und meine große, ihnen unbegreifliche Güte darum nicht genug loben, und bis in den Himmel erheben konnten. —

In meinem Innern beruhigt, passirte ich bald die Grenze und kam nach M . . . . ., auf dessen berühmte Opernbühne ich nun mein Hauptaugenmerk gerichtet hatte. Der ausgezeichnete Gesangscomponist Peter v. Winter war damals Capellmeister der großen Oper daselbst; ein Mann, dessen liebliche Tongebilde, ich will nur des einzigen „Opferfestes"

gedenken, einst Furore machten, und nur mit großem Unrecht in neuerer Zeit, die doch des Guten und Trefflichen so wenig bietet, einer unverdienten Vergessenheit überliefert wurden. Er kannte mich von früherher, erfuhr zu seiner größten Freude, daß ich frei und ungebunden sei, und folglich die erwünschte Gelegenheit da wäre, mich für seine Bühne zu gewinnen. Ich erklärte mich für einverstanden mit diesem Antrage, fügte jedoch bei, daß ich für den Augenblick noch nicht geneigt sei, den Contract abzuschließen, indem ich durch einen unglücklichen Familienvorfall in meinem Innersten zerrüttet, erst nach ein Paar Monaten der Erholung an das Wiederbetreten der Bühne, und ein weiteres Fortschreiten auf meiner künstlerischen Laufbahn denken könne. Nachdem ich mein Wort gegeben, keine andere Verbindung eingehen zu wollen, fand er sich hierdurch vollkommen zufrieden gestellt.

So wähnte ich mein zukünftiges Schicksal geborgen und hegte die süße Hoffnung, daß der Zorn des Geschickes gegen mich doch nun ausgetobt haben, und ich in meiner Kunst, der ich mich ganz zu weihen im Begriffe stand, weiterhin Ersatz für all' Das finden werde, was mir das Leben durchaus nicht bieten wollte. —

Um mich einigermaßen zu zerstreuen, und bis zu jener Zeit, in der ich mein Engagement antreten wollte, wieder völlig tüchtig und zu meinem Berufe geeignet zu sein, beschloß ich während der nächsten zwei Monate das angrenzende, anmuthige Gebirgsland, mein theures, heimathliches Salzburg zu besuchen, indem nach alter Erfahrung nichts mehr geeignet ist, Herzenskummer zu heilen, als Reisen überhaupt, oder gar das Wiedersehen jener freundlichen, ewig theuren Orte, wo wir unsere Kinderzeit froh verlebt, wenn immerhin diese Erinnerung mit Wehmuth verbunden ist. —

Vierzehn Tage hatte ich schon zu M..... zugebracht,

und war Willens, in Kurzem zu dem genannten Zwecke von dort nach Salzburg abzureisen, als ich eines Morgens nach meinem Erwachen einen äußerst drückenden Kopfschmerz fühlte, der mir das Bett zu verlassen fast nicht erlaubte. Das Ganze der, in jenem Sommer in einem besonders hohen Grade herrschenden Hitze zuschreibend, achtete ich nicht sonderlich darauf, in der sichern Erwartung, daß sich das Uebel wol bald wieder geben werde. Es gab sich aber nicht, sondern nahm sogar noch zu, so daß ich nach einem Arzte zu senden mich gezwungen sah. Der kam, prüfte die Krankheitssymptome genau, konnte aber mit sich nicht in's Reine kommen, da sich keine bestimmte Krankheitsform aussprach. Er äußerte seine Meinung zuletzt dahin, daß es sich hier um keine schon völlig ausgebildete, als vielmehr erst um eine in ihrer Entwicklung begriffene Krankheit handle. Man mußte daher das Weitere in Geduld abwarten. Meine Qual, statt sich zu mindern, nahm zu, und ich berief noch einen zweiten, renommirteren Arzt, der sich mit dem ersteren berieth, aber durchaus der Meinung desselben beipflichtete. — Da, am Morgen des siebenten Tages, zeigte sich ein Ausschlag über meinen ganzen Körper, der sich in den nächstfolgenden immer mehr und mehr entwickelte und deutlicher gestaltete, und den die Aerzte endlich für die echten Blattern erklärten. Staunen erregte ihnen nur der räthselhafte Ursprung der Krankheit, da in der ganzen Umgegend seit langer Zeit kein solcher Fall beobachtet worden war. Als ich ihnen aber berichtete, daß ich vor länger denn einem Monate, eine mir nahe stehende, theuere Person in dieser Krankheit gewartet und gepflegt, säumten sie nicht, eine bei dieser Gelegenheit geschehene Ansteckung, die ungewöhnlicher Weise durch so lange Zeit in meinem Körper schlummernd, nun auf diese oder jene Art sich weiter zu entwickeln begonnen habe, als Grund anzuerkennen.

Anfangs verlief meine Krankheit ganz gutartig und durchaus nicht gefahrdrohend, wenige Tage später aber, wahrscheinlich unter dem Einflusse der großen Sommerhitze, und meines in noch hohem Grade andauernden Gemüthsleidens, änderte sich die Sache, indem sie einen ernsteren, und sogar bedenklichen Charakter annahm. Drei Monate hindurch, während welcher Zeit ich oft zwischen Leben und Tod geschwebt hatte, lag ich schwer leidend darnieder, bis endlich die Kunst der erfahrenen Aerzte und meine gute, kräftige und jugendliche Organisation den Sieg errangen, und ich vom Krankenlager erstand.

Wohl that ich das, aber nicht als dieselbe, die ich ehemals war! — Meine Schönheit war dahin! — Häßliche Narben entstellten mein Antlitz und machten es durchaus unkenntlich, — das Metall und der Wohlklang meiner Stimme waren entschwunden, für immer, unwiederbringlich; — und ein Brustleiden, damals zwar noch nicht gefährlicher Art, aber doch an und für sich schon hinreichend, mir die Ausübung meines früheren Berufes zu verwehren, und nun erst, nach Jahren des Elends und Drangsals, die Ursache meines längst und heiß ersehnten Todes, war mir geblieben! —

Meine Aerzte begnügten sich wohl damit, mir wenigstens das Leben erhalten zu haben — aber welchen Werth konnte dieses noch für mich besitzen, da es mit meinem Lebensglücke erkauft war, das zertrümmert zu meinen Füßen lag! — —

Wer schildert den Schmerz, der mein Herz zerriß, als ich sah, mit welchen Opfern ich mich der Knechtschaft des Todes entrissen hatte. Fast gleich so trostlos waren auch Die, welche schon mit solcher Sehnsucht den erneuten Leistungen meiner Kunst entgegen gesehen. Ob mir aber auch Aerzte von allen Seiten zugesendet wurden, meinen Zustand zu untersuchen, und mir das Verlorene wieder zu verschaffen,

so war doch Alles umsonst; denn das Verlorene blieb fortan verloren, Keiner brachte es mir wieder.

In Allem und Jedem betrogen und getäuscht worden zu sein, in Allem, was der Mensch schön und herrlich nennt, in Allem, was in besserer, hoffnungsvoller Zeit mir als das Einzige und Höchste gegolten! — Ein liebeleeres, verlassenes, verödetes Herz — und ein Leben der Noth und des Elends in Aussicht für meine späteren Tage — und zwar wo ich diese Dinge bis zur bösen Stunde nur dem Hörensagen nach kannte, und niemals dazu bestimmt geschienen hatte, sie näher kennen zu lernen! —

Besser läßt sich all' dies empfinden, als beschreiben! —

Was ich noch hinzuzufügen habe, mein theurer, hochgeehrter Freund! obwol seit jenem Zeitpunkte bis auf den gegenwärtigen Augenblick viele Jahre verflossen sind, ist doch nur äußerst wenig.

Dankbar erkenne ich es noch jetzt an, wie ich damals so thätige, edelgesinnte Freunde gefunden, die sich meiner auf das Liebreichste annahmen, da das Wenige, was ich hatte, gar schnell aufgezehrt war. Demungeachtet aber galt es nun, einen anderen Weg einzuschlagen, indem ich ja nicht immer Anderen zur Last leben konnte. Meine eigene Denkungsart hätte dem zu sehr widerstritten, wenn auch diese Anderen sich dazu bereitwillig erklärt hätten.

Als einziges Glück in meinem Mißgeschicke konnte ich den Umstand betrachten, daß ich in meiner Jugend eine so umfassende, reichhaltige Bildung erlangt hatte. Denn nun mußten mir nebst meinen musikalischen Fähigkeiten meine nicht unbeträchtlichen Sprachkenntnisse und meine Erfahrenheit in fast allen weiblichen Arbeiten dienstbar sein, um mich nicht darben zu lassen. O gewiß, nie wäre es mir früher in den Sinn gekommen, daß ich mir mit eben diesen Dingen, die ich damals, erfüllt von meinem künstlerischen

Streben, als Nebensache betrachtete und als gering ansah, meinen Lebensunterhalt einst werde erwerben müssen. Da segnete ich noch oft das Andenken meines Vaters lange nach seinem Tode, daß er mir eine auch in anderer Hinsicht so sorgfältige Erziehung hatte angedeihen lassen. Nun sah ich erst ein, wie gut es sei, wenn der Mensch auch außer der Ausbildung in seinem Beruf noch anderweitige Kenntnisse besitze.

Ich weihte mich nun dem Unterrichte der weiblichen Jugend. Dem zu Folge erhielt ich auch bald eine annehmbare Stelle in einem angesehenen, adeligen Hause. Mehrere Jahre. lebte ich daselbst still und zurückgezogen, machte sogar mit der Familie einige Reisen, und sah fremde Menschen und Länder. Vergaß ich auch zu Zeiten des Wurmes, der mir tückisch und feindlich unaufhörlich am Herzen nagte, so wurde ich darum doch nimmer meines Lebens froh, denn obgleich mein Unterhalt während meiner Anwesenheit in jenem Hause mehr als hinreichend gedeckt war, so daß mich in der Hinsicht keine Sorge quälte, und man mich mit aller Schonung und Rücksicht behandelte, so blieb darum doch nicht minder die Erinnerung an das Vergangene in meiner Seele wach. Es giebt Wunden, die, dem Herzen des Weibes zugefügt, nun und nimmermehr heilen, während eine Frist weniger Monate oft jede Spur ähnlicher in jenem des leichtsinnigeren Mannes zu tilgen im Stande sind. Eine Thatsache, die wol in den äußeren Verhältnissen desselben, und vorzugsweise in seiner größeren Selbstständigkeit und Unabhängigkeit gegründet sein mag.

Für immer konnte ich aber auch in diesem Hause nicht bleiben. Die Mädchen waren allmählich herangewachsen und bedurften also meiner nicht länger. Ich erhielt hierauf eine andere Stelle, dann wieder eine andere, aber keine so angenehme mehr, als die erste; denn ich mußte durch die Hoffahrt und Anmaßung der Reichen viele Kränkungen und

Zurücksetzungen erdulden. Meine Gesundheit war in Folge meines zwar langsam, aber immer vorwärts schreitenden Brustübels auch oft mehr gestört, so daß ich zu diesem Leben weiterhin nicht taugte. Mit der Familie, bei der ich zuletzt in dieser Eigenschaft lebte, übersiedelte ich hierher nach Wien. Der Aufenthalt gefiel mir so wohl, daß ich auch ferner an diesem Orte zu bleiben beschloß. Zehn Jahre sind seitdem verflossen. Bald nach meiner Ankunft hier gab ich die Gouvernantenstelle in jenem Hause auf, und beschloß, mich in anderer Weise dem Unterrichte der weiblichen Jugend zu unterziehen. Eine Zeit lang lohnte Gott meinen Fleiß in mehr als hinreichendem Grade. Die Kinder liebten mich, und hingen mir innig an. Auch die Eltern waren mit den Fortschritten ihrer Kleinen zufrieden, und hatten alle Ursache es zu sein. Auf ein Mal aber regte sich mein seit längerem schlummerndes Leiden wieder, und zwar mehr als je, so daß ich von jetzt an meinen Unterricht öfters unterbrechen mußte, bis ich ihn endlich ganz aufzugeben gezwungen war. Da stellten sich Noth und Elend immer mehr bei mir ein, bis ich ihnen endlich gar nicht mehr entkam. So schwand ein Jahr nach dem anderen hin, ohne daß sich Gott meiner weiterhin in seiner Gnade erbarmt hätte, als daß er Sie, mein theurer Freund, in meine Nähe führte, um mich noch am späten Abende meines Lebens Trost, oder doch wenigstens momentane Beruhigung in dem Umgange mit Ihnen finden zu lassen, und zwar in einem Zustande, in dem sonst nur die Religion und die zuversichtliche Hoffnung auf ein besseres Jenseits das Herz des Leidenden aufrecht zu erhalten, und vor Verzweiflung zu schützen im Stande wären. — —

Aus all' dem, was Sie nun gehört, wird Ihnen klar geworden sein, daß ich den Tod nicht fürchten könne, da mein Leben nicht so reich an Freuden war, daß ich ihm bang'

und zagend in's Auge blicken sollte, sondern, daß sein Antlitz mir vielmehr das eines lieben, längst erwarteten Freundes, und die Ruhe im Grabe nur ersehnt und süß sein müsse!“ — —

So schloß meine arme Kranke ihren Bericht. — —

Was ich, je nach Zeit und Umständen nur in kürzeren oder längeren Abrissen getrennt, vernommen, theilte ich hier in ein Ganzes vereinigt, durchaus unverändert mit. Ich muß bekennen, daß mich ihre Erlebnisse oft tief erschütterten, und oft zu großer Bewunderung ihres Edelmuthes, und ihrer wahrhaft hohen, menschenfreundlichen Gesinnung hinrissen. Und dieses Herz, das Alle mit solcher Liebe umfaßte, und des höchsten Glückes dieser Erde so würdig gewesen wäre, mußte, aller Liebe beraubt, verzagen, und in Einsamkeit und ungekannt brechen! — —

Wie inhaltsschwer, wie vielbedeutend sind nicht die Schicksale manches Menschen! Wie nutzbringend und segensreich wäre oft nicht ihre Geschichte, wenn man es auch immer der Mühe werth erachtete, darüber reiflich nachzudenken, und die darin schlummernde gute Lehre für sich daraus auszuscheiden!

Wie manches edle, reine Weib, ein Meisterstück der Schöpfung Gottes, mit allen Fähigkeiten ausgerüstet, sich und anderen diese Erde in ein himmlisches Eden umzuwandeln, und an der Seite des redlichen, geliebten Mannes die treueste, hingebendste Gattin, die liebendste Mutter zu werden, muß entweder verkümmern und entarten, angeweht vom vergiftenden Hauche des ruchlosen Lasters, oder verfehlt seine hohe, heilige Bestimmung, nachdem, in seinen süßesten Hoffnungen betrogen, das zarte Blümchen der innigsten Liebe in seinem Busen verwelkte — und stirbt trotz des reichen Fonds so seltener Tugenden doch einsam und verlassen, seines ehelosen Zustandes willen verlacht von einer oberflächlich denkenden, kaltherzigen Menge!

Möchte darum doch Jeder bedenken, wie oft unter dem Spottnamen: alte Jungfer, ein gebrochenes Herz — zu Grabe gegangene Hoffnungen schlummern, die einst am Freudenstrahl des jungen Lebens so lieblich erblühten, und gar tiefe, schmerzliche und nie verharrschende Wunden des innersten Gemüthes! — Möchte doch Jeder fühlen, wie es thut, an Dem, was das Leben das Liebste und Theuerste nennt, zu verzweifeln, und ganz allein und verlassen am Sarge seiner einstigen, jugendlichen Ideale zu stehen, — allein, und den Fuß blutig geritzt von den Dornen, die auf den Pfaden einer ruhelosen Wanderschaft üppig emporwuchern, — allein vor der verhängnißvollen Pforte, die das jetzige von dem künftigen Sein scheidet, — und die Ruhe herbeisehnend unter dem grünenden Hügel, den der Glückliche fürchtet, so wie Der, welcher hier noch etwas Liebes besitzt und sein nennt, und der mit wenigen Schaufeln schlechter Erde das größte, undurchdringliche Geheimniß deckt! — Möchte doch Jeder all' dies fühlen und bedenken — Spott und Hohn würden in der Beziehung um Vieles seltener ihre schmähliche, wahrhaft verächtliche Rolle spielen!

Aber von einer anderen Seite betrachtet, welche gewichtigen, bedeutungsvollen Lehren gehen aus diesem einzigen Beispiele nicht ferner hervor? Ersehen wir daraus nicht, wie wenig man bauen und pochen dürfe auf den Glanz und die scheinbare Unerschütterlichkeit irdischen Looses, und wie wohlbegründet der alte, allbekannte Spruch: „Der Tag sei vor dem Abend nicht zu loben?" Oder, welche verheerende, in vornhinein unberechenbare Folgen oft selbst ein kleiner Fehler, ein Irrthum unscheinbar und im Leichtsinne begangen, nach sich ziehe? — —

Doch um wieder auf meine Kranke zurückzukommen, so ging, geringe Paroxysmen abgerechnet, der Winter ziemlich ruhig für sie vorüber ohne daß ihr Leiden bedeutende Fort-

schritte gemacht hätte. — Als sich aber die strenge Kälte gebrochen hatte, und Bäche und Flüsse wieder unaufgehalten und entfesselt strömten, und sanfte Frühlingslüftchen von den Bergen weheten, da verschlimmerte sich ihr Zustand mit einem Male in hohem Grade, denn nun griff das Uebel rasch und energisch um sich, gleich als wollte es die Zeit, die es in träger Ruhe versäumt, sofort durch besonders gesteigerte Thätigkeit wieder ersetzen. Und als die Sonne ihre Strahlen schon mit erhöhter wärmender Kraft zur Erde herniedersandte, und die ersten Röslein die zarten Knospenhüllen sprengten, schied sie eines Abends leicht, ohne Kampf und Beschwerde aus diesem Leben, das Antlitz sanft verklärt von dem Freudenschein des besseren Jenseits. — Sie starb den leichten, seligen Tod der Gerechten. —

Kein Stein — kein Kreuz bezeichnet das Plätzchen, wo sie ruht, und den süßen, lang ersehnten Schlummer schläft. Kein Zeichen treuer Liebe und frommer Erinnerung schmückt die anspruchslose Stätte, wo ein Herz in Staub zerfällt, wie es deren gewiß nur wenige giebt, ach, ein Herz, dessen erhabene, reine Natur, so wie sein tiefes Leid fast Niemand hier im Leben recht erkannte und würdigte. Hoch und üppig aber wuchert das Gras auf ihrem Hügel empor, worauf der Lenz bei seiner jedesmaligen Wiederkehr Blümchen streut, die wie herausfordernd emporblicken zu den kostbaren, himmelanstrebenden Steinmonumenten in ihrer Nähe, die menschlicher Stolz und Hochmuth kalt und fühllos daselbst aufthürmten.

Der Teufel und die Witwe.

Wohlhabenden und allzu feurigen Witwen zu besonderem Nutz und Frommen erzählt.

Einmal gefreit
In junger Zeit
Hat oft gereut! —
Zum zweiten gar
Mit grauem Haar,
Viel seltner noch zum Heile war!

Vor mehreren hundert Jahren lebte in unserer guten Wienerstadt eine ehrsame Bürgerfamilie, im Schooße des Glückes und irdischer Zufriedenheit, und von männiglich geachtet und geliebt. — Es war dies die Familie des würdigen und festen Herrn Alberti Huetstocker, eines umsichtigen und betriebsamen Handelsmannes, und hochgeschätzten Mitgliedes und Genossen der Wiener Kaufmannsgilde.

Herr Albertus war der jüngste Sohn eines Hauses, das sich zu den Zeiten der Noth und Drangsal der Stadt höchst rühmlich hervorgethan hatte und in mehreren Sprossen, die dem gemeinen Besten auf diese oder jene Weise zu dienen nicht unterließen, kräftig fortblühte, so daß einer von ihnen, der im hohen Rathe der Stadt saß, wie sich aus den

Chroniken ergiebt, seiner Zeit, und zu wiederholten Malen, gar zum Vorstande einer wohlachtbaren Bürgerschaft erwählt ward.

Was aber Herrn Albertum betraf, so war dieser ein ebenso schmucker als geistreicher Mann, von ebenso feinen Manieren als tüchtigem und unermüdlichem Geschäftseifer, und was die Hauptsache ist, ebenso reich und vielvermögend, als gutmüthig und wohlwollend in seinem Herzen gegen alle Menschen. Was Wunder also, daß sich die sanfte, minnigliche Gertrude, ein armes Dirnlein, dessen ganze Habe lediglich in dem vergänglichen Schimmer seiner Reize bestand, recht innig in den jungen, gleichfalls begehrenswerthen und reichen Mann, der um ihr Herzlein buhlte, verliebte, und da nichts fernerhin im Wege stand, ihm auch alsobald zum Altare folgte, um als eheliche Hausfrau getreulich ihr Geschick an das seinige zu ketten.

Zur Ehre Frau Gertrudens mußte man es ihr aber jederzeit nachsagen, daß sie nie vergaß, was sie ihrem Gatten verdankte, der ihr dies auch seinerseits nie roher Weise fühlen ließ, und daß sie als ein sanftes, liebendes und treues Weib nichts unterließ, das Leben des wackeren Mannes zu zieren und zu schmücken und jederzeit emsig bemüht war, ihm mit zartem, echt weiblichem Sinne, manches süß duftende Freudenblümlein auf seine Pfade zu streuen.

Herrn Alberti Huetstocker's Ehe war sonach eine der preiswürdigsten und zufriedensten der Stadt geworden. Jeder echte Biedermann freute sich daran im innersten Herzen, so wie auch mancher hämische, spottsüchtige Junggeselle durch den Anblick so vielen reinen, beneidenswerthen Glückes schier irre ward an seinen Ansichten und sich darum eiligst bemühte, dem lockenden Beispiele zu folgen, wenn auch nicht immer mit gleichem Succeſſe.

Durch vierzehn Jahre hatte das Leben dieser guten, trefflichen Gatten in der besagten Weise gewährt, und reicher Kindersegen ihr Herz erfreut mit noch süßeren, seligeren Hoffnungen für ihre alten Tage, als unvorgesehener Weise Herr Albertus eines Nachts gefährlich erkrankte, und trotz alles angewandten ärztlichen Beistandes auch schon in Kurzem in den Armen der trostlosen, jammernden Gattin, und schmerzlich beweint von fünf unmündigen Kindern, verschied.

Solch ein Jammermoment, der über kurz oder lang das Glück selbst der seltensten Ehe grausam zerstören muß, wiegt doch wohl die Seligkeit zwanzig vergangener Jahre bei weitem auf — so daß es in einem ähnlichen Augenblicke gar leicht wünschenswerth erscheinen mag, niemals so glücklich gewesen zu sein! —

Der böse Feind, der in früheren Zeiten oft auf eine recht auffallende Weise sein muthwilliges und boshaftes Spiel mit dem Loose der Menschen und dem Heile ihrer Seele getrieben hatte, wie uns sowol zu Wien als auch auswärts manche Sage meldet, hatte längst ein gewaltiges Aergerniß genommen an Herrn Alberti stillem, beneidenswerthem Walten und gottgefälligem Treiben, und ihm und seinem Hause darum die glühendste Rache geschworen, weil ihm durch des Letzteren menschenfreundlichen, vorzugsweise aber wohlthätigen Sinn manche Seele unzugänglich gemacht worden war, die außerdem Noth und Elend — die Hauptquellen aller Verbrechen von je — ihm in den Rachen gejagt haben würden.

Dieser frommen, tadellosen Familie beizukommen, so lange deren kluges, echt christliches Oberhaupt lebte und über sie wachte, wollte ihm, trotz dem er alle seine Kniffe und höllischen Ränke anwendete, doch nimmer gelingen, da seine giftigen Pfeile stets machtlos abprallten von dem ehernen

Schilde, den des ewigen Vaters Allgüte vor seine Getreuen hielt. — Nun aber war dies anders geworden. Herr Albertus schlummerte in stiller Erde, sein Arm konnte nicht mehr schirmen, sein Wort nicht mehr warnen und belehren. — Nun nahte die Stunde der Rache — nun sollten Mutter und Kinder büßen, was der Vater ungestraft verübt. — Es konnte nimmer mißlingen, denn Frau Gertrude — so frohlockte er in wahrhaft teuflischer Siegestrunkenheit — war ja ein Weib! —

Frau Gertrude Huetstocker betrauerte ihren Mann wahr und innig, und in allen Züchten und Ehren. — Ihr Schmerz machte sie anfangs fast wahnwitzig, man glaubte, sie müsse ihm schier erliegen. — Doch die Zeit lindert ja jedes Leid, auch das herbste! Und so kam es denn, daß die trostlose Witwe nach und nach ruhiger wurde, sich wol auch öffentlich zeigte, allmählich neuerdings Freude am Leben zu empfinden anfing, hin und wieder sogar lächelte und sich endlich recht verständig in das Unabänderliche zu fügen begann. Bei jenen Personen, die nach einem erlittenen Verluste in ihrem Schmerze am Ausschweifendsten und Untröstlichsten sind, sehen wir dies am Auffallendsten, sie sind es eben, die sich gewöhnlich am Ersten wieder zurecht finden — zumal wenn nicht Noth und Elend die Hauptmerkmale ihrer veränderten Lage bilden. Frau Gertrude sammelte sich also nach einiger Zeit wieder, gedachte ihres verstorbenen Gatten zwar noch immer mit Liebe und wehmüthiger Erinnerung, aber weit ruhiger, umsomehr, als es Viele gab, wie sich bei einer reich begüter-Witwe leicht denken läßt, die sich bemühten, ihr Trost einzuflößen, ja gar mit vorsichtigen Worten darauf anspielten, wie unrecht es sei, daß eine Frau in ihren Jahren und mit ihren körperlichen Vorzügen sich so von der Welt zurückzuziehen sich entschließen könne, und zum Ende noch überdies die Möglichkeit etwaigen Ersatzes des Verlorenen in ihrer Rede durch-

schimmern ließen. So sehr Frau Gertrude anfänglich auch immer mit Mißbilligung solcherlei Reden aufnahm, so konnte sie doch nicht ganz einer Stimme in ihrem Herzen Schweigen gebieten, die trotz ihrer Mißbilligung der Meinung Jener beizupflichten sich erkühnte, und zwar um so weniger, als sie eines Tages zufällig einen Blick nach dem Spiegel warf, und zu ihrem Erstaunen wahrnahm, daß sie das Lächeln in ihrem acht und dreißigsten Jahre doch noch immer gar nicht übel kleide, noch auch sonst ihre Reize in dem Grade abgenommen hätten, daß es schon an der Zeit wäre, für die Welt ganz zu erblinden, und ihren Freuden das Herz vollends zu verschließen. — —

Und so war denn ein Jahr vergangen, seit ihres Eheherrn Ableben, als sich Frau Gertrude im Anbetrachte ihrer noch immer nicht gering zu achtenden körperlichen Vorzüge, wie sie dachte, mit Gott entschloß, sich zum zweiten Male ehelich zu verbinden und den ehrlichen, geachteten Namen Herrn Alberti Huetstocker's, mit jenem des wohledlen, wenn gleich an Jahren etwas weniger zählenden Junkers, der ohne ihren Besitz nicht mehr leben zu können, geschworen hatte, zu vertauschen, um solchergestalt, was die Hauptsache war, das körperliche und geistige Wohl ihrer Söhne, die munter heranreifend, der kräftigen und umsichtigen Leitung des Vaters fürder nicht entbehren konnten, am Zweckmäßigsten zu begründen.

Welche Kämpfe Frau Gertrude in dieser Hinsicht mit den Brüdern ihres verstorbenen Gatten zu bestehen hatte, die, verblendet wie sie waren, diese Verbindung kaum gut heißen konnten, läßt sich kaum schildern. — Ja die Letzteren vermaßen sich sogar so hoch, die Ehre und den Ruf ihres erwählten Sponsen angreifen zu wollen, was jedoch trotz der beigegebenen Gründe, da sie das Herz desselben doch gewiß

besser kannte, keine weitere Aenderung in ihrem Entschlusse nach sich zog, um so weniger, da sie durchaus nicht auf diese ihre Verwandten Rücksicht zu nehmen brauchte, maßen ihr Loos das glänzendste war, und ihr Gatte bei seinem Ableben, in der sicheren Voraussetzung, so das Schicksal seiner geliebten Kinder am Besten zu besorgen, die Hinterbliebene zur einzigen und unumschränkten Herrin seines beträchtlichen Nachlasses gemacht hatte.

Es stand mithin der ferneren Ausführung ihrer Absicht nichts weiter im Wege und sie sank in der ersten Woche nach dem heiligen Osterfeste, als Gattin, beglückt und selig in die Arme des hochentzückten Junkers.

Wie die Sage meldet, wurde an jenem Tage zu Wien ein eigenthümlicher unterirdischer Rumor wahrgenommen, welcher indeß, was freilich Niemand ahnte, nur der Wiederhall der Kesselpauken und sonstigen musikalischen Instrumente aus der Hölle war, wo Satan auf eine glänzende Weise, mit Aufgebot aller ihm zu Diensten stehenden Mittel, das Gelingen, vor der Hand eines Theiles seiner Pläne, feierte. —

Frau Gertrudens zweite Ehe war aber, wie sich bald genügend darthat, nicht im Himmel geschlossen, gleich ihrer ersten. Zu bald nur erkannte sie das Werk des bösen Dämons, der gar schlau die Schwäche und den Wankelmuth ihres eitlen Herzens zu ihrem Untergang benützt hatte, und da er es hauptsächlich auf das Heil ihrer unsterblichen Seele abgesehen hatte, nicht mehr von ihrer Seite wich, und davon abließ, ihr die verderblichsten Rathschläge in's Ohr zu zischeln. Die Lage der Unglücklichen schon nach Verlauf eines halben Jahres, war die verzweiflungsvollste. Mehr als die Hälfte ihres Vermögens, des unantastbaren Eigenthums ihrer geliebten Kinder, war darauf gegangen, die bisher verheimlichten Schulden ihres zweiten Gatten zu decken, dessen zügel-

loses, ausschweifendes Leben bald auch dem Ueberreste die empfindlichste Schlappe beibrachte, wornach er zum würdigen Schlusse mit dem noch übrigen sich heimlich von ihr entfernte, um damit sein Heil in fremden Ländern zu suchen. Mißhandlungen der rohesten Art, sowol ihrer selbst, als auch, was noch mehr, ihrer armen Kinder von der Hand des verächtlichen Wüstlings, wenn sie Anstand nahm, seinen ungestümen Forderungen augenblickliche Folge zu leisten, hatten vordem auch nicht gefehlt, und der laute Tadel und die nicht verhehlte Mißbilligung Aller, die sie einst hochgeschätzt, erfüllten ihr Herz mit der tiefsten Trauer und streuten auf ihr Haupt lange vor der Zeit die Asche der spätesten Jahre. Ihr Elend war nun grenzenlos, wie das ihrer Kinder. Sie hatte sich und sie durch ihr leichtsinniges Gebahren an den Bettelstab gebracht, und — was ihr Inneres mit noch größerer Pein erfüllte — durch das böse Beispiel ihres verworfenen Stiefvaters, das sie täglich und stündlich vor Augen hatten, die Reinheit des Herzens und der Sitten der Letzteren, gar mächtig gefährdet. Da sie ihren beleidigten Verwandten hülfeflehend nicht zu nahen wagte und sonst keinen Ausweg zum Heile sah, faßte sie grimmige Verzweiflung an, die sie sogar an Gottes unendlicher Vatergüte und Barmherzigkeit verzagen ließ, und sie bei einem Haare zur ewigen Verdammniß, dem Bösen in die Klauen geliefert hätte, da sie sinnlos, und in der Voraussetzung, ihre Kinder würden nach ihrem Tode um so sicherer Zuflucht finden in den Häusern der Brüder ihres verstorbenen Vaters, in den Fluthen der Donau Trost und Ende ihrer unerträglichen Leiden zu suchen nicht anstand. Der Herr aber, der ihre Reue kannte, rettete ihre Seele vom Untergange, und bewahrte sie vor der schwersten Sünde in seiner Huld, da irre geleitete Mutterliebe es größtentheils war, die sie getäuscht durch die boshaften Einflüsterungen jenes finstern Lügengeistes, auf diesen furchtbaren Ab-

weg geleitet hatte. Arme Fischer retteten die mit dem Tode Ringende und brachten sie wohl erhalten an's Ufer, auf daß sie in klösterlicher Zurückgezogenheit, in Reue und mit gottergebenem Sinne, unter strenger Buße ihre Tage beschließen könne, nachdem ihre Kinder die gewünschte Zuflucht erhalten hatten, und unter der Leitung ihrer edelmüthigen Verwandten zu achtbaren Bürgern des Staates heranreiften, den Letzteren zur Freude und ihrem Namen zur Ehre. — —

Der böse Feind aber, der es auf Frau Gertrudens unsterbliche Seele abgesehen gehabt, wüthete und tobte in seinem Schlunde auf die schauderhafteste Weise, seitdem mit doppeltem Eifer, allen nur einigermaßen begüterten Witwen durch seine zahlreichen Helfershelfer, die dieselben gewöhnlich in Masse umgaukeln, Netze und Fallstricke stellend, um dann hintenher, wenn Verzweiflung an Gott und seiner Vaterhuld ihm die Seelen der Unbesonnenen in den Rachen geliefert, diese mit allen Martern teuflischer Bosheit und Erfindung büßen zu lassen für jene Eine, die ihm dereinst entgangen. Weshalb die warnenden Verse des menschenfreundlichen und den Lauf des Lebens gar wohl erfassenden Poeten nicht genug zu Herzen gefaßt werden können, die also lauten:

„Einmal gefreit,
In junger Zeit
Hat oft gereut!
Zum zweiten gar
Mit grauem Haar'
Viel seltener noch zum Heile war!“

Sollte hier und da Jemand, was jedoch kaum als denkbar anzusehen ist, an der Wahrheit dieser gewiß höchst lehrreichen Geschichte zu zweifeln sich nicht entblöden, so verweise

ich ganz einfach auf die Erfahrung des Tages, der zufolge alle jene Unglücklichen, welche Frau Gertrudens herbes Loos, wenn auch aus eigener Schuld, zu theilen verdammt sind, das Eingehen ihrer zweiten Ehe gewöhnlich mit den Worten zu verwünschen pflegen: „Der Teufel hat mit mir sein höllisch Spiel getrieben!“ —

Druck von Philipp Reclam jun. in Leipzig.



Dr. Falkner's

gesammelte Schriften.

Erster Band.

Erzählungen.

Erster Theil.

Leipzig,
Verlag von Christian Ernst Kollmann.
1857.

Druck von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

